

## Der ITPS-Kurs „Sozialtherapie“: eine staatlich geförderte Weiterbildung

Das ITPS ist assoziiert mit der Landakademie Weilrod e.V., der einzigen Landakademie in Hessen und der einzigen, die seitens der Lehrenden auf ehrenamtlicher Basis tätig ist. (Land-)Akademien sind keine Hochschulen, sie sind - um einmal Wikipedia zu bemühen - „Fort- und Weiterbildungseinrichtungen - vor allem für Multiplikatoren in sozialen oder kulturellen Berufen, die mit staatlicher Unterstützung getragen werden“. Daher steht auf allen Zeugnissen und Urkunden der Landakademie Weilrod und des ITPS: „Gefördert vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst“. Diese staatliche Förderung und die Ehrenamtlichkeit der Lehrenden (und der Vorstandsmitglieder des Trägervereins) sind verantwortlich für die einzigartige Erschwinglichkeit dieser Kurse. Der gemeinnützige Trägerverein hat rund hundert Mitglieder, die durch ihre Beiträge ebenfalls dazu beitragen, die Studienmaterialien nahezu zum Selbstkostenpreis anzubieten.

Vornehmlich ist Sozialtherapie ein Hochschulfach oder ein Zusatzstudium z.B. für medizinische u.ä. Berufe. Dann unterliegt das Studium der Studienordnung eines universitären Fachbereichs. Und es gibt Anstellungsträger, die ausschließlich Absolventinnen und Absolventen mit Hochschulabschluss akzeptieren. Aber die Bundesagentur für Arbeit erklärt auch ausdrücklich: „Es gibt die Möglichkeit, die Weiterbildung im Anschluss an eine Berufsausbildung im sozialen, medizinischen oder therapeutischen Bereich (z.B. Erzieher/in oder Pflegefachmann/-frau) zu absolvieren“ (so nachzulesen im Internet, Stichwort Sozialtherapeut/-in). Das ist der studienpraktische Anknüpfungspunkt der Lehrbücher des ITPS.



[www.institut-fuer-sozialtherapie.de](http://www.institut-fuer-sozialtherapie.de)

Institut für Theorie und Praxis der Sozialtherapie

EINFÜHRUNG IN GRUNDFRAGEN DER KOMMUNIKATION

BERATUNGSGESPRÄCHE: HELFENDE BEGEGNUNGEN

HELFEN: MOTIVE UND MODELLE

FAMILIEN KENNEN UND BERATEN

SOZIALISATION

SOZIALARBEIT - SOZIALPÄDAGOGIK



Institut für Theorie und Praxis der Sozialtherapie  
an der gemeinnützigen Landakademie Weilrod e.V.  
Gefördert vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Zweite, überarbeitete Auflage 2022

1

STUDIENBRIEFE  
1 - 6

# **Die Studienbriefe sind Arbeitsmaterialien für Seminare des Instituts für Theorie und Praxis der Sozialtherapie (ITPS)**

## **Inhalt:**

Studienbrief 1:

Was Sozialtherapeutinnen und -therapeuten über  
Kommunikationswissenschaft wissen sollten

Studienbrief 2:

Beratungsgespräche: wie helfende Begegnungen zustande kommen

Studienbrief 3:

Helfen: Motive - zur Selbstverständigung

Studienbrief 4:

Familien kennen und beraten

Studienbrief 5:

Sozialisationswissen

Studienbrief 6:

Grundlagen und Methoden der Sozialarbeit/Sozialpädagogik



---

# Einführung in Grundfragen der Kommunikation

Studienbrief 1



*Sehr geehrte Damen und Herren!*

*Dieser erste Studienbrief soll Ihnen Grundwissen in Kommunikationswissenschaften nahebringen. Dieses Wissen soll wiederum Grundlage der Beratungskompetenz sein, die Sie anstreben (dem Thema Beratung wird ein anderer Studienbrief gewidmet sein).*

*Der Text dieses Studienbriefs ist Teil einer universitären Vorlesungsreihe und enthält zudem Arbeitspapiere, die ich für Hochschul-Seminare vorbereitet hatte. So erklärt sich das Nebeneinander von z.T. lockerem Erzählstil und eher spröden Textpassagen.*

*Ein umfassendes Verzeichnis der zitierten Literatur finden Sie im letzten Studienbrief.*

Ihr Horst Seibert

## **Einführung in Grundfragen der Kommunikation**

1. Ein Ausschnitt aus "Alice hinter den Spiegeln" von *Lewis Carroll*:

*... sie vernahm ein Geräusch, das ihr wie das Schnauben einer großen Lokomotive vorkam, ganz nah im Wald, und zugleich fürchtete sie, es könnte vielleicht von einem wilden Tier kommen. "Gibt es in dieser Gegend viele Löwen und Tiger?" fragte sie zaghaft.*

*"Das ist nur der Schwarze König", sagte Zwiddeldei. "Er schnarcht."*

*"Komm und schau ihn dir an!" riefen sie zu zweit, fassten Alice beiderseits an den Händen und führten sie zu dem schlafenden König.*

*"Sieht er nicht wunderhübsch aus?" fragte Zwiddeldum.*

*Da hätte Alice freilich lügen müssen. Er hatte eine hohe schwarze Schlafmütze mit einer Quaste auf, lag zu einem unordentlichen Häuflein zusammengerollt da und schnarchte laut. "Der schnarcht sich auch noch einmal die Seele aus dem Leib!" bemerkte Zwiddeldum dazu.*

*"Wenn er sich in dem feuchten Gras nur keine Erkältung holt!" sagte Alice, denn sie war ein sehr umsichtiges Mädchen.*

*"Er träumt", sagte Zwiddeldei; "und was, glaubst du wohl, träumt er?"*

*Alice sagte: "Das weiß keiner."*

*"Nun, d i c h träumt er!" rief Zwiddeldei und klatschte triumphierend in die Hände. "Und wenn er aufhört, von dir zu träumen, was meinst du, wo du dann wärst?"*

*"Wo ich jetzt bin, natürlich", sagte Alice.*

*"So siehst du aus!" entgegnete Zwiddeldei verächtlich. "Gar nirgends wärst du. Du bist doch nur so etwas, was in seinem Traum vorkommt!"*

*"Der König da", fügte Zwiddeldum hinzu, "brauchte bloß aufzuwachen, und schon gingst du aus peng! wie ein Kerze!"*

*"Gar nicht!" rief Alice empört. "Und außerdem, wenn i c h nur etwas bin, was in seinem Traum vorkommt, was seid denn dann i h r, möchte ich gerne wissen!"*

*"Das nämliche", sagte Zwiddeldei. "Das nämliche, das nämliche!" rief Zwiddeldum.*

*Dabei schrie er so laut, dass Alice nun doch lieber sagte: "Still doch! Du weckst ihn noch auf mit deinem Geschrei."*

*"Na, du wärst mir die Rechte!" sagte Zwiddeldum. "Ihn aufwecken! Wo du doch nur in seinem Traum vorkommst. Das weißt du doch ganz genau, dass du nicht wirklich bist."*

*"D o c h bin ich wirklich!" sagte Alice und begann zu weinen.*

*"Vom Weinen wirst du kein bisschen wirklicher", bemerkte Zwiddeldei; "du hast also gar keinen Grund dazu."*

*"Wenn ich nicht wirklich wäre", sagte Alice, halb lachend und halb weinend, so unsinnig kam ihr das Ganze vor, "dann könnte ich doch gar nicht weinen!"*

*"Du hältst das doch hoffentlich nicht für wirkliche Tränen, was du da weinst" fiel ihr Zwiddeldum verächtlich ins Wort...*

Ein Problem, das die Forschung stark interessiert: wie wirklich, wie "objektiv" sind unsere Träume? Wer oder was kommuniziert da mit mir? Kommuniziere ich da nur mit mir selbst? Wenn ich meinen Chef träume oder meine Angebetete: Bin ich das selbst? Nur in anderer Gestalt? Oder haben sie etwas Eigenes, etwas außerhalb von mir? Kommuniziert da also am Ende jemand anderes mit mir? Und wie wirklich bin ich, wenn ich in meinen eigenen Träumen vorkomme? Wenn ich meinen Traum von mir selbst abbreche, vernichte, wieviel von mir wird dann vernichtet?

Der Psychologe *Calvin Hall* formulierte einmal, ein Traum sei ein Brief an sich selbst, ein Brief, den uns unser Geist schreibt. Wer schreibt mir also diesen Brief? Wenn mein sog. Unterbewusstsein mit mir kommuniziert, wer kommuniziert da mit mir?

Der große *C.G. Jung*, einer der Ahnväter der Psychoanalyse, glaubte, dass sich ganz tief in uns, aus uns heraus, sog. Archetypen zu Wort meldeten. Bilder, Symbole, Botschaften aus den Anfängen der Geschichte. Wir würden demnach mit unserer Herkunft kommunizieren, mit einer Geschichte, deren winziger Teil wir selber sind. Eine Geschichte, die wir nicht auslöschen könnten, ohne uns selbst auszulöschen. Alice lässt grüßen!

Selbst wenn sie nur Selbstgespräche wären, wären unsere Träume eine Form der Kommunikation; aber höchstwahrscheinlich sind sie nicht nur Selbstgespräche, sondern Zwiegespräche mit Vorgängigem, mit Hintergründen des Lebens. Das ist das erste, worauf ich hinweisen wollte: Kommunikation kommt tief von innen und führt in die Tiefe. Wo diese **Tiefendimension der Kommunikation** nicht mehr zum Tragen kommt, werden Menschen im Wortsinne "oberflächlich" und seelisch krank. Die Verflachung heutiger Kommunikation, etwa durch die Massenmedien, oder die Verflachung durch standardisierte Sprache (auch in manchen sozialen Berufsfeldern) hat eine inhumane Dimension.

2. Die wahrscheinlich schwierigste Frage des Kommunikationsproblems wird aufgeworfen durch die neuere Hirnforschung. *John Eccles* und *Karl Popper* veröffentlichten vor einigen Jahren ihr Buch "Das Ich und sein Gehirn"; seitdem muss das menschliche **Gehirn als Kommunikationsorgan** angesehen werden; nicht nur in dem Sinne, dass es Kommunikation

irgendwie steuert, sondern dass es tatsächlich selbständig kommuniziert. Insofern ist der Buchtitel "Das Ich und sein Gehirn" Programm.

1977 hatte der Neurophysiologe *Eccles* die sog. Neocortex-Moduln entdeckt. Demnach setzt sich die große, gefaltete Fläche der Großhirnrinde etwa 2500 qcm in der Fläche und 3 mm in der Dicke aus etwa 4 Millionen kleinen, vertikalen Elementen zusammen, Moduln eben, die eigentlich Kommunikationseinheiten darstellen. Diese Moduln müssen erregt worden sein, bevor wir einen Gedanken denken. Zahllose Experimente haben seitdem gezeigt, dass Geist und Hirn nicht identisch sein können, wohl aber aneinander gekoppelt sind. Der gegenwärtige Stand unseres Wissens um die Art und Weise, wie Wissen entsteht, besagt: Hirn und Geist sind miteinander wechselwirkende, aber grundsätzlich unabhängige Systeme. Das Ich und sein Gehirn halt. *Eccles* und *Popper* haben dafür den Begriff des "Liaison-Hirns" geprägt. Es gibt offenbar eine Liaison zwischen Teilen unseres Hirns und einem selbstbewussten Geist, wer immer das ist (wir wissen's nicht). Nach *Eccles* tastet unser Geist ständig das Hirn ab, um aus den verschiedenen Mustern der Hirnrindenaktivität die Komponenten auszuwählen, die er entsprechend seinen augenblicklichen Interessen und Zielen in seine bewusste Erfahrung eingliedert. In gewisser Weise wird, bevor wir einen Gedanken denken, darüber entschieden, dass und wie wir ihn denken. In letzter Konsequenz stellt sich die Frage: Wer oder was denkt uns? Wir kennen die Partner in dieser Liaison noch nicht oder höchstens ahnungsweise. Immerhin steht fest, dass jeder von uns Teil eines Kommunikationsgeschehens ist, dessen Regeln wir noch gar nicht richtig verstehen, dass jeder von uns Sender und Empfängeranteile hat, die uns einerseits unverfügbar sind, die andererseits darüber entscheiden, was wir denken können. Wer sich also ernsthaft mit Fragen der Kommunikation beschäftigt, wird an die Ränder der Demut und des Staunens geführt. Jeder, der verantwortungsvoll kommuniziert und etwas Bescheid weiß, weiß, dass zuvor in ihm und mit ihm kommuniziert wurde, dass Kommunizierenkönnen ein Geschenk ist. Daher gibt es Menschen, die es können ohne jedes Training, und es gibt Menschen, die können es nicht nach dem zehnten Kommunikationskurs.

3. Ich habe zunächst meinen Augen nicht getraut, aber zwei so unterschiedliche Wissenschaftler wie Jacques Monod (in seinem Buch „Zufall und Notwendigkeit“) und Richard Dawkins (in seinem Bestseller „Das egoistische Gen“) vertreten tatsächlich die Theorie, eine Idee funktioniere wie ein Virus: man werde von ihr „angesteckt“ (Monod), sie „springe über von einem Gehirn zum andern“ (Dawkins). Das steht tatsächlich da: in zwei ansonsten recht agnostischen Wissenschaftsbestsellern. Und so wie manche Menschen von einem Virus total befallen werden, manche nur in abgemilderter Form, manche überhaupt nicht, weil sozusagen eine je individuelle Kommunikation zwischen Virus und potentielltem Empfänger mit offenem Ausgang stattfindet, so sei es mit den Ideen, mit geistreichen Einfällen und Informationen: manches „geht einfach nicht an einen“, wie wir zu sagen pflegen, wenn wir einen Satz auch nach fünfmaligem Lesen noch nicht verstanden haben; und manches springt einen regelrecht an: man weiß eigentlich alles schon, bevor man es zuende gelesen hat.

Das könnte dann auch die Stabilität einer Idee erklären, wenn sie erst einmal Besitz von uns ergriffen hat, und das macht die Besonderheit des Geistes aus: Man kann Bücher verbrennen, Plakate von der Wand reißen, Denkmäler von ihren Sockeln stürzen und unbequeme Denker in die Wüste schicken: den Geist, wenn er erst einmal Besitz ergriffen hat von einem Menschen, den kann im Grunde keiner mehr austreiben, ist menschlicher Verfügung weithin entzogen. Man kann sich nicht zwingen, etwas zu vergessen.

Es gibt **quasi-spirituelle Kommunikation** (in wissenschaftlicher Sprache z.B.: Quantenkommunikation, s.u. Exkurs), und hierbei sind unser Wollen und Trachten nur bedingt beteiligt. Es kann sein, dass etwas über uns kommt wie an Pfingsten, ein Geistbefall sozusagen. Wer die Möglichkeit und die Wirklichkeit solcher Vorgänge bezweifelt, hat offenbar nicht nur alten Glauben, sondern auch neues Wissen wider sich.

#### **Ein Zwischenfazit:**

- *Eine gute Idee findet schon ihr Hirn (vgl. Monod und Dawkins).*
- *Die besten Ideen denken sich selbst.*
- *Wir sind die letzten, die erfahren, was unser Hirn denkt.*

#### **Exkurs**

Die neuere Forschung kennt das Phänomen der sog. Quantenkommunikation. Nach Andreas Huber (Quanten- und Energiemedizin, 1999) gibt es „kommunikative Prozesse als holistische Interaktionen“ (im Ansatz bereits seit Max Plancks quantentheoretischem Modell denkbar). Björn Nordenström, Mediziner, als Krebsforscher langjähriges Mitglied der Nobelpreiskommission, entdeckte bereits in den 1980er Jahren einen „Kreislauf der Bioelektroströme“ (BCEC: Biologically Closed Electrical Circuits)“, „ein weiteres, vom zentralen Nervensystem unabhängiges bioelektrisches Kreislaufsystem“. Die so beschriebenen Wirkungen sind nicht nur für interne bioelektrische Abläufe des menschlichen Körpers verantwortlich, sondern wirken über den Körper hinaus – auf andere Körper: „Diese BCEC-Ströme produzieren Magnetfelder, die intern 'kommunizieren', aber ebenso über die Körpergrenzen wechselwirken“.

4. Aus der Frühgeschichtsforschung, aber auch aus Beobachtungen etwa der Kleinkinderpsychologie wissen wir: Kommunikation ist ein menschliches Mittel, um sich die Welt verfügbar zu machen, zugänglich; wir sprechen die Welt an und unterwerfen sie damit den Spielregeln unserer Wahrnehmung, unserer Logik. Der Animismus und der Namenszauber sind Beobachtungsfelder dafür: sog. Primitive sagen den Wolken, sie sollen regnen; sie sagen dem Vulkan, er solle nicht Feuer speien; Kinder schimpfen mit dem Stein, über den sie gestolpert sind; Autofahrer loben ihr Auto nach einer besonderen Leistung. Vor allem Namensgebung ist ein Herrschaftsakt; aber auch wer nur um den Namen, die Bezeichnung, weiß, weiß um das Wesen, hat Macht; diesem Mechanismus fiel Rumpelstilzchen zum Opfer, und davon profitieren andere: es ist nachweislich so, dass die Klassenlehrer oder Gruppenleiter, die die Namen ihrer Schüler oder

Gruppenmitglieder schneller lernen und beherrschen als andere Lehrer oder Leiter, weitaus größere Akzeptanz haben, rascher beeinflussen können. Für unsere Vorfahren und für unsere Kinder verliert die Welt einen Teil ihrer Schrecken, wenn man sie ansprechen kann, die Dinge beim Namen nennt. Kommunikation ist zutiefst ein **Aneignungsinstrumentarium**.

5. Dies zeigt sich in der **kindlichen Sprachentwicklung** (hier dargestellt nach M.A.K. Halliday: Relevante Sprachmodelle; in: D. Kochan, Hg.: Sprache und kommunikative Kompetenz):

**5.1. Das "Ich will"-Stadium:**

Hier ist Sprache vornehmlich ein Hilfswerkzeug, um materielle Bedürfnisse zu befriedigen.

**5.2. Das "Tu, was ich dir sage"-Stadium:**

Das Kind erfährt, dass sein eigenes Verhalten — durch die Eltern oder auch durch ältere Geschwister — sprachlich reguliert wird; das Kind übernimmt danach die regulative Funktion der Sprache, um sie in seinen Dienst zu stellen, um seinerseits Macht oder Einfluss auf Menschen oder Dinge auszuüben.

**5.3. Das "Ich und du"-Stadium:**

Das Kind hat erfahren, dass die Sprache menschliche Beziehungen herstellt bzw. aufrechterhält; das Kind, beginnt seinerseits, so Beziehungen aufzunehmen.

**6.4. Das "Hier bin ich"-Stadium:**

Das Kind begreift, dass seine Sprache ein Teil seiner Persönlichkeit ist, Repräsentation des Ich.

**5.5. Das „Warum“-Stadium:**

Das Kind beginnt, nun neben Händen, Augen, Ohren und Nase auch die Sprache gezielt als Mittel zur Erforschung der Umwelt einzusetzen.

**5.6. Das „Stell dir vor“-Stadium:**

Die Sprache wird zum Ausdruck kindlicher Imagination; das Kind schafft sich mit seiner Sprache ein Experimentierfeld für Wirklichkeit und Phantasie.

**5.7. Das "Ich will dir was erzählen"- bzw. "Ich hab dir was zu sagen"-Stadium:**

Das Kind wird fähig, erkannte, durchschaute, verstandene Sachverhalte mitzuteilen.

6. Sprache ist aber nicht nur Aneignung der Wirklichkeit, Sprache **schafft** auch Wirklichkeit. Wie ich mit der Wirklichkeit kommuniziere, das verändert sie. Ich kann beispielsweise eine Krise herbeireden oder sie wegreden. Ich lobe einen Schüler, und er wächst fortan über sich hinaus; er wird tatsächlich objektiv, messbar, besser. Ich sage einem: Aus dir wird nie 'was, und seine Leistungen sacken ab. In der Kommunikationswissenschaft heißt dieses Phänomen **SEP/ Selbsterfüllende Prophezeiung**. *Watzlawick* definiert: „Bei der selbsterfüllenden Prophezeiung... handelt es sich um Phänomene, die nicht nur an den Grundlagen unserer persönlichen Wirklichkeitsauffassung rütteln, sondern auch das Weltbild der Wissenschaft in Frage stellen können. Ihnen allen gemeinsam ist die offensichtlich wirklichkeitsschaffende Macht eines bestimmten Glaubens an das So-Sein der Dinge...“ - „Eine aus der selbsterfüllenden Prophezeiung resultierende Handlung...schafft erst die Voraussetzung für das Eintreten des erwarteten Ereignisses

und e r z e u g t in diesem Sinne recht eigentlich eine Wirklichkeit, die sich ohne sie nicht ergeben hätte...“ (Paul Watzlawick, *Die erfundene Wirklichkeit*)

Aus der Religionsgeschichte gibt es unzählige Beispiele für die Richtigkeit dieser Theorie. In Religionen oder religiösen Gruppen, in denen man z.B. an Wunder glaubt und sich ständig Wundergeschichten erzählt, geschehen sehr viel mehr Spontanheilungen als üblicherweise bei uns. Man muss schon mit etwas Besonderem rechnen, wenn es eintreten soll. Und nach Beobachtung der Thanatologen ist noch an den Rändern unseres Lebens dieser Mechanismus wirksam: wer sich in reifer, abgeklärter Weise auf den Tod vorbereitet, stirbt leichter, aber früher; wer abwehrt und das Sprechen darüber verdrängt, stirbt schwerer, aber lebt statistisch etwas länger.

7. Überhaupt ist das Verhältnis von **Sprache und Wirklichkeit** eine überaus spannende Frage. Nach heutigem Stand der Forschung stellen sich die Dinge so dar, dass verschiedene Sprachlogiken Ausdruck völlig unterschiedlicher Wahrnehmungen von Wirklichkeit sind und umgekehrt: verschiedene Weisen der Wahrnehmung von Wirklichkeit schaffen verschiedenes Sprechen von Wirklichkeit, von eigentlich ein und derselben Wirklichkeit, die aber je nach Wahrnehmung und Sprechen wie eine völlig andere erscheinen kann.

Die beiden amerikanischen Ethnolinguisten *Sapir* und *Whorf* sind besonders bekannt geworden durch ihre Untersuchungen der indianischen Hopi-Sprache. Sie zeigten, dass das Hopi nur eine Zweiteilung der Verbaltempora hat, der Zeitformen. Die bei uns verwendeten Formen von Vorzeitigkeit und Gleichzeitigkeit, von Vergangenheit und Gegenwart also, sind in der Hopi-Sprache zusammengefasst. Das heißt, schon Geschehenes und gerade Geschehendes werden sprachlich nicht unterschieden. Was für uns vergangen ist, ist für die, die anders von der Wirklichkeit sprechen, ständig präsent. Das Lebensgefühl ist demnach ganz anders, das Zeitgefühl ist komplexer, geraffter. Wir können es uns eigentlich gar nicht vorstellen; es ist dieselbe Geschichte und Gegenwart, aber weil wir ganz anders darüber denken und sprechen, kommen wir in diesen Erlebniskosmos gar nicht wirklich hinein. Die Art, wie wir über Wirklichkeit kommunizieren, entscheidet darüber, was sie für uns ist. Wie wir sprechen, so denken wir, so nehmen wir wahr.

Wir haben unsere Denk und Sprechlogik ganz stark von den alten Griechen gelernt. Wir halten es für die normalste Sache der Welt, die Zeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufzuteilen: dabei ist das Ganze nur Ergebnis einer kulturell-philosophischen Übereinkunft. Wir sahen schon: es gibt Kulturkreise mit anderen Zeitformen.

Oder wir haben gelernt, in Formen des Aktiv und des Passiv zu denken und zu sprechen. Das ist eine sehr alternative Sicht menschlicher Wirklichkeit: entweder ich tue etwas, oder mir wird etwas getan. Es gibt sprachlich nichts dazwischen. Und das ist nach allem, was wir heute aus den modernen Wissenschafts- und Erkenntnistheorien wissen, nicht realistisch. Es gibt sehr wohl

Sprachen, z.B. das Hebräische, also die Sprache des Alten Testaments, in denen zentrale Begriffe aktiv und passiv in einem sind; sie drücken ein Handeln und ein Ergehen in einem aus und sagen damit: indem einer dies oder das tut, ergeht es ihm so und so, seine Befindlichkeit und sein Handeln hängen zusammen.

Und wir haben gelernt, in Subjekt- und Objektformen zu denken und zu sprechen. In unserem so geprägten Denken und Sprechen muss immer einer sozusagen der Täter und einer sozusagen das Opfer sein. „Ich begegnete gestern Herrn Müller“ sage ich und tue damit so, als sei ich das handelnde Subjekt gewesen; eine sehr künstliche Weise, von einander zu sprechen. Wir denken uns nichts dabei, ständig so zu sprechen. Die moderne Physik und die Biologie lehren uns: alles, was lebt, ist in einem ständigen wechselseitigen Austausch miteinander.

Vom wechselseitigen Austausch, vom gegenseitigen Aufeinanderangewiesensein aller lebenden Systeme will ich nachher noch etwas erzählen; ich möchte noch für einige Minuten bei der Sprache bleiben. Der Schweizer Forscher *Jean Gebser* hat in seinem epochalen Werk "Ursprung und Gegenwart" darauf hingewiesen, dass unsere indogermanischen Sprachwurzeln eigentlich ein anderes Wirklichkeitsverständnis ausdrückten. Unsere urtümliche Sprache war einmal viel synthetischer, ganzheitlicher, als unsere relativ künstliche Subjekt-Objekt-, Aktiv-Passiv-, Ursache-Wirkungs- Sprache. Unsere alten Wörter aus der indogermanischen Sprachfamilie sind ursprünglich von polarer Ganzheit; d.h., sie fassen Gegensätzliches zusammen; oder besser: sie drücken in einem aus, was wir als gegensätzlich zu betrachten gelernt haben. "Tat" und "tot" kommen aus derselben Wortwurzel, "Maß" und "Masse", "Muss" und "Muße", "Helle" und "Höhle" oder „Hölle“.

Ein wörtliches Zitat über einen besonders merkwürdigen Zusammenhang; *Gebser* schreibt: „...des Überdenkens wert dürfte dieser Prozess (des Doppeldeutigwerdens, H.S.) sein, wenn er sich bei einem Schlüsselwort der abendländischen Vorstellungswelt zu erkennen gibt: das lateinische 'deus' und das französische 'dieu' gehen auf das gleiche Sanskritwort 'deva' zurück wie das englische 'devil' und das deutsche 'Teufel'.“ Sogar Gott und Teufel haben wir einmal in einem Wort ausgedrückt vor ferner Zeit. Wir können nur ahnen, wie wir heute dächten, hätten wir diese Sprachlogik beibehalten.

Dass wir gelernt haben, eine Ursache-Wirkungs-Sprache zu sprechen, ist überaus folgenreich. Was die moderne Ökologiebewegung beklagt, ließe sich auch von daher betrachten: wir haben nach diesem Modell die Natur und die anderen Menschen zu unseren Objekten gemacht. Oder, um einmal auf eine ganz andere Ebene zu kommen, wir haben Rechtssysteme entworfen, die wir für ganz vernünftig halten, die aber ebenfalls nur der künstlichen Logik entsprechen. Ausdruck des Ursache-Wirkungs-Prinzips ist auf ethischer Ebene das Schuldprinzip. Etwas ist an etwas schuld. Oder wir kennen das Verursacherprinzip. Wir würden es nicht kennen, hätten wir nicht die dazu passende Sprache.

Soll heißen: alle unsere Lebensordnungen, unsere sittlich-religiösen und rechtlichen, hängen mit den Spielregeln unserer Kommunikation zusammen.

8. Die modernen Naturwissenschaften mussten in den letzten Jahrzehnten endgültig Abschied nehmen von den mechanischen, mechanistischen Grundmodellen. Die einfache, aber vertrackte Wahrheit lautet: Alles hängt mit allem zusammen. Jedes beeinflusst jedes. Alles ist im Austausch mit allem, so dass man eigentlich gar nicht sagen kann: Dies ist die Ursache dafür. Alles und jedes hat eine unendlich lange Vorgeschichte mit tatsächlich eigentlich unzähligen Weiterwirkungen und Rückwirkungen. **Im Grunde ist alles Geschehen Kommunikation.**

Das Kommunikationsmodell ist von daher die Brücke zwischen den verschiedensten Wissenschaften und ethischen Systemen: zwischen Naturwissenschaften und Psychologie, Pädagogik oder auch Religion. Seit das Kommunikationsmodell der Wirklichkeit dominiert, können all diese Wissenschaften und Glaubensformen wieder miteinander sprechen; das Kommunikationsmodell der Wirklichkeit fördert die Kommunikation zwischen denen, die je auf ihre Weise Wirklichkeit beschreiben. Vor allem: die Diskrepanz zwischen objektiver Wissenschaft und subjektivem Wissen und Glauben ist dahingeschmolzen. In einem Gespräch mit *Werner Heisenberg* sagte *Albert Einstein* (*Heisenberg hat's aufgezeichnet und veröffentlicht*):

„...vom prinzipiellen Standpunkt aus ist es ganz falsch, eine Theorie nur auf beobachtbare Größen gründen zu wollen. Denn es ist ja in Wirklichkeit genau umgekehrt. Erst die Theorie entscheidet darüber, was man beobachten kann. Sehen Sie, die Beobachtung ist ja im allgemeinen ein sehr komplizierter Prozess. Der Vorgang, der beobachtet werden soll, ruft irgendwelche Geschehnisse in unserem Messapparat hervor. Als Folge davon laufen dann in diesem Apparat weitere Vorgänge ab, die schließlich auf Umwegen den sinnlichen Eindruck und die Fixierung des Ergebnisses in unserem Bewusstsein bewirken“.

Der Kommunikationsforscher Watzlawick sagt Entsprechendes: „...denn die Wirklichkeit ist doch offensichtlich das, was wirklich der Fall ist, und Kommunikation nur die Art und Weise, sie zu beschreiben und mitzuteilen. Es soll gezeigt werden, dass dies nicht so ist; dass das wacklige Gerüst unserer Alltagsauffassungen der Wirklichkeit im eigentlichen Sinne wahnhaft ist, und dass wir fortwährend mit seinem Flickern und Abstützen beschäftigt sind selbst auf die erhebliche Gefahr hin, Tatsachen verdrehen zu müssen, damit sie unserer Wirklichkeitsauffassung nicht widersprechen, statt umgekehrt unsere Weltanschauung den unleugbaren Gegebenheiten anzupassen...“ (*Paul Watzlawick, Wie wirklich ist die Wirklichkeit?*)

Das moderne Menschenbild wurde im Gefolge der Kommunikationstheorie der Wirklichkeit neu ausbalanciert, wie ich an dieser Stelle einflechten möchte. Zum einen erscheint innerhalb der Kommunikationslogik der Mensch ungemein ermächtigt und einflussfähig; Sie kennen vielleicht das berühmte Beispiel aus der Meteorologie (m.W. erstmals in Deutschland veröffentlicht in GEO Wissen Nr. 2/1990), den sog. Schmetterlingseffekt: wenn schon der Flügelschlag eines

Schmetterlings in China den thermischen Ausschlag dafür geben kann, eine ebenso empfindliche wie dynamische Entwicklung in Gang setzen kann, dass zwei Wochen später in Amerika ein Wirbelsturm tobt: wieviel mehr ein Mensch! Wieviel mehr ist menschenmöglich! Wir können in der Regel gar nicht wissen, welche und wieviele Wirkungen tatsächlich ausgehen von jeder unserer Handlungen. Objektiv betrachtet, ist jeder Mensch weit wirkungsvoller, als er häufig selbst anzunehmen bereit ist.

Das ist die eine Seite. Unser Eingebundensein in unzählige Austauschprozesse hat noch eine andere Seite. Ich will sie anhand des Theaterstücks von *Max Frisch* "Biografie: Ein Spiel" veranschaulichen.

Herr Kürmann bekommt die Möglichkeit, an Kreuzwege seines Lebenspfades, seiner persönlichen Entwicklung und Beziehungen, zurückzukehren und sich für eine andere Richtung zu entscheiden. Er tut's auch, aber es gelingt nur zum Teil. Der deutsche Psychologe *Jens Asendorpf* (Buchtitel: Keiner wie der andere) beschreibt das Ergebnis, weil er es für verallgemeinerungsfähig hält: „Was sich letztlich ergibt, sind mögliche Abwandlungen einer Biographie, die trotzdem in allen Varianten unverkennbare Invarianzen aufweist“. Und das eben ist eine der Konsequenzen des Kommunikationsansatzes für die psychologische Beobachtung: Wenn ich mich anders entscheide, dann entscheiden sich auch andere anders, und das kann die von mir beabsichtigten Korrekturen wieder aufheben, kann zu ganz ähnlichen Ergebnissen führen; ich lande in einem ähnlichen Zielfeld.

Die ersten Psychologen, u.a. der eben erwähnte *Asendorpf*, fangen an, die Konsequenzen dieses neuen paradoxen Menschenbildes zu bedenken: der Mensch zwischen absoluter Offenheit und totaler Begrenztheit, zwischen größter Freiheit und letztendlicher Einbindung. Spannend ist es, die Grenzen zwischen beidem zu beschreiben. Mit dieser Frage beschäftigt sich z.B. auch die moderne Biologie.

*Maturana* und *Varela*, deren epochales Werk auch in deutscher Sprache vorliegt (Der Baum der Erkenntnis), werfen die Frage ausdrücklich auf: wenn nun alles mit allem kommuniziert, wenn jedes lebende System mit den umgebenden Systemen ständig Materie, Energie, Information austauscht, wenn etwa jede einzelne unserer Körperzellen z.B. dies so tut: wieso zerfließt dann nicht alles in einen einzigen großen Zellenbrei? Wenn alles mit allem kommuniziert, warum geht dann nicht alles in alles über? Die Antwort der Biologie: Die Grenze steuert diese Prozesse, der Rand steuert, die Zellmembran, die Haut. An der Grenze, die durchlässt, hinauslässt und hereinlässt, entscheidet sich ständig alles (sog. Autopoiese). Wenn Menschen Grenzerlebnisse suchen, verhalten sie sich nach diesem Schema: die Unfall- und Katastrophentouristen (und es gibt immer mehr davon) wollen sich psychisch vergewissern, ob alles im Chaos endet, oder ob Ordnung wieder einkehrt. An Grenzen entscheidet sich's, wie es weitergeht. - Es gibt also ständige Kommunikation von allem mit allem, ich beeinflusse ständig meine Umwelt, und diese wirkt wieder auf mich zurück (*Asendorpf* spricht von der Beeinflussung der Entwicklung durch den Sich-Entwickelnden), aber das Ganze ist nicht ungesteuert, ist nicht völlig offen. Dieser Vorgang ließe sich etwa auch auf der Ebene der Quantenphysik veranschaulichen. *Max Planck* erntete ja zunächst Gelächter, als er

aufgrund seiner Forschungen behauptete, das Licht gebe es nicht nur als Welle - das war ja zigtausendfach bewiesen -, sondern auch als Quantum, als Portion, als Päckchen sozusagen. Es dauerte einige Jahre, bis die vermeintlich objektiv beobachtende Physik akzeptierte, dass es Wirklichkeiten gibt, die in Zuständen bestehen, die sich eigentlich gegenseitig ausschließen – je nach Beobachtungsmodus. Seitdem ist klar: Wir tauschen, wenn wir uns nur sehen, ständig sozusagen Päckchen miteinander aus. Bei Körperwärme oder bei Gerüchen: da kennen wir es ja, dass wir uns austauschen. Aber dass dies ein genereller Vorgang ist, dass ständig etwas zwischen uns unterwegs ist, ist ein Gedanke, den die Menschheit seit Jahrzehnten kennen könnte, den sie aber anscheinend nicht denken will. Anscheinend wollen viele nicht wissen, dass und wie wir wirklich zusammenhängen.

9. Inwiefern dieser Austauschprozess zwischen Menschen ein schöpferischer Vorgang ist, und zwar sowohl ein selbstschöpferischer wie ein fremdschöpferischer, lässt sich auf der **Bild**-Ebene veranschaulichen; wir operieren ständig mit drei Bildern: da ist mein Selbstbild, meine Vorstellung, die ich von mir habe; und dann ist da das Bild, das ich mir von meinem Gegenüber mache; und schließlich mache ich mir auch noch ein Bild davon, welches Bild von mir sich wahrscheinlich mein Gegenüber macht. Da sich auch mein Gegenüber solche Bilder macht, entsteht bei jeder Begegnung ein kompliziertes Bildergemenge, in dem mein Partner und ich ebenso bildnern wie gebildnert werden.

Das Bild-Modell wird in Therapien und Managementmodellen aufgegriffen. So wie ein Bild neu gerahmt werden kann, so will das neurolinguistische Programm Mitarbeiter oder Patienten gewissermaßen um-rahmen (sog. Reframing). Vor allem störende oder als negativ empfundene Eigenschaften geraten in den Rahmen einer veränderten Wahrnehmung bei diesem Reframing, werden zu etwas Positivem. Vermeintliche Schwäche wird in Stärke umgedeutet, und die Stärke wird tatsächlich wirksam. Manchmal kommt es wirklich nur auf den Rahmen an. Dabei tut sich z.B. eine weitergehende Fragestellung auf: Wo liegt der verborgene Nutzen einer Störung für den einzelnen oder für den gesamten Betrieb? Ist bei erweiterter Betrachtung eine vermeintliche Störung wirklich eine solche? Hat sie nicht auch Nutzen?

Oder - und das ist eine weitere Methode der Neurolinguistik - Motive werden übertragen: „Manager Müller ist im totalen Stress. Aktenberge türmen sich auf seinem Schreibtisch. Angespannt und angestrengt macht er sich an die Arbeit, den Berg zu bewältigen. Jeden Abend kommt er abgekämpft und unzufrieden vom Büro nach Hause. Er fühlt sich körperlich geschafft und überbeansprucht. Die Arbeitskollegen und die Familie beginnen unter ihm zu leiden. Der gleiche Müller hat als Hobby das Bergsteigen. In seinem Urlaub sucht er die schwierigsten Alpentouren heraus und geht bis an die Grenzen seiner körperlichen Leistungsfähigkeit. Jeden Abend ist er erschöpft, aber ausgeglichen und zufrieden. Gut erholt, mit neuem Schwung kommt er aus dem Urlaub zurück. Zwei Berge, die Müller zu bewältigen hat: Zuhause die Akten, im Urlaub die Alpen. Die Anstrengung ist die gleiche. Was macht den Unterschied? Die Alpen erlebt Müller als persönliche Herausforderung, auf deren Bewältigung er stolz ist. Er spürt die eigenen Kräfte und

hat Spaß daran. Diese Einstellung fehlt Müller, wenn er vor seinem Aktenberg steht. Der entscheidende Schritt wäre..., die Einstellung Spaß an der Herausforderung von den Alpen auf die Akten zu übertragen...“ (*Bertold Ulsamer*).

Und ein letztes, worauf das Motiv der Kommunikations-"Bildnerie" hinweist: wie ich mit Wirklichkeit kommuniziere, hängt mit meiner Wahrnehmung zusammen, und Wahrnehmung geschieht vermittelt unterschiedlicher Sinne. „Nicht die Augen sehen, vielmehr i c h sehe vermittelt ihrer, nicht die Ohren hören, i c h tue es mit ihnen. In mir wird der eine wie der andere Sinngehalt gebildet, denn ich sehe nur, was ich auch sprachlich zu benennen in der Lage wäre, und höre nur, was sich auch anschauungsmäßig muss thematisieren lassen können“ (*Hermann Timm, Zwischenfälle*). Ich bin sozusagen hinter meinen Sinnesorganen. Die Neurolinguisten unterscheiden den Augen-Typ vom Ohren-Typ und vom allgemeinen Gefühlstyp.

> Den Augen-Typ erkennt man daran, dass er gern sagt, dass er bestimmte Dinge so oder so sieht oder nicht sieht, dass er eine oder keine klare Vorstellung von diesem oder jenem habe, dass er dies oder das einsieht oder nicht einsehen könne.

> Der Ohren-Typ spricht ganz anders: die Idee, so meint er, klänge für ihn nicht besonders gut; er habe sich schon seit langem gefragt, ob...; er sage sich immer... usw.

> Der letzte Typ spricht von seinem guten oder ungenuten Gefühl, erzählt, dass ihm kalt oder heiß wird, dass er dies oder das spüre, dass ihm ganz schlecht werde, wenn er daran denke usw.

Die Bildnerie, die wir in aller Kommunikation betreiben, kann also auch über Lautbilder, Klanggemälde oder Gefühlsbilder laufen. Und wenn wir nicht die gleiche Bildebene, die gleiche Bildkategorie finden, kann Kommunikation darunter leiden, wie etwa bei diesem Beispiel, das ich bei *Vera Birkenbihl* gefunden habe:

Mitarbeiter: „Ich habe das Gefühl, die Kampagne wird kein Erfolg.“

Chef: „Aber schauen Sie mal her. Wir haben uns alle offensichtlichen Probleme überlegt und gesehen, dass die Aktion glänzende Aussicht auf Erfolg hat.“

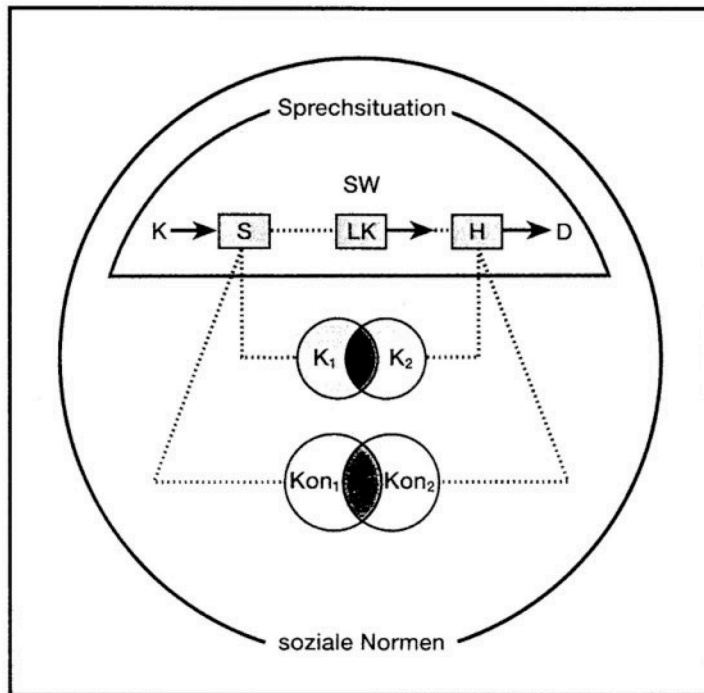
Mitarbeiter: „Nein, ich spüre, dass dabei noch etwas fehlt.“

Chef: „Also für mich sieht das ganz anders aus. Es ist ganz klar, dass das klappen wird. Sie sehen mal wieder schwarz.“

Die beiden reden auch deswegen aneinander vorbei, weil sie auf zwei verschiedenen Ebenen wahrnehmen und sprechen.

## 10. Das weithin gebräuchliche technische **Modell der sprachlichen Kommunikation**

Viele Veröffentlichungen handeln von Kommunikation mithilfe technischer Komponenten: Da gibt es einen SENDER, ein SIGNAL und einen EMPFÄNGER. Das Signal, meist die gesprochene Sprache, wird im KANAL, der SENDER und EMPFÄNGER verbindet (über Schallwellen), transportiert.



## Sprachliche Kommunikation

K = Kodierung, S = Sprecher,  
 LK = Lautkette,  
 SW = Schallwellen, H = Hörer,  
 D = Dekodierung,

K1, K2 = Denotation, Kon1,  
 Kon2 = Konnotation von  
 Sprecher 1 und 2  
 (nach Herrlitz 1973)

In realen Kommunikationssituationen ist der Kanal häufig Störungen ausgesetzt (z.B. Lärm); die sog. REDEKONSTELLATION umfasst alle Faktoren (physisch und psychisch), die auf SENDER und EMPFÄNGER in der Kommunikationssituation einwirken. SENDER kodiert seine Nachricht in sprachliche Zeichen, d.h., er wandelt eine Information in ein SIGNAL um, der EMPFÄNGER dekodiert. Kommunikation "funktioniert" jedoch erst dann, wenn SENDER und EMPFÄNGER einen zumindest teilgleichen Code haben. In diesem teilgleichen Code sind die Inhalte der konventionellen sprachlichen Zeichen festgelegt, die für alle Kontexte und Situationen gültig sind. Neben dem rein begrifflichen Inhalt existieren auch emotionale, assoziative Begleitvorstellungen (sog. KONNOTATIONEN); auch hierin benötigen SENDER und EMPFÄNGER eine teilweise Übereinstimmung ihrer Bedeutungs-Nuancen und inhaltlicher NebenkompONENTEN.

11. Einer der einflussreichsten Kommunikationswissenschaftler war sicherlich **Paul Watzlawick**, der u.a. seine berühmt gewordenen pragmatischen **metakommunikativen Axiome** formulierte:

11.1 „Man kann nicht nicht kommunizieren.“

Es sind Interaktionen im Gange, auch wenn man glaubt, nicht zu kommunizieren. Und das bedeutet: Material unserer Kommunikation sind nicht nur Worte, sondern Verhalten jeder Art. Worte oder Zeichen, beide haben Mitteilungscharakter, und andere können darauf nicht nichtreagieren. Auf mein Nichtnichtkommunizieren-Können kann auch der andere nicht nichtkommunizieren. *Watzlawick* kommt aus der Schizophrenie-Arbeit und bringt von daher Erfahrungen mit: Schizophrene versuchen häufig, nicht zu kommunizieren, und geraten dadurch in paradoxe Lagen, da auch die Vermeidung von Kommunikation Kommunikation ist. Der Schizophrene versucht jede Mitteilung zu vermeiden, und verneint gleichzeitig, dass sein Verneinen eine Mitteilung ist.

11.2 „Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt, derart, dass letzterer den ersteren bestimmt und daher eine Metakommunikation ist.“

In jedem Verständigungsvorgang vermengen sich Kommunikation und Metakommunikation. Was mir jemand mitteilt, bezieht sich nur zum Teil auf die Sache. Der Beziehungsaspekt ist eine Kommunikation über Kommunikation. Der Inhaltsaspekt vermittelt Daten, der Beziehungsaspekt weist an, wie diese Daten zu verstehen sind.

11.3 „Die Natur einer Beziehung ist durch die Interpunktion der Kommunikationsabläufe seitens der Partner bedingt.“

Kommunikation ist nur scheinbar ein ununterbrochener Austausch von Mitteilungen; in Wahrheit unterlegt ihr jeder Interaktionspartner eine Struktur, und dabei setzt jeder eine andere Interpunktion (Watzlawicks Beispiel aus der Eheberatung: er zieht sich zurück, weil sie nörgelt; sie nörgelt, weil er sich zurückzieht). Bei Tierversuchen nach dem Reiz-Reaktions-Schema scheint die Sache klar zu sein: der Versuchsleiter löst die Reize aus, und das Tier reagiert. Wenn ein Versuchstier "dächte": „Ich habe meinen Versuchsleiter so abgerichtet, dass er jedesmal, wenn ich den Hebel drücke, mir zu fressen gibt“, würde es sich also "weigern", die Interpunktion anzunehmen, die der Versuchsleiter der Situation aufzuzwingen versucht. Oder: einer hält sich für den Gesprächsführer, der Zeichen und Regeln setzt, und er merkt gar nicht, dass die andern ihn l a s s e n, also ihre Interpunktion praktizieren.

11.4 „Menschliche Kommunikation bedient sich digitaler und analoger Modalitäten. Digitale Kommunikationen haben eine komplexe und vielseitige logische Syntax, aber eine auf dem Gebiet der Beziehungen unzulängliche Semantik. Analoge Kommunikationen dagegen besitzen dieses semantische Potential, ermangeln aber die für eindeutige Kommunikationen erforderliche logische Syntax.“

Digitale Kommunikation meint willkürlich festgelegte Kodifizierungen, die ebensowenig Ähnlichkeit mit den Daten zu haben brauchen wie eine Telefonnummer mit dem damit gemeinten Ferngesprächsteilnehmer. Etwas steht für etwas, und es gibt darüber ein semantisches Übereinkommen. Die analoge Kommunikation enthält und ist eine Zuschreibung, eine Beziehung. Wenn zwei Menschen verschiedener Sprache sich gegenüberstehen und aufeinander einreden, können sie sich ggf. verstehen, auch wenn die digitale Verständigung nicht klappt. Tiere verstehen offenbar die analoge Sprache. Beziehungsaspekte werden überwiegend nicht digital, sondern analog vermittelt. Analoge Sprache ist oft paradox oder gegensinnig: mit einem Lächeln kann ich Sympathie und Verachtung ausdrücken, mit Zurückhaltung Taktgefühl oder Gleichgültigkeit. Wir stehen vor der Notwendigkeit, ständig von der einen in die andere Sprache übersetzen zu müssen, um einander zu verstehen zu versuchen.

11.5 „Zwischenmenschliche Kommunikationsabläufe sind entweder symmetrisch oder komplementär, je nachdem, ob die Beziehung zwischen den Partnern auf Gleichheit oder Unterschiedlichkeit beruht.“

Völkerkundler haben, laut Watzlawick, bei afrikanischen Stämmen beobachtet, dass Prahlen, Imponiergehabe, ihr kulturbedingtes Verhalten ist. Die "angeprahlten" Gruppen reagieren darauf ebenfalls mit Prahlen. Prahlen führt zu mehr Prahlen. Diese Beziehungsform ist symmetrisch. Bei Stämmen mit eindeutiger Hierarchie zeigt sich, dass das Dominanzverhalten der einen ein Unterwerfungsverhalten anderer Gruppen auslöst. Unterwerfung führt aber zu immer weiterer Ausdifferenzierung des Dominanzverhaltens, was wiederum noch weitergehendes Unterwerfungshandeln nach sich zieht. Beides ist komplementär, es gleicht sich aus, wird sich aber nicht ähnlicher, wird nicht symmetrisch. Symmetrische Kommunikation vermindert Unterschiede, komplementäre Interaktionen basieren auf gegenseitig sich ergänzenden Unterschiedlichkeiten (komplementär: Mutter/Kind, Arzt/Patient, Lehrer/ Schüler). Der eine Partner muss dem andern Verhalten nicht aufzwingen; beide verhalten sich in einer Weise, die das bestimmte Verhalten des andern sowohl voraussetzt als auch bedingt; es ist durchaus beiderseitige Beziehungsdefinition.

12. Die Methode der **Themenzentrierten Interaktion/TZI** stammt von der Psychoanalytikerin *Ruth Cohn*. Es ist ein Kommunikationsmodell, das insofern auf der Höhe der Zeit ist, als es viele der neueren Einsichten, die ich Ihnen vorgestellt habe, einbezieht. Das wird deutlich an den drei Axiomen, die R.Cohn voraussetzt:

12.1 Das existentiell-anthropologische Axiom: „Der Mensch ist eine psychobiologische Einheit. Er ist auch Teil des Universums. Er ist darum autonom und interdependent. Autonomie (Eigenständigkeit) wächst mit dem Bewusstsein der Interdependenz (Allverbundenheit). Menschliche Erfahrung, Verhalten und Kommunikation unterliegen interaktionellen und universellen Gesetzen. Geschehnisse sind keine isolierten Begebenheiten, sondern bedingen einander in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“

Über das hinaus, was wir hier schon bedacht haben, heißt dies u.a. noch: menschliches Leben und Entscheiden vollzieht sich gleichzeitig bewusst und unbewusst. Unsere Autonomie wird umso größer, je mehr wir uns unserer unbewussten Handlungsmuster und -raster bewusst sind, je mehr wir die Einsicht in unsere Steuerung zulassen.

12.2 Das philosophisch-ethische Axiom: „Ehrfurcht gebührt allem Lebendigen und seinem Wachstum. Respekt vor dem Wachstum bedingt bewertende Entscheidungen. Das Humane ist wertvoll; Inhumanes ist wertbedrohend.“

Mit diesem Axiom stellt Ruth Cohn klar, vor welchem ethischen Hintergrund die Themenzentrierte Interaktion angewandt werden darf. Sie würde die Anwendung für die Erlangung gegenläufiger Werte und Ziele für illegitim halten.

12.3 Das pragmatisch-politische Axiom: „Freie Entscheidung geschieht innerhalb innerer und äußerer Grenzen. Erweiterung dieser Grenzen ist möglich. Unser Maß an Freiheit ist, wenn wir gesund, intelligent, materiell gesichert und geistig gereift sind, größer, als wenn wir krank,

beschränkt oder arm sind und unter Gewalt und mangelnder Reife leiden. Bewusstsein unserer universellen Interdependenz ist die Grundlage humaner Verantwortung.“

Der letzte Satz stellt eine Verbindung zwischen allen 3 Axiomen her. Ob wir frei sind zu verantwortlichen Entscheidungen, hängt mit Lebensbedingungen zusammen. Um die Methode der Themenzentrierten Interaktion zur vollen Geltung zu bringen, müssen eigentlich Voraussetzungen gegeben sein. Wer verantwortungsvolles Kommunizieren lernen will, muss an der Verbesserung von Lebensbedingungen interessiert sein.

Ruth Cohn stellt zwei Postulate für den Kommunikationsablauf auf:

- „Sei dein eigener Chairman, der Chairman deiner selbst.“
- „Störungen haben Vorrang.“

Der Chairman ist eine typisch amerikanisch-demokratische Idealfigur, einer, der vorsitzt und dabei die eigenen Anliegen und die der anderen gleichmäßig zu berücksichtigen versucht. Ein Chairman sucht die Balance zwischen eigenen verstandesmäßigen, gefühlsmäßigen, praktischen und sozialen Wünschen; einer, den keiner aus der Verantwortung entlassen kann, der sich und andere auch nicht bloßstellt.

Störungen gehören zur Wirklichkeit des Menschen in seiner Ganzheit, sind aber auch Hindernisse beim konstruktiven Vorwärtstreiben der Kommunikation. Mit Störungen sollen sich die Gesprächsteilnehmer solange auseinandersetzen, bis sie sich dem Thema wieder ungestört zuwenden können.

Und schließlich stellte Ruth Cohn noch sog. Hilfsregeln auf, Kommunikationshilfen, die eigentlich nicht so sehr wie Gesetze befolgt werden sollen, sondern für die eher so etwas wie eine Sensibilität entwickelt werden soll, ein souveräner, kein zwanghafter Umgang.

1. Vertritt dich selbst in deinen Aussagen; sprich per 'Ich' und nicht per 'Wir' oder per ‚Man‘.
  2. Wenn du eine Frage stellst, sage, warum du fragst und was deine Frage für dich bedeutet...
  3. Sei authentisch und selektiv in deinen Kommunikationen. Mache dir bewusst, was du denkst und fühlst, und wähle, was du sagst und tust.
  4. Halte dich mit Interpretationen von anderen solange wie möglich zurück. Sprich stattdessen deine persönlichen Reaktionen aus.
  5. Sei zurückhaltend mit Verallgemeinerungen.
  6. Wenn du etwas über das Benehmen oder die Charakteristik eines anderen aussagst, sage auch, was es dir bedeutet, dass es so ist, wie es ist.
  7. Seitengespräche haben Vorrang. Sie stören und sind meist wichtig. Sie würden nicht geschehen, wenn sie nicht wichtig wären.
- ...Beobachte Signale aus deiner Körpersprache und beachte diese auch bei anderen.“

Das Strukturmodell der TZI ist im Grunde einfach, stellt aber in der Praxis hohe Anforderungen an die Gesprächsdurchführung. Wenn Ruth Cohn das Grundmodell grafisch darstellte, tat sie dies in

Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks in einem Kreis. An den Ecken des Dreiecks stehen die drei Faktoren, die gleichberechtigt zum Tragen kommen sollen: das Ich, das Wir, das Es (das Sachthema), das Ganze eingerahmt durch den sog. Globe, die Außenwelt, die äußeren Gesprächsbedingungen. Es sollen also das Eigeninteresse, das gemeinsame Interesse und das Sachinteresse ausbalanciert werden. So wird die Methode allen gerecht, mir, dem andern, der Sache. Dies erklärt den großen Erfolg der TZI in sozialen, helfenden Einrichtungen. Wegen ihrer Wertprämissen ist sie für die Kommunikation in Organisationen, die Werte zu transportieren beanspruchen, auch besonders geeignet.

### 13. Das Kommunikationsmodell von **Schulz von Thun**

Schulz von Thun hat Bühlers Kommunikationstheorie weiterentwickelt. Das Problem: In vielen Gesprächssituationen besteht die Gefahr der "Einwegkommunikation": ein "Sender" gibt eine Nachricht an einen "Empfänger", ohne zu prüfen, wie die Nachricht entschlüsselt wird. Die Deutung des "Empfängers" stimmt nach der Entschlüsselung häufig nicht mit der Meinung des "Senders" überein.

Schulz von Thun macht auf die vier Seiten einer Nachricht aufmerksam; deren Beachten erleichtert die Entschlüsselung einer Sender-Botschaft:

1. **Sachinhalt:** Worüber ich dich informiere.
2. **Beziehung:** Was ich von dir halte und wie wir zueinander stehen.
3. **Selbstoffenbarung:** Was ich von mir selbst kundgebe.
4. **Appell:** Wozu ich dich veranlassen möchte.

#### **Das populärste Beispiel:**

Die Nachricht des Beifahrers. „Du, da vorne ist grün!“

Mögliche Deutungen nach den vier Seiten einer Nachricht:

1. Sachinhalt: Ampel ist grün.
2. Beziehung: Du brauchst meine Hilfestellung.
3. Selbstoffenbarung: Ich habe es eilig.
4. Appell: Gib Gas!

Eine Übereinstimmung von Meinung und Deutung wird nur dann erreicht, wenn der Empfänger einer Botschaft seine Deutung (nicht nur die Sachaussage) mit seinen eigenen Worten wiedergibt. Der "Sender" kann nach dieser "Rückkoppelung" prüfen, ob er richtig verstanden wurde.

Gemäß Schulz von Thun müssten wir auch mit vier Ohren ausgestattet sein; häufig ist Menschen nicht bewusst, dass drei Ohren geschlossen sind, während nur eines – manchmal weit – offen steht. „Hört der Partner aus der Nachricht vor allem die Selbstoffenbarung, gilt sein besonderes Interesse dem Menschen. Ist er sensibel für Beziehungsbotschaften, läuft beim Zuhören die Frage mit: ‚Wie

steht er zu mir?' Spricht er besonders auf Appelle an, fragt er sich innerlich: ‚Was soll ich jetzt fühlen, denken, tun?‘“ (Walter Simon).

Nach Heinz von Foerster – Vordenker des sog. Konstruktivismus – ist mit einem Sender-Empfänger- Modell trotz aller Verfeinerungen menschliche Kommunikation nicht hinreichend zu erklären. Die Bedeutung einer „Sendung“ sei eine **Leistung dessen, der versucht, den andern zu verstehen**. Max Frisch sagt es pointiert: „Jeder Versuch, sich mitzuteilen, kann nur mit dem Wohlwollen der anderen gelingen“.

14. Sog. Zeichentheoretiker wie etwa Umberto Eco konstatieren einen **Zwang zur Deutung** – ob die Zeichen richtig gedeutet werden, stehe dann auf einem anderen Blatt.

In Ecos Schlüsselroman „Name der Rose“ entdeckt die Hauptfigur, der Mönch William von Baskerville, Stück für Stück Indizien für ein Komplott finsterner Mächte; er zieht exakte Schlüsse über Zusammenhänge – und erkennt am Ende, dass keinerlei Verbindung bestand zwischen den vermeintlichen Indizien. Viele „Zeichen“ waren spannend und deuteten auf Zusammenhänge hin, wenn man sie aber zusammenführte, führten sie zu **Missverständnissen**. Transportmittel der Zeichen ist die Sprache (wir sind die „Symbolic Species“, Terrence Deacon), die – im Gegensatz zu tierischer Kommunikation – nicht an natürliche Zwänge und Erfordernisse gebunden ist; das heißt freilich auch: Sprache ist „alles, womit man lügen kann“ (U.Eco). Das ist die Besonderheit menschlicher Sprache, ihre Freiheit, ihre Verantwortung: Kommunikation kann nur funktionieren, wenn sie auch nicht funktionieren kann.

Im übrigen hat Wolfram Köck (Siegener Institut für empirische Literatur- und Medienforschung) jüngst analysiert, dass Missverständnisse in heutigen Medien öfter und schneller kopiert werden als je zuvor.

15. Der Sprachphilosoph Talbot Taylor hält „mutual misunderstanding“ für den Normalfall menschlicher Kommunikation. Sich gegenseitig zu verstehen, grenze an ein Wunder.

Heinz von Foersterns Kollege Ernst von Glasersfeld beschreibt das Wunder wie einen Balztanz:

- „Ja, das sehe ich genauso“ = ein Schritt in Richtung Partner,
- „Nein, so auch wieder nicht“ = ein Schritt zurück,
- „Ach so...“ = Einschwingen zu gemeinsamer Interpretation.

Mit diesem Modell ließe sich u.a. erklären, warum alte Ehepaare messbar weniger miteinander reden (müssen) als junge.

*Weiteres Zwischenfazit, paradox:*

- *Kommunikation funktioniert, weil sie auch nicht-funktionieren kann.*
- *Je besser Kommunikation funktioniert, desto weniger braucht man sie.*
- *Kommunikation funktioniert umso besser, je weniger sie mit jedem funktioniert.*

16. Die Fähigkeit zur Lüge – und die Freiheit zur Lüge – ist offenbar bedingt durch die menschliche Disposition zur sprachlichen **Kreativität**. Auf neurologischer Ebene stellt sich dieser Sachverhalt so dar: eingefahrene Kommunikationsmuster, stereotype Äußerungen („Mist!“), Grunz- und Stöhnlaute u.ä. beschäftigen völlig andere Hirnareale als kreativer Sprachumgang; Stereotypes u.ä. wird abgerufen aus Arealen unterhalb der Großhirnrinde: das ist ein archaischer Gehirnbereich, der bei Tieren ähnlich ausgeprägt ist. Kreatives Kommunizieren ist dagegen engstens verbunden mit dem Frontallappen der Großhirnrinde.

17. Der Zusammenhang zwischen **Hirnstruktur** und Kommunikation muss also – über Eccles hinaus – noch einmal angesprochen werden. Es ist vereinfachend, von dem Gehirn zu sprechen. Schon die rechte und die linke Großhirnhemisphäre „leisten“ sehr Unterschiedliches. Diese Gehirnasymmetrie oder Lateralisierung (die es so im Tierreich nicht gibt; dort besteht die Tendenz zu gleich starker Repräsentation von Wirklichkeitseindrücken) beschäftigt Heere von Forschern, vor allem seit den Split-Brain-Experimenten (bei Epilepsiepatienten wurde der Balken zwischen beiden Gehirnhemisphären durchtrennt). Die Funktionsweisen der beiden Gehirnteile und die Kommunikation zwischen beiden wurden erkennbar.

Zum einen zeigte sich, dass viele Körperfunktionen im Gehirn auf der Gegenseite repräsentiert sind: das linke Gesichtsfeld wird in der rechten Großhirnhälfte abgebildet und umgekehrt; die rechte Hand wird vom linken Gehirn gesteuert und die linke vom rechten usw. Damit Menschen trotz dieser Zwiespältigkeit einhellig handeln können, ist Kommunikation zwischen den Hirnhälften notwendig. Es entstehen offenbar „Arbeitsteiligkeit“ und „Arbeitsgemeinschaft“.

Zum andern stützen die neueren Untersuchungen die Vermutung, dass die Wirklichkeitsverarbeitung der beiden Hemisphären höchst unterschiedlich ist – und dass menschlicher Geist und menschliche Kreativität mit dieser Unterschiedlichkeit unmittelbar zusammenhängen. Bei der Interpretation von Wirklichkeits-Wahrnehmung hält sich die rechte Hemisphäre an die reine Wahrnehmung, die linke stellt sie in einen größeren Zusammenhang und versucht, die Bedeutung von Ereignissen und Erklärungen für sie herauszufinden, sucht unablässig nach Ordnung und Sinn – selbst wenn derlei gar nicht vorhanden ist. Die linke Hirnhälfte „neigt dazu, übermäßig zu generalisieren, und schafft so häufig eine Vergangenheit, die zwar hätte sein können, aber so nicht war“, so Michael S. Gazzaniga (Prof. f. Kognitive Neurowissenschaften). Über die Gründe für die Gegensätze zwischen rechtem und linkem Gehirn schreibt er: „In der Evolution muss es eine harte Konkurrenz um Platz auf der Hirnrinde gegeben haben, als das Primatengehirn dem Dilemma ausgesetzt war, neue Fähigkeiten zu erwerben und dennoch die alten nicht aufzugeben. Vielleicht war Lateralisierung die Lösung. Die Kopplung der beiden

Hemisphären erlaubte es, bei beiderseits gleichen biologischen Strukturen Neues einseitig auszuprobieren – die alte Funktion blieb ja auf der Gegenseite erhalten und zugänglich... Die Vorteile eines solchen Systems sind offensichtlich. Indem es sich nicht damit begnügt, Ereignisse nicht nur zu beobachten, sondern nach den Ursachen fragt, kann es im Wiederholungsfall besser damit fertig werden.“

#### 18. Wirklichkeitsverarbeitung - **quantitativ**

Unser Schicksal: **Informationelle Unzulänglichkeit**. Die moderne Informationstheorie quantifiziert Information, die Maßeinheit: das Bit. Ein 13bändiges Lexikon hat einen Informationsgehalt von ca. 100 Millionen Bit. Das menschliche Auge erfasst in einer Sekunde bis zu 3 Millionen Bit. Diese enorme Menge wird zwar aufgenommen, nicht aber bearbeitet und gespeichert. Unser Bewusstsein ist nicht ausreichend.

Gleichzeitig vermitteln uns unsere Sinnesorgane nur ein unvollständiges Bild der Außenwelt. Wir besitzen z.B. **kein Organ zur Wahrnehmung von radioaktiver Strahlung, von Magnetischen Feldern oder Kohlenmonoxyd**. Und aus dem **riesigen Spektrum elektromagnetischer Schwingungen** können wir nur einen schmalen Frequenzbereich wahrnehmen, der wird dann als Licht oder Wärmestrahlung erfahren. Was kommt tatsächlich in unserem Bewusstsein an? Der Informationsfluss wird von Millionen von Bit je Sekunde auf etwa 16 Bit eingeschränkt. Das ist nicht nur eine **Informationsvernichtung** großen Ausmaßes, sondern ein komplizierter Prozess der Zeichenerkennung: diejenigen Muster werden erkannt, die nach bisheriger Erfahrung für unsere Existenz von Bedeutung sind („selektive Wahrnehmung“). Häufig wird nur das erkannt, was das bisher schon vorhandene Weltbild bestätigt.

Tagesschau- oder Zeitungsredaktionen haben Tag für Tag das gleiche Problem zu lösen wie unser Hirn: aus einer Informationsflut Weniges herauszufiltern. Der Mensch ist auch der von ihm selbstgeschaffenen Informationsmenge nicht gewachsen.

19. Die Wirksamkeit des **Sich-selbst-gut-Zuredens** (meist gehandelt unter dem Begriff Autosuggestion) ist unbestritten. Es gibt **das therapeutische Selbstgespräch**, wie man spätestens seit Emile Coué (1857-1926) weiß. Seine Formel „Es geht mir jeden Tag in jeder Hinsicht immer besser und besser“ beeindruckt Gehirn und Eingeweide.

#### 20. **Zusammenfassende Feststellungen**

Die soziale und therapeutische Dimension der Sprache, des Gesprächs, der sprachlichen Überlieferung (von Mythen, Märchen, Dichtung usw.) ist seit Urzeiten geläufig – ebenso wie die wortvermittelte Gefährdung des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft durch verbale Gewalt, Lüge, Drohung, Fluch und Nicht-Verstehen-Können (vgl. den biblischen Turmbau-Mythos, der die Unfähigkeit der Menschen, sich zu verstehen und zu verständigen, als Strafe Gottes für menschliche Überheblichkeit erklärt).

Die extremen Dimensionen zwischenmenschlicher Kommunikation und die Unzulänglichkeit sprachlichen Bemühens um Eindeutigkeit beschäftigen Theologie und Philosophie seit langem und

sind in der Neuzeit Themen der Psychologie und der speziellen Kommunikationswissenschaft geworden. Man kann mit Fug und Recht sagen, dass „Kommunikation“ in der Gegenwart einer der am weitesten ausgezogenen Gegenstände geworden ist, einer der am umfassendsten entgrenzten Begriffe: Er schließt die sprachliche Verständigung ein, geht aber auch weit darüber hinaus.

***Also: Noch einmal begründete Annahmen über Kommunikation, wie sie in heutiger Wissenschaft diskutiert werden.***

- \* Man eignet sich Wirklichkeit sprachlich an, Sprache ist Wirklichkeitsbemächtigung (P. Watzlawick u.a., Menschliche Kommunikation), was sich z.B. im Prozess kindlicher Sprachentwicklung gut beobachten lässt. Wir alle lernen – mehr oder weniger bewusst - : Wir beherrschen wirklich nur, was wir in Worte fassen, mit einem Namen belegen, auf den Begriff bringen können.
- \* Man erschafft Wirklichkeit sprachlich (P. Watzlawick, Wie wirklich ist die Wirklichkeit?). Etwa die sog. Selbsterfüllende Prophezeiung ist ein recht anschauliches Beispiel: geschickte Rhetoren können z.B. leicht eine Krise herbeireden – oder wieder wegreden.
- \* Sprache entscheidet über die Wahrnehmung und umgekehrt (H. Timm, Das Weltquadrat; vgl. auch L. Wittgenstein, Sapir/Whorf u.a.). Wenn wir Dinge verschieden bezeichnen, nehmen wir sie in aller Regel auch verschieden wahr.
- \* Die Seele, das Unterbewusstsein, kommuniziert selbständig (so die klassische Tiefenpsychologie). Demnach ist z.B. das Träumen eine Art Brief, den uns unser Unterbewusstsein sendet.
- \* Das Gehirn ist ein selbsttätiges Kommunikationsorgan (J. Eccles/K. Popper, Das Ich und sein Gehirn). Nach Eccles sind Hirn und "Geist" miteinander wechselwirkende, aber grundsätzlich unabhängige Systeme. Die moderne Informationstheorie quantifiziert Information, die Maßeinheit: ein Bit. Das menschliche Auge erfasst in einer Sekunde bis zu 3 Millionen Bit. In unserem Bewusstsein "landen" etwa 16 Bit pro Sekunde. In uns und mit uns geschieht ständig Wahrnehmungsselektion, eine kolossale Informationsvernichtung; und unser Wollen ist daran nur sehr wenig beteiligt. Umgekehrt kann man sich nicht zwingen, etwas zu vergessen.
- \* Im Grunde kommuniziert alles mit allem; jedes lebende System tauscht mit anderen unentwegt Information, Materie, Energie, Zeit aus (H.R. Maturana/F.J. Varela, Der Baum der Erkenntnis, u.a.). Ein komplexer, wirklicher Austausch geschieht, bei dem keiner der Kommunizierenden unverändert bleibt. Die gedanklichen Konsequenzen könnten unter anderem lauten:

Dem, was über uns kommt, kommt etwas von uns aus entgegen.

Was uns ergreift und ergriffen macht, bei uns in die Tiefe geht, greift uns niemals *nur* von außen an. Umgekehrt: was wir tun, um unser Umgebendes zu verändern, kommt impulshaft mindestens im selben Maße von diesem Umgebenden her über uns.

Es geschieht „*die Beeinflussung der Entwicklung durch den Sich-Entwickelnden*“ (J. Asendorpf, Keiner wie der andere. Wie Persönlichkeitsunterschiede entstehen).

- \* Der Ausgang von Kommunikation ist grundsätzlich nicht vorherbestimmbar, zumindest nicht in Gänze. "Kleine" kommunikative Impulse können Kleines bewirken oder unglaublich viel oder gar nichts. "Große" kommunikative Bemühungen können Großes bewirken oder wenig oder gar nichts. Die Entgrenzung des Kommunikationsverständnisses meint auch, dass man endlos über Kommunikation kommunizieren kann, endlos über das Reden reden kann – wie man endlos über das Denken denken kann. Es ist Begrenzung notwendig, wenn Modelle und Konzeptionen vorgestellt werden.

Gelingende Kommunikation ist also „Kunst“ u n d Gabe, Handwerk u n d Inspiration, etwas Erworbenes u n d ein Geschenk (die Alten sagten: eine Gnade). In Sachen Kommunikation kann man bei Interesse eine Menge lernen – aber wahrscheinlich nicht alles.

\*\*\*

## **Erscheinungsformen nichtsprachlicher Kommunikation**

(nach: M.Argyle, Non-Verbal Communication in Human Social Interaction)

### **Körperkontakt**

z.B. Schulterklopfen; Verweigern des Handgebens

### **Abstand**

z.B. symbolische Grenzziehungen (im Chefbüro usw.)

### **Körperstellung**

z.B. Zuwendung, „kalte Schulter“

### **Auftreten und Erscheinungsbild**

z.B. bescheidene bis aufdringliche Kleidung; Schmuck; Schminke; Signets

### **Kopfzeichen**

z.B. leises Kopfschütteln oder –nicken

### **Gesichtsausdruck**

z.B. Öffnen und Schließen der Augen; Blicke ins Leere, an die Decke; Stirnrunzeln

### **Gesten**

z.B. Bewegung der Hände zur Unterstreichung oder Abweisung des Gesagten

### **Körperhaltung**

z.B. offene oder verschlossene Sitzhaltung

### **Augen**

z.B. Bewegung, Flackern; Fixieren

### **Stimme**

z.B. Nervosität; Lautstärke; Emphase

## **Kommunikation, die wir fürchten: Totschlagargumente, Killerphrasen**

Meike Müller (Killerphrasen... und wie Sie gekonnt kontern, Frankfurt/M 2003) unterscheidet sechs Arten von **Killerphrasen** nach der Absicht, die hinter ihnen steckt:

**Beharrungs-Killerphrasen** sollen Veränderungen verhindern, damit alles so bleibt, wie es ist. Beispiel: „Das haben wir schon immer so gemacht.“

**Autoritäts-Killerphrasen** beruhen auf Überlegenheitsgefühlen und sollen andere einschüchtern. Beispiel: „Wie oft muss ich das noch sagen: Das läuft so nicht!“

**Besserwisser-Killerphrasen** kommen von Leuten, die sich für intelligenter halten und anderen ihr Wissen aufdrängen. Beispiel: „Ich weiß schon, wie das endet.“

**Bedenkenträger-Killerphrasen** erfolgen ebenfalls aus der Angst vor Veränderung. Bedenkenträger treten jedoch eher zögerlich auf. Beispiel: „Das sollten wir lieber lassen. Wir wollen uns doch nicht die Finger verbrennen.“

**Vertagungs-Killerphrasen** sollen aus Angst vor Fehlern Entscheidungen hinauszögern. Beispiel: „Meiner Meinung nach ist die Zeit dafür noch nicht reif.“

**Angriffs-Killerphrasen** sind offene persönliche Angriffe. Beispiel: „Typisch Lesbe!“

(viele Bsp. unter <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/KOMMUNIKATION/KillerphrasenSammlung.shtml>)

\*\*\*

## **Weitere Methoden der unfairen Kommunikation: von Strohmannern und Counter-Memen**

(nach Mike Godwin: Meme, Counter-meme, Wired Magazine 2006; Vgl. engl. Wikipedia-Artikel: Straw Man)

Z.B. das falsche Dilemma: es wird ein Dilemma behauptet, das in Wahrheit nicht existiert; die Entscheidung für eine Position wird als Notwendigkeit behauptet (Wer nicht für uns ist, ist gegen uns; „Alternativlos“).

Z.B. Godwins Gesetz: der Vorwurf, etwas habe NS-Nähe oder sei sonstwie extremistisch, führt meist bei dem Opponenten der Diskussion zu Distanzierungen oder Rechtfertigungen, die ihn vom eigentlichen Thema ablenken, und die Beobachter der Diskussion neigen sich aus Angst, der Vorwurf könne stimmen, auf die Seite dessen, der den Vorwurf äußerte.

Z.B. man baut einen sog. „Strohmann“, indem man die These eines Gegenspielers verzerrt, übertrieben oder falsch darstellt, behauptet aber, dessen Intention im Kern zu treffen. Indem die verzerrte These widerlegt wird, „erledigt“ man das sachliche Anliegen mit (ständig in politischen Talk-Shows zu beobachten).

\*\*\*

# Neurosemantische Probleme: Sprechgeschwindigkeit und Satzlänge

**Schwäbischer Spruch: „Wie kann ich wissen, was ich denke, bevor ich höre, was ich sage?“**

- Wir sprechen im Durchschnitt 4-5 Silben pro Sekunde.
- Wir sprechen pro Minute im Durchschnitt mehr als 90 Wörter.  
(Diese Zahlen gelten für das deutsche Sprachgebiet. Im Englischen z.B. gibt's durchschnittlich mehr Silben und Wörter. Es gibt auch Unterschiede zwischen deutschen Sprachregionen)
- Nachrichten werden im Durchschnitt in einer Geschwindigkeit zwischen 260 und 340 Silben pro Minute gesprochen.
- Sehr schnelle SprecherInnen – z.B. häufig beim Wetterbericht oder in der Werbung – kommen z.T. auf über 300 Wörter pro Minute (ohne Pausen).

Das Institut für Kybernetik hat herausgefunden, dass ältere Menschen häufig Verstehensausfälle bei mehr als 200 Worten pro Minute haben,

- siebenjährige Kinder ab dem 8. Wort pro Satz,
- ein Drittel der Erwachsenen ab dem 11. Wort pro Satz,
- die Hälfte der Erwachsenen mit dem 14. Wort pro Satz.

Am günstigsten für die Verstehbarkeit bzw. Verständlichkeit sind 9 Wörter pro Satz. L e s e n können wir im Durchschnitt ca. 300 Wörter pro Minute.

Die optimale Verarbeitungsgeschwindigkeit des Gehirns ist ca. zehn Mal schneller als die Sprache.

Die relative Trägheit unseres Sprechapparats wird in Rhetorikkursen gern bearbeitet durch wortakrobatische Übungen wie z.B. sog. *Zungenbrecher*, die möglichst schnell gesprochen werden müssen; so trainiert man fehlerfreies Schnellsprechen; hier etwas Spaßiges fürs häusliche Üben:

Chinesische Schwarzspechte stürzen sich in österreichische Löschteiche.

Der Kaplan klebt Pappplakate an.

Lila Flanellläppchen (10x aufsagen)

Plättbrett bleibt Plättbrett

Wenn der Benz bremst, brennt das Benzbremslicht.

\*\*\*

# Die Kunst des Fragens

Schon der antike griechische Philosoph Plato wußte: **WER FRAGT, FÜHRT**. Wer sozialtherapeutisch tätig werden möchte, sollte sich in Fragetechniken auskennen – und sensibilisiert sein für „gefährliche“ Fragen.

Es gibt z.B. **Geschlossene Fragen** (sind üblicherweise nur mit Ja oder Nein zu beantworten; z.B. **Entscheidungsfragen** sind nur so beantwortbar: Wirst du kommen?) und **Offene Fragen** (z.B. journalistische W-Fragen; Sesamstraßenfragen: Wer, Wie, Was... Wieso, Weshalb, Warum)

**Direkte Fragen** (z.B. in der Demoskopie: Wen werden Sie wählen?) oder

**Indirekte Fragen** (Was glauben Sie: Wen werden die Deutschen wählen?)

**Informationsfragen** (Wie sieht es denn in Ihrem Kalender aus?)

**Ergänzungsfragen** (Wo kann ich Sie denn dann treffen? Wer kommt denn heute zu Besuch?)

**Suggestivfragen** [Ziel ist die Beeinflussung des Gesprächspartners], z.B.: Sie werden doch nicht AfD wählen? Sie wollen doch sicher nicht, dass... [häufige Verwendung von „sicher“, „bestimmt“, „doch“, „wohl“, „auch“]

**Alternativfragen** (Möchten Sie die normale paperback-Ausgabe oder den Leinenband?)

**Gegenfragen** [psych. Funktion: Wiedererlangung der Gesprächshoheit], z.B.: „Ist Ihr Preis nicht zu hoch?“ „Gemessen an was?“

**Kontrollfragen** [gibt Sicherheit über Übereinstimmung], z.B.: Habe ich Sie richtig verstanden?

**Motivationsfragen** (Meinen Sie nicht auch, dass man etwas dagegen tun müsste?)

**Rhetorische Fragen** [Fragen, auf die man eigentlich keine Antwort erwartet – oder auf die es keine Antwort gibt], z.B.: Wer ist schon perfekt? Muss ich das schön finden?

**Verständnisfragen** [signalisieren, dass man sich um das Verstehen des anderen bemüht], z.B.: „Sie sagten gerade, dass Empathie und Mut gleich wichtig seien. Wo liegen dann für Sie die Unterschiede?“

**Gewissensfragen** (Darf ich das denn?)

**Vergewisserungsfragen** (Du wirst Deine Hausaufgaben doch bestimmt erledigen?)

**Fangfragen** (Schlagen Sie eigentlich immer noch Ihre Kinder?)

**Bestätigungsfragen** (Ihnen ist also wichtig, dass...?)

**Herausforderungsfragen** (Wollen Sie das wirklich auf sich beruhen lassen?)

**Höflichkeitsfragen** (Darf ich Ihnen aus dem Mantel helfen?)

**Abschließende Fragen** (Können wir also als Ergebnis festhalten, dass...)

\*\*\*

# Gelingendes oder misslingendes Kommunizieren: Carl R. Rogers

Seit den bahnbrechenden Veröffentlichungen von Carl R. Rogers (z.B.: On becoming a person; deutsch: Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten, 13. Aufl. 2000) über klientenzentrierte Gesprächstherapie und nicht-direktive Kommunikationsmethoden gelten manche Sprachreaktionen in helfenden Gesprächen als un-, ja kontraproduktiv, dagegen andere – vor allem „spiegelnde“, einfühlsame u.ä. - als förderlich. Das lässt sich vor allem an Gesprächseinstiegen beobachten, die entweder die Türen zum Gegenüber öffnen oder verschließen, eine wirkliche Kommunikation in Gang bringen oder blockieren. Hier ein Beispiel: *Ein Patient, 60 Jahre, zuckerkrank, macht folgende "merkwürdige" Äußerung: "Ich habe meine Schwiegermutter 39 Jahre lang gehasst, und darum bin ich jetzt auch krank geworden." (Die Schwiegermutter war vor drei Jahren gestorben; der erhöhte Zucker wurde vor einem Jahr diagnostiziert).* Folgende Arten von Reaktionen wurden bei Helfern/-innen in dieser Situation und in vergleichbaren Lagen beobachtet:

## 1. Verallgemeinern

"Das kommt ja häufiger vor, dass man mit seiner Schwiegermutter nicht so gut auskommt... Deswegen sind Sie doch nicht krank geworden!"

## 2. Bekehren, „anpredigen“

"Da liegen Sie völlig falsch! Zucker entsteht nicht durch seelische Erlebnisse, sondern durch körperliche Störungen."

## 3. Herunterspielen, verharmlosen

"So schlimm wirds nicht gewesen sein. Das kommt ja öfter vor. 'Hassen' ist doch vielleicht übertrieben."

## 4. Beurteilen, kommentieren, psychologisieren

"Sie sind wohl mit dem Verhältnis zu Ihrer Schwiegermutter nie fertig geworden, und daher kommen Sie jetzt auf den Gedanken, Ihre Krankheit sei Folge dieses schlechten Verhältnisses..."

## 5. Ratschläge geben, Gönnerhaftigkeit

"Nun vergessen Sie doch mal Ihre Schwiegermutter! Was gewesen ist, ist gewesen. Kümmern Sie sich doch um Ihre eigene Familie!"

## 6. Zurechtweisen, moralisieren

"Nun sagen Sie mal! Meinen Sie das im Ernst, das sei die Ursache Ihrer Krankheit? Ich glaube, Sie kommen hier auf dumme Gedanken. Kümmern Sie sich lieber um Ihren Zucker, und lassen Sie Ihre Schwiegermutter aus dem Spiel!"

## 7. Ausfragen, Neugieranalyse

"Warum war denn das Verhältnis zu Ihrer Schwiegermutter so schlecht? Was ist denn da passiert?"

## 8. Forsch-pragmatisch

"Jetzt ist doch das Wichtigste, dass wir den Zucker wegstreichen!"

## 9. Einfühlen, spiegeln

"Dass das Verhältnis zu Ihrer Schwiegermutter so schlecht war, beschäftigt Sie immer noch, und Sie denken sogar, dass Sie deswegen krank geworden sind." (Patient: "Ja, das beschäftigt und plagt mich immer wieder.")

**Kommentar:** "Die Reaktionen 1-8 haben folgendes gemeinsam: Auf den Ausspruch des Patienten hin werde *ich* aktiv, bestimme *ich* die Richtung des Gesprächs und nehme das Heft in die Hand. Aus diesem Grunde werden diese Reaktionsweisen als *direktiv* bezeichnet Sie sind inhaltlich gesehen 'richtig' und gewiss ernst und gut gemeint, haben aber meist die unbewusste Funktion, mich selber emotional zu entlasten von dem Druck einer unangenehmen, 'negativen', bedrohlichen Äußerung des Patienten (Ärger, Hass, Angst, Mutlosigkeit, Verzweiflung usw.). Direktive Reaktionen tragen die Gefahr in sich, mich von meinem Gesprächspartner zu distanzieren und ihn emotional allein zu lassen. Sie haben etwas Unverbindliches an sich: Ich habe ein kluges Wort, einen guten Spruch zu der Situation des Patienten gesagt, und dadurch ist es mir selber gleich etwas leichter, während der Patient im allgemeinen mit seinem Kummer allein bleibt, d.h., ihn weiter ertragen muss. Die Hilflosigkeit, um nicht zu sagen: die Unmenschlichkeit direkter Äußerungen kommt am deutlichsten in Extremfällen zutage, z.B. im Umgang mit Sterbenden. - Im Unterschied zu den Reaktionen 1-8 stellt die Reaktion 9 eine nicht-direktive Reaktion dar. Ihre Stärke... besteht darin, dass der Patient ganz angenommen wurde, d.h. auch mit seinen 'negativen', unangenehmen, bedrohlichen oder belastenden Gefühlen und Äußerungen. Ich nehme daran teil, indem ich dieses, *sein Gefühl...* einfühlsam in Worte fasse. Der Gesprächspartner spürt dann, dass ich gehört habe, wie es *ihm ums Herz ist*. Er fühlt sich angenommen einschließlich seiner düsteren, depressiven oder aggressiven Gefühle und Gedanken, sozusagen einschließlich seiner Dunkelseite... " (aus: G.Eisele/R.Lindner, Einführung in das helfende Gespräch).



## **Anwendungsbeispiel „Türöffner“**

Die erste Reaktion, die erste Antwort auf eine Äußerung eines gefährdeten Menschen gilt als eminent wichtig, als „Brückenschlag“ oder „Türöffner“.

Eine jüngere Frau, suizidgefährdet, erzählt: „Ich wohne schon zehn Jahre in dieser Stadt. Und sieben Jahre im selben Haus. Und ich kenne noch immer keinen Menschen. Im Büro hab ich erst recht keine Freunde gefunden. Äußerlich gebe ich mich freundlich, aber innerlich fühle ich mich steif und ungemütlich, wenn ich mit jemandem rede. Manchmal hab ich zu mir gesagt: Das ist alles nicht so schlimm; du kommst auch allein durchs Leben. Aber manchmal denk ich auch: Keiner mag mich. Das wird nicht besser. Es langt!“

Beurteilen Sie folgende Antworten auf die Äußerung der Frau aufgrund der (zahlenmäßig reduzierten) Kategorien **wertend, belehrend, aushorchend, urteilend** und **einfühlsam**

## Antworten

1. Vielleicht erzählen Sie mir einmal, auf welche Weise Sie Bekanntschaften zu schließen versucht haben.
2. Vielleicht wehren Sie sich ja inwendig selbst dagegen, Freundschaften zu schließen.
3. Es ist bitter, keine Freunde zu haben. An Ihrer Stelle würde ich's mal anders versuchen. Einfach mal auf die Leute zugehen und sich nicht abwimmeln lassen.
4. Sie mussten schon so lange ohne Freunde auskommen, dass Sie manchmal meinen, Sie brauchten gar keine. Und jetzt denken Sie, das würde immer so bleiben.
5. Das ist ja eigentlich gar nicht so schlimm; unter Kollegen im Büro findet man sowieso keine wirklichen Freunde. Der Richtige wird schon mal kommen.

## Charakterisierung

1.

2.

3.

4.

5.

# Argumentatives Kommunizieren

Das **plausible** Argumentieren (gilt als logisch nachvollziehbar: „Wer raucht, lebt riskant“)

Die **Evidenz**methode (entledigt einen der Beweislast: „Jeder weiß doch, dass...“)

Die **moralisch-ethische** Argumentation („Will nicht jede Mutter das Beste für ihr Kind?“)

**Autoritätszitation** (statt auf Sachprämissen wird auf Personen verwiesen: „Schon Immanuel Kant wußte...“)

Die **Definition**taktik (man definiert in bestimmter Weise einen Begriff, mit dem man anschließend operiert: „Ich verstehe unter sozialer Gerechtigkeit nun einmal...“)

Das **Lawinen**argument (eins folgt jeweils aus dem andern: „Der erhöhte Ausstoß von Stickstoff lässt die Bäume absterben. Diese können keinen Sauerstoff mehr produzieren, so dass wir Menschen...“)

Das **rationale** Argument (besticht durch logische Prämissen, z.B. Statistiken: „Nahezu jeder zweite Deutsche fährt ein Auto mit mindestens xxxcm<sup>3</sup> und einem Jahresverbrauch von yyy. Wir ersticken im Abgas“)

Das **Analogisieren** (Äpfel werden dabei gern mit Birnen verglichen: „Die Regeln der Wirtschaft funktionieren wie Naturgesetze, die wir nicht ändern können.“)

Die **Verallgemeinerung**taktik („Die Firma X musste Insolvenz anmelden. Unternehmen dieser Art haben heute offensichtlich keine Existenzberechtigung mehr“)

Die **Brunnenvergiftung** (das Bild eines Menschen, einer Methode, einer Partei etc. wird erschüttert: „Die F.D.P. ist in der Geschichte der Bundesrepublik die Umfallerpartei Nummer eins gewesen. Soll sie wirklich wieder Verantwortung tragen?“)

Die **Bumerang**methode (ein kritischer Einwand wird umgekehrt: „Die Gewerkschaftsbeiträge sind zu hoch? Das muss so sein, damit die Streikkassen voll sind, wenn es darauf ankommt“)

**Der historische Vergleich** („Schon das mächtige Römische Reich ist an seiner öffentlichen Unmoral und am Zerfall der Familie zugrunde gegangen“)

Die **Antizipation** (ein eventuelles Gegenargument wird von vornherein entkräftet: „Ich höre schon Ihre Einwände, meine Damen und Herren von der Opposition... Tatsächlich ist es aber so...“)

Die **zeitliche Verschiebung** („Auf Ihre Argumentation möchte ich gern später eingehen...“)

Die **Bagatellisierung** (z.B. eine Küche soll 15.000 Euro kosten; der Verkäufer sagt: „Die Grundausstattung erhalten Sie aber schon für 10.000 Euro“)

Die **Beschuldigung** („Wer jetzt so wie Sie keine Windkraft will, stoppt in Wahrheit das Wachstum“)

Die **„Ja, aber“-** Methode (Technik der bedingten Zustimmung: „Die Rettung der Banken war wirklich sehr teuer, aber der Schaden für die Volkswirtschaft wäre ohne diese Aktionen noch viel größer gewesen“)

Das **Isolierungs**argument (Vertreter anderer Ansichten werden zu Außenseitern gemacht: „Nur Ewiggestrige können so etwas behaupten...“)

Das **wiederholte** Argument (eine Prämisse soll durch Wiederholen plausibler werden: „Ich sage es ganz bewusst noch einmal, weil es gar nicht oft genug gesagt werden kann...“)

Die **Entlastungsmethode** (der Partner kann sein Gesicht wahren: „Ich verstehe ja gut Ihren Einwand...“)

Die **Alternativargumentation** (es wird keine Alternative zugelassen: „Entweder wir entschließen uns zum Schuldenschnitt, oder wir werden auf dem europäischen Parkett keine Rolle mehr spielen...“)

\*\*\*

---

# Beratungsgespräche: helfende Begegnungen

Studienbrief 2



*Sehr geehrte Fernstudentinnen und –studenten!*

*Dieser Studienbrief soll Ihnen Grundwissen in Beratungskonzeptionen, ihre Geschichte, ihre weltanschaulichen und historischen Voraussetzungen und ihre „Verwandten“ (z.B. das Seelsorgegespräch u.ä.) nahebringen.*

*Der Text dieses Studienbriefs ist Teil einer universitären Vorlesungsreihe und enthält zudem Arbeitspapiere, die ich für Hochschul-Seminare vorbereitet hatte. So erklärt sich das Nebeneinander von z.T. lockerem Erzählstil und eher spröden Textpassagen.*

*Ein umfassendes Verzeichnis der zitierten Literatur finden Sie im letzten Studienbrief (Nr. 12).*

Ihr Horst Seibert

## **Beratungsgespräche: helfende Begegnungen**

### **1. Bildnereien oder: die Macht der Bilder in der helfenden Begegnung**

Als gelernter Kommunikator weiß ich (und habe das Thema im 1. Studienbrief kurz gestreift), dass ich in jeder Begegnung mit mindestens drei Bildern hantiere: da ist mein Selbstbild, meine Vorstellung, die ich von mir habe; und dann ist da das Bild, das ich mir von meinem Gegenüber mache; und schließlich mache ich mir auch noch ein Bild davon, welches Bild von mir sich wahrscheinlich mein Gegenüber macht. Da sich auch mein Gegenüber solche Bilder macht, entsteht bei jeder Begegnung ein kompliziertes Bildergemenge, in dem mein Partner und ich ebenso bildnern wie gebildnert werden.

Was bei dieser wechselseitigen Bildnerei geschieht, ist zum einen gewiss gefühlsmäßig gesteuert. Und daher muss ich, speziell als professioneller Helfer, meine Motive fachlich kontrollieren; zum andern ist es bei wissenschaftlich geschulten Menschen modellgesteuert: ich habe für die Situation, für die besondere Problemlage, für den besonderen Menschenschlag gleichsam eine Folie, eine psychologische, sozialpsychologische, überhaupt gemäß einer Fachrichtung *logische* Folie, die ich über Situation, Problem oder Mensch respektive über alles in einem breite; und diese Folie kann eine gute Lesehilfe sein - oder, wenn ich es dilettantisch handhabe, so etwas wie ein Leichentuch, mit dem ich alles zudecke.

Man kann einen auch mit einem Menschenbild erschlagen. Es gibt ja so viele! So viele psychologische Schulen.

Ich habe einmal nachgesehen, welchen Schulrichtungen Studentinnen und Studenten, die an Sozialwesen-Fachhochschulen respektive Universities of Applied Sciences ja oft auch für die Beratungsarbeit ausgebildet werden, heutzutage am häufigsten begegnen.

Sie begegnen z.B. dem *Stressmodell* und lernen: Verhaltensabweichungen können von bestimmten Stressoren kommen - Tod in der Verwandtschaft, Unfälle, Scheidung - , und die zerbrechen die seelische und körperliche Balance, mit der wir sonst ausgleichen zwischen unserer Veranlagung und dem allgemeinen Stress.

Sie begegnen z.B. dem klassischen *psychodynamischen Modell* und lernen, Verhaltensstörungen kämen aus der Kollision von unbewussten dynamischen Kräften und Anforderungen der sozialen Umwelt. Mein triebhaftes Ich darf nicht so, wie es eigentlich will.

Sie begegnen z.B. dem *Entwicklungsmodell* und lernen, das Leben sei eine Phasenabfolge von zunehmender Dichte, Differenzierung, Integration und Reife; Verhaltensstörungen entstünden z.B. durch das "Stehenbleiben" in einer Phase; Menschen müsse dann zur Nachreifung verholfen werden. Gegebenenfalls lesen sie wieder Märchen.

Sie begegnen z.B. dem *lerntheoretischen Modell* und lernen, alles Verhalten werde erlernt, auch Verhaltensstörungen; sie könnten daher auch wieder "verlernt" werden, wegkonditioniert werden: behutsam, in kleinen Schritten – oder konfrontativ, schonungslos.

Sie begegnen z.B. dem Modell *Humanistischer Psychologie* und lernen, psychische Probleme entstünden aus der Diskrepanz zwischen Selbst und Erfahrung, Selbstwahrnehmung und -bild u.ä.; "Selbsteilungskräfte" könnten aktiviert werden.

Sie begegnen z.B. dem *kognitiven Modell* und lernen, Verhaltensstörungen lägen vornehmlich Wahrnehmungs-, Denk-, Vorstellungs-, Erinnerungs-, Bewertungs- und z.B. Planungsstörungen zugrunde.

Sie begegnen dem *Labelling-Modell* und lernen, abweichendes Verhalten werde eher durch Etikettierungen problematisch, als dass es "an sich" problematisch sei.

Und, um nur noch zwei gängige Modelle zu nennen, sie begegnen dem *mikro-* und dem *makrosozialen* Konzept und lernen beim einen, dem Mikro-Ansatz, dass vor allem problematische Strukturen und Prozesse in den kleineren sozialen Systemen - Familie, Schule usw. - für die Genese psychischer Probleme verantwortlich seien, und sie lernen beim anderen, dem Makro-Ansatz, dass psychische Probleme vor allem zurückzuführen seien auf den schnellen gesellschaftlichen Wandel in seiner Verbindung mit Wertekonflikt, Entfremdung und Anomie, auf Verstädterung, Ghattobildung, die kapitalistische Gesellschaftsordnung oder den Zusammenstoß verschiedener Kulturen.

Und und und... So viele Modelle für die Schwierigkeiten des Menschen, menschlich zu leben! Die Macht der Modelle ist beträchtlich. Sie durchdringen alle drei Bildebenen, mit denen ich in helfenden Begegnungen hantiere; sind Teil meines fachlichen Anspruchs an mich selbst, Teil des Standpunktes,

von dem aus ich mein Gegenüber betrachte und beurteile, Teil der Kompetenz, wie sie nach meiner Vorstellung mein Gegenüber von mir erwartet. Das Modell wird mein Teil, und ich werde Teil des Bildes; ich verwandle mich in das Bild hinein, und ich werde in das Bild umgestaltet. Diese Formulierungen sind übrigens vom Apostel Paulus...

Mit Bildern umgehen zu können, erfordert Bildung. Gute Beraterinnen und Berater lernen ständig dazu. Sie gehören zu den meistfort- und weitergebildeten Menschen. Vor allem lernen sie, handlungsfähig zu bleiben angesichts der vielen Möglichkeiten, Menschen und ihr Problem zu verstehen und zu deuten. Genau besehen, ist professionelles Helfen eine vertrackte Angelegenheit. Aus dem Blickwinkel der sozialen Wissenschaften kann eigentlich in Sachen Komplexität zur Zeit nur gesagt werden: Das Wissen davon, was einer beim praktischen Helfen dann weglassen muss, wird immer größer. Es scheint nur möglichst gut begründete Selbstbescheidung zu geben.

Mit der Bild- und Modellfrage hängt ein Problem zusammen, das die beraterische Grundsituation betrifft. Wie ist das: ob Begegnungen von zweien oder dreien oder mehreren eigentlich **Gesetzmäßigkeiten** eigen sind - oder ob es nur letztendliche **Unberechenbarkeit** gibt? Wenn nur Unberechenbarkeit ist, wenn gar nicht absehbar ist, wie sich ein helfendes Gespräch entwickelt: inwiefern kann man sich dann darauf vorbereiten, z.B. wissenschaftlich, in Studium oder Fort- und Weiterbildung? Muss nicht zwangsläufig jede wissenschaftlich aufbereitete Vorbereitung auf helfende Begegnungen zunächst ein Versuch sein, unseren psychischen horror vacui einzudämmen, unsere Angst vor der offenen Situation, vor Unberechenbarkeit: *müssen* wir nicht unter Modellzwang geraten, *können* wir ihm überhaupt entgehen? Müssen wir nicht etwas vorhaben mit einem Menschen, wenn wir ihm helfen wollen?

Wahrscheinlich können wir nicht nichts vorhaben, wenn wir helfen wollen. Aber die in der Fachdiskussion häufig auftauchende Frage, ob's z.B. zieloffene Beratung geben kann, ist in der Theorie nicht entschieden. Das entscheidet sich in der Praxis der Beraterinnen und Berater. Darüber entscheiden dann meist so merkwürdige und altmodische Dinge wie Herzensbildung, Menschenfreundlichkeit, persönliche Wert- und Glaubenshaltungen.

**Beratung gelingt aus Handwerk u n d Inspiration - wie alle wichtigen Sachen.**

Das eben ist m.E. die besondere Chance dieses Fernkurses. Er richtet sich an vielseitig inspirierte Menschen, die unterschiedliche Handwerke gelernt haben und *dazu* eine beraterische Kompetenz erwerben. Ein mehrfaches Kapital, das sie einbringen können!

\*\*\*

## 2. Was haben Physik und Biologie mit Beratung zu tun?

Noch nicht lange, da glaubte man, der Mensch sei eine Art Uhrwerk. Man hörte seinerzeit das Herz ticken wie eine Uhr (z.B. in dem ehrwürdigen Loewe-Lied „Die Uhr“: „Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir...“). Und bei Schäden musste das Ganze in eine mechanische Werkstatt. Reparaturen an Leib und Seele waren im 19. Jahrhundert etwas Technisches. Martin Schrenk schreibt über den damaligen Umgang mit Geisteskranken: „Ein psychiatrischer Behandlungsraum muss einer kleinen Fabrikhalle geglichen haben mit Rädern, Riemen, Transmission, Gestänge, Achsen, Kurbeln und anderen Erfindungen der Ingenieur-Psychiatrie.“ Wolf Wolfensberger berichtet: „In diese Zeit fällt die Erfindung der Zwangsjacke, des Zwangsanzugs mit Kopfgitter, der Drehmaschinen, in denen psychisch Kranke 60mal in der Minute herumgewirbelt wurden, der kalten Duschen, des Zwangsstehens ... und andere Formen mechanisierter Misshandlungen.“

Etwas später glaubte man, der Mensch sei so etwas wie eine Wärmemaschine, eine Dampfmaschine. Die frühen psychologischen Theorien von der Triebabfuhr hatten noch die Modellvorstellung vom Überdruckventil zur Grundlage. Dampfablassen als Therapie.

Das moderne Menschenbild ist kybernetisch: der Mensch, der unablässig mit seiner jeweiligen Umwelt im Austausch ist, selbststeuernd, der unentwegt mit anderen lebenden Systemen Materie, Energie, Information, Zeit austauscht. Das gilt für jede einzelne unserer Körperzellen wie für den ganzen Menschen wie für Gruppen, für Gesellschaften, eigentlich für alles. Alles hängt mit allem zusammen, tauscht sich aus, kommuniziert miteinander. Wir haben zur Zeit einen völlig entgrenzten Kommunikationsbegriff (s. Studienbrief Kommunikation).

Das *hat* Konsequenzen für das Verstehen dessen, was in einem Beratungsgespräch passiert. Dass wir im Gespräch miteinander Meinungen, Temperaturen und ggf. Gerüche austauschen, mehr oder weniger "Sinnliches", das wissen wir ja schon lange. Aber dass da unabhängig von unserem Wollen und Trachten noch etwas zwischen uns passiert, das ist schwerer zu verstehen und zu beschreiben. Gottlieb Guntern, ein Schweizer System und Familientherapeut, hat als einer der ersten die theoretischen und praktischen Konsequenzen dieses wissenschaftlichen Paradigmas für die Beratung beschrieben. „Der Therapeut spiegelt sich im Gesicht des leidenden Patienten, und im Prozess des Verstehens und Helfens ist er nicht immer fähig, festzustellen, wo die Grenze zwischen Beobachtungsobjekt und Beobachter liegt, oder - anders gesagt - er ist nicht immer fähig, die strukturelle Trennwand zwischen *du* und *ich* aufrechtzuerhalten.“

Guntern nennt es strukturelle Trennwand, was die Biologie die Membran nennt. An ihr entscheidet sich, was im Zellstoffwechsel ausgetauscht, was sozusagen herein und herausgelassen wird; jedes lebende System steuert mit bei diesem Austausch, "entscheidet" gewissermaßen mit, wie es sich von seiner Umgebung beeinflussen lässt und wie es auf seine Umgebung einwirkt. Bei dem, was dann von außen wieder zurückkommt, ist dann auch schon Vertrautes, ein Eigenanteil. Der Psychologe Jens Asendorpf spricht von der Einflussnahme des Sich-Entwickelnden auf die Faktoren, die seine Entwicklung beeinflussen. Ich hatte im 1. Studienbrief versucht, es so zu sagen: Was uns ergreift und

ergriffen macht und bei uns in die Tiefe geht, greift uns niemals nur von außen an; umgekehrt: was wir tun, um unsere Umwelt oder einen Menschen zu verändern, kommt mindestens im selben Maße von dieser Umwelt und diesem Menschen her über uns. In dem Maße, in dem ich etwas tue, geschieht etwas in mir. – Es gibt Quantenkommunikation.

Unter anderem die Wirkungsforschung wird durch solche Theorien fundiert. Denn es passiert schon ab und an, dass einem jemand sagt: „Damals, vor fünf Jahren, haben Sie mir entscheidend geholfen, das wirklich klärende Wort gesagt, das mein Leben verändert hat“ - und man selbst dachte, das Gespräch damals sei wohl ziemlich chaotisch gewesen und fachlich danebengegangen, hatte es abgehakt unter „Mehr oder weniger missglückt“.

Schwer fassbare Umwertungen können geschehen. Nach Carl Rogers, dem Mitbegründer moderner Beratungsarbeit, gehören sie zu dem, womit in der helfenden Begegnung zumindest zu rechnen wäre. Er beschreibt dies im Vorwort seines Standardwerks Client Centered Therapy: das Buch handle „von dem Klienten und mir, wie wir mit Verwunderung die starken ordnenden Kräfte erleben, die in diesem ganzen Vorgang sichtbar sind, Kräfte, die tief zu wurzeln scheinen im Universum“; das Buch handle „vom Leben, wie es sich im therapeutischen Prozess offenbart mit seiner blinden Gewalt und seiner furchtbaren Zerstörungskraft, die doch mehr als aufgewogen wird durch seine strukturierende Kraft, wo immer ihm Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist.“ Religionsanaloge, eigentlich begegnungsmetaphysische Sinnbilder zuhauf! Die Umwertung, ja die Metamorphose der Situation und die letzte Unverfügbarkeit darüber, über die verwandelnden, strukturierenden Kräfte: das spricht sich hier als Erfahrung aus. Eigentlich stößt man an Sagbarkeitsränder.

Nach Paul Watzlawick, dem wohl populärsten Kommunikationsforscher dieser Zeit, kann es, gerade wenn alle Kommunikation zusammenbricht, zu dem kommen, was er "Durchbrucherlebnisse" nennt: „Wenn einmal alle Konstruktionen zusammenbrechen, alle Brillen abgelegt sind, sind wir am Ausgangspunkt zurück und werden diesen Ort zum ersten Mal erfassen“..“

Es ist schon merkwürdig: gerade die modernste wissenschaftliche Fundierung helfender Begegnungen führt auf der Beschreibungs- und Reflexionsebene zu teils eher philosophisch anmutenden, teils religionsanalogen, eigentlich begegnungsmetaphysischen Sätzen, die zu denken geben. Sie versuchen zu erklären, dass und wieso in helfenden Begegnungen, und sei's unter ungünstigen Bedingungen, unter Problem- und Zeitdruck, rechtlichen Reglementierungen, wirtschaftlichen Engpässen usw., doch etwas offenbar Tiefgehendes geschieht, dass Menschen heil werden, versöhnt sind, Ruhe finden und eine Perspektive. Es gibt im Beratungsgeschehen einen wissenschaftlich schwer fassbaren Mehrwert.

\*\*\*

### 3. Über Sinn und Funktion

Die gegenwärtige Soziologie beschreibt Sinnkrisen des modernen Menschen, Sinnkrisen, die wiederum letztlich nicht mehr nur soziologisch zugänglich zu machen sind. Das Soziologenehepaar Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim zeichnet den Menschen nach, der dazu befreit und verurteilt ist, sich den Sinn seines Lebens selbst zu geben und der dabei ständig scheitert. Der Mensch im "ganz normalen Chaos der Liebe" und in der "Risikogesellschaft" baue an einer "Nachreligion der Liebe": die Beziehung zum Partner oder die Kinder eben, sie müssten leisten, was zuvor die Religion geleistet habe, Sinn geben. Und damit sind alle überfordert. Und so wird immer verzweifelter mit sinngebensollenden Beziehungen experimentiert, und der moderne Mensch - auch so eine einprägsame Beschreibung von Beck/Beck-Gernsheim - reiße dabei ständig seine Wurzeln aus, um zu sehen, ob sie noch gesund sind.

Eilert Herms beschreibt eine andere Tragödie des sinnsuchenden Menschen der Gegenwart: den Zerbruch von Sinn und Funktion. Und auch diese Analyse kann ich aus meinen Erfahrungen bestätigen. Ich arbeitete früher in einem großen konfessionellen Wohlfahrtsverband. Dort erlebte ich Geschichten wie diese: eine junge Frau, von ländlicher Frömmigkeit geprägt und voll von diakonischem Ethos, zieht in die Stadt und beginnt eine Ausbildung an einem kirchlichen Krankenhaus. Dort erlebt sie ziemlich am Anfang, dass einer gönnerhaft zu ihr sagt: Also, Mädchen, vergiss erst mal alles, weshalb du hergekommen bist. Im Wortsinne schlagartig erfährt sie: gefragt ist gar nicht ihr christliches Pathos, ihr humanes Ethos, das sie als Kapital einbringen wollte. Gefragt ist ihre möglichst reibungslose Einpassungsfähigkeit in einen vorgeformten therapeutischen Prozess. Und alles Ethische ist eher dysfunktional, stört die Abläufe.

Sie erlebt, was der Soziologe das Auseinanderbrechen von Sinn und Funktion nennt: das persönlich Tragfähige ist oft nicht mehr gesellschaftsfähig. Wenn mir nun das Sinngebende und Werthafte wichtig ist, muss ich es häufig abtrennen von meinen beruflichen Vollzügen, ich privatisiere es. So entsteht im Grundmuster das, was die Soziologen privatisierten Sinn und privatisierte Religion nennen. Menschen in so bedingten Sinnkrisen brauchen nichts so sehr wie Menschen, die den Sinn-Funktionszusammenhang verkörpern, identische Menschen. Beraterinnen und Berater sollen solche Menschen sein.

Der Soziologe Niklas Luhmann hat einmal herausgestellt, jede Gesellschaft müsse das Problem des Helfens verlässlich regeln, weil eine Gesellschaft andernfalls erheblich destabilisiert werde. Helfende Systeme seien alles andere als eine wirtschaftspolitische Dispositionsmasse. Und er zieht einen Faden von den archaischen Stammesgesellschaften bis zur modernen Gesellschaft, um zu zeigen, dass sich helfende Systeme zwar in ihrer Organisationsform, aber gar nicht einmal so sehr in Sinn und Funktion geändert hätten.

Reinmar Tschirch, ein Grenzgänger zwischen Theologie und Sozialpädagogik, schrieb vor einigen Jahren, die Beratungsarbeit habe eine ganz ähnliche gesellschaftliche Funktion, wie sie ganz früh einmal der Exorzismus oder im Mittelalter die Kirchengucht gehabt hätten. Diese Äußerung löste

seinerzeit viel Unverständnis aus; sie erschloss sich in ihrem Kern erst bei näherer Betrachtung. Tschirch hob ab auf die zu allen Zeiten notwendige gesellschaftliche Vermittlung in der Macht- und Ohnmachtsproblematik.

Der Exorzismus, das war in der ganzen antiken Welt die Befreiung des Menschen von Mächten, die Besitz von ihm ergriffen hatten und ihn zum ohnmächtigen Opfer machten. Der Exorzismus löste auf seine Weise und vor dem Hintergrund eines dualistischen Weltbildes das uralte, menschheitliche Ohnmachtsproblem, das Widerfahrnis der Ausgeliefertheit an fremdbestimmende Mächte. Der Exorzist handelte in der Logik der homöopathischen Magie: Gleiches gegen Gleiches. Gegenmacht gegen die menschenbeherrschende Macht. Der Exorzist hatte, wenn er Erfolg hatte, die besseren Machtworte. (vgl. *den ideengeschichtlichen Exkurs im Studienbrief Sozialarbeit/Sozialpädagogik*)

Was das mit moderner Beratungsarbeit zu tun hat? Wenn Dietrich von Oppen, der frühere Sozialethiker an der Marburger Universität, recht hat, dann hat auch moderne Beratungsarbeit im Grundsatz hier Sinn und Funktion. Er schrieb Ende der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts, als die Kirchen in großem Stil in die Allgemeine Lebensberatung einstiegen, in einem wegweisenden Diakonie-Handbuch: Beraterinnen und Berater müssten wissen, dass im Vollzug von Beratung „auch Macht ausgeübt (wird). Aber jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet: Macht zur Bewältigung des eigenen Lebens überhaupt und jetzt und hier zur Bewältigung der anstehenden Krise ... Man kann das neue soziale Handeln geradezu als *Macht weckendes Handeln* bezeichnen...“ Beratungsarbeit als eine der Neuzeit angemessene Lösung der sehr alten Macht/Ohnmachts-Problematik.

Immer mehr Menschen in Deutschland werden zeit-, kultur-, gesellschafts- und politikvermittelte Ohnmachtserfahrungen zugemutet. Die Arbeitsplatzsuche oder -erhaltung misslingt vielen, die Kindererziehung, die Partnerbeziehung, die Zukunftsplanung - und im Grunde hängt auch da alles mit allem zusammen. Und die alten stützenden Sozialsysteme, etwa die Familie, werden selber immer stützungsbedürftiger. Und die von altersher Hoffnung transportierenden Institutionen bröckeln ab, nicht nur an den Rändern. Beraterinnen und Berater wissen, dass viele kleine und große Demonstrationen von Macht, z.B. Eruptionen familiärer Gewalt, oft Verzweiflung hinter umgekehrten Vorzeichen sind. Die hilflose Verwandlung von Schwäche in vermeintliche Stärke. Beraterinnen und Berater sollen in lebensgeschwächten Menschen Kräfte wecken, sie sollen ihre beraterische und menschliche Potenz nicht für sich behalten, sondern austeilen, etwas weitergeben von lebensbejahendem Geist, damit aus ohnmächtigen selbstmächtige Menschen werden. Miteinander können sie erfahren, dass, wer etwas von sich abgibt, weggibt, dadurch nicht schwächer wird. In Prozessen, in denen die strukturellen Trennwände durchlässig werden, können identische Menschen viel Segensreiches bewirken.

## 4. Beratungsarbeit

### Zum allgemeinen Beratungsverständnis

Dietrich von Oppen spricht von der „Krankheit der nicht gelungenen Sozialisation“ und meint damit: „Leiden von Menschen, die für sich und ihre Beziehungen keine Form gefunden und in ihrem Leben den Sinn verloren haben. Im Grunde handelt es sich um Gefährdung oder Zerrüttung des ganzen Menschen. Die Persönlichkeit ist defekt, die Beziehungen von Mensch zu Mensch kranken, das Verhältnis zur Wirklichkeit überhaupt ist gestört, die kritischen Lebenssituationen, die niemandem erspart bleiben, werden nicht bewältigt. Die Folge ist der ungelöste innere oder äußere Konflikt, die Flucht in die Krankheit, die Droge, den Alkohol, in das ruhelose Wandern oder in den Freitod“.

#### **Stichwort SOZIALISATION**

Sozialisation ist ein komplexer Vorgang, der „die Gesamtheit von beabsichtigten und nicht beabsichtigten sozial vermittelten Lernerfahrungen“ des Kindes umfasst und „Lernen von Verhaltensweisen, Denkstilen, Gefühlen, Kenntnissen, Motivationen und Werthaltungen“ beinhaltet (so im 2. Familienbericht der Bundesregierung definiert).

Sozialisationsforschung, an der vor allem Psychologie, Humanbiologie, Medizin, Soziologie und Pädagogik beteiligt sind, untersucht von unterschiedlichen Ansätzen her die **B e d i n g u n g e n** kindlicher Entwicklung und Erziehung sowie die **W i r k u n g e n** von diversen Sozialisationsfaktoren in den unterschiedlichen sozialen Bezugssystemen. - Die Konzentration der Sozialisationsforschung auf die ersten Lebensphasen und die dementsprechend übliche abgeleitete Erklärung des Erwachsenenverhaltens sind wegen der Engführung dieses Ansatzes nicht mehr unumstritten (Erweiterung z.B. bei Horst-Eberhard Richter).

Ausführlicheres zur Sozialisationsforschung etc. im Studienbrief von Prof.Dr. Noack und im Studienbrief „Sozialisation“.

Die "Krankheit der nicht gelungenen Sozialisation" wird — außer bei Drogen- und Alkoholabhängigen, Wohnsitzlosen und Suizidanten — diagnostiziert bei (öfter rückfälligen) Straftätern; bei Menschen mit psychischen Störungen, die von der "einfachen" Verhaltensauffälligkeit über kompliziertere Verhaltensstörungen und Verwahrlosung bis zur Neurose oder Psychose reichen (vgl. **Exkurs** über Psychose, Neurose usw. am Ende dieses Artikels); bei Menschen mit psychosomatischen Erkrankungen mit immer unklarerer Krankheitsbildern; bei Menschen, die unfähig sind, Ehekrisen, Scheidungen, Schwangerschaftskonflikte, Sexualprobleme oder alltägliche Erziehungsschwierigkeiten zu bewältigen; bei Männern, die ihre Frauen misshandeln; bei Männern und Frauen, die ihre Kinder misshandeln; bei Menschen, die daran zu zerbrechen drohen, dass sie mit der Pflege eines alten Menschen oder mit der Betreuung eines behinderten

Angehörigen überfordert sind; bei Menschen, die mit eigener Behinderung oder mit dem eigenen Altern nicht fertig werden.

Damit ist in etwa die sehr differenzierte Klientel für heutige *professionelle* Beratungsarbeit umrissen. Neben der sog. Allgemeinen Lebensberatung hat sich die Beratung dementsprechend ausdifferenziert in Spezialdisziplinen (wie z.B. die Schwangerschaftskonfliktberatung, Suchtkrankenberatung, Ehe-, Familien- und Erziehungsberatung, Straffälligen- und Straftatlassenenberatung usw.).

Die professionelle Beratung bietet sich als teils eher *psychoanalytisch*, teils eher *kommunikationspsychologisch* orientierte Form der Lebenshilfe an, oft an den institutionellen Nahtstellen zwischen den sozialen Systemen (zwischen ärztlichen und psychotherapeutischen Praxen, psychiatrischen Einrichtungen, Kindergärten, Schulen, Sozialstationen, Ämtern, Gerichten usw.). Daher sind Analogien zu anderen Systemen in verschiedenen Beratungsansätzen zu finden, etwa zum Medizinsystem: manche Formen von Beratung vollziehen sich in dem in der Medizin üblichen Dreierschritt Anamnese, (psychologische) Diagnostik und Einleitung therapeutischer Maßnahmen.

***Professionelle Beratungsarbeit soll sich von bloßer Information wie von großer Psychotherapie unterscheiden.***

Die Vorläufer-Einrichtungen heutiger Beratungsstellen, z.B. die sog. Gemeindedienste der Inneren Mission (seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts), waren eher Auskunftsstellen, die Informationen über Gesetze und Verordnungen, über wirtschaftliche oder institutionelle Hilfemöglichkeiten weitergaben. Heute vollzieht sich Beratungsarbeit faktisch

- als psychologische Arbeit,
- freiwillig von Menschen mit Sozialisations- bzw. Beziehungsstörungen u.a. in Anspruch genommen;
- **Ziel** ist die Aufhebung dieser Störungen und die daraus resultierende Verbesserung der allgemeinen sozialen Kommunikation.

Nach den einschlägigen Theorien von Beratung macht die Erreichung dieses Ziels erforderlich, dem Ratsuchenden Konflikte und Beziehungsstörungen durchsichtig zu machen, ihm Einsichten in die Konfliktursachen zu ermöglichen, ihn zu besserer Wahrnehmung eigener Fähigkeiten und Bedürfnisse zu bringen, bei ihm Ich-Stärke zu bewirken und mit ihm neue Interaktionsmuster einzuüben, die ihn befähigen, sowohl sein eigenes Verhalten

besser zu kontrollieren als auch seine Beziehungen zu anderen Menschen neu zu gestalten. Nach den 1981 veröffentlichten "Leitlinien zur psychologischen Beratung in der [ev.] Kirche" geht es darum, „dass ein Ratsuchender in seinem Denken, Fühlen und Handeln von einengenden Zwängen freier wird, so dass er sich stärker als verantwortliches Subjekt des eigenen Handelns erlebt. Eine so gewonnene Eigenständigkeit bestärkt seine Integrations-, Beziehungs- und Bindungsfähigkeit und schließt auch den Gegenstand und die Beziehungen des religiösen Lebens mit ein“.

Derlei Beratungsinhalte versuchen Beraterinnen und Berater durch planvoll reflektierte Elemente des Beratungsprozesses umzusetzen: z.B.

- durch Erkenntnisarbeit (Interpretation von Konflikten und Wirkungen),
- Verstehensarbeit (Vertrautmachen des Klienten mit sich selbst),
- Konfrontationsarbeit (zur Verhinderung der Flucht des Klienten vor dem Erleben seiner Gegenwart) usw. (so bei W.Lüders).

Die klassische Beratungsf orm ist die *Einzelberatung*; die *Paarberatung* bearbeitet Probleme, die z.B. eine Partnerschaft in Frage stellen; die *Familienberatung* hat unterschiedliche Stränge: zum einen erfolgt sie z.B. in einem institutionellen Rahmen außerhalb familiärer Strukturen, zum andern in der und unter Einbeziehung der Wohn- und Umwelt der Familie (systemischer Ansatz); die *Gruppenberatung* fasst mehrere Klienten mit ähnlichen Problemen zusammen (z.B. in der Suchthilfe). Im Bereich der Fortbildung für sozialarbeiterische oder beraterische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter findet nicht selten auch *Organisationsberatung* statt, die auf strukturelle Veränderungen in den Arbeitsfeldern, in den helfenden Organisationen selbst usw. abhebt. Die Spannbreite der Ansätze reicht von individuellen über gruppenvermittelte bis hin zu strukturellen, ja "politischen" Hilfen (etwa im Zusammenhang mit Gemeinwesenarbeit).

Die problemgruppenbezogene Beratung (also für Straffällige, Suchtkranke u.v.a.) wurde überwiegend eine Domäne der an Fachhochschulen ausgebildeten Helferberufe (vor allem der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter); in den generativen und familienbezogenen Beratungsfeldern (Kinder- und Jugendberatung, Ehe-, Familien-, Erziehungsberatung usw.) sind überwiegend Dipl.-Psychologinnen und -Psychologen oder z.B. Pfarrerinnen und Pfarrer mit psychologischer Zusatzausbildung tätig. Kommunen, Kreise, Bundesländer, staatliche Ämter, große gesellschaftliche Organisationen (wie vor allem die Kirchen) und Verbände der Wohlfahrtspflege (Caritas, Diakonisches Werk, Arbeiterwohlfahrt, Paritätischer Wohlfahrtsverband u.a.) bieten Beratung an, um die grassierende "Krankheit der nicht gelingenden Sozialisation" einzudämmen. Dass hinter der Errichtung — vor allem der Erziehungsberatungsstellen — ursprünglich ein politischer Druck stand, sollte nicht verschwiegen werden: für die amerikanische Besatzungsmacht war Erziehungsberatung Teil des Re-education-Programms; die im Zuge dieses Programms installierten Einrichtungen

(1952 rund hundert Erziehungsberatungsstellen) mussten später von Ländern und Kommunen übernommen und weitergeführt werden.

Seitdem ist eine weitere Differenzierung im Beratungsbereich im Gang: Erziehungsberatung ist in staatlichen Richtlinien verankert, entspricht einem staatlich anerkannten Auftrag — und ist entsprechend gesichert. Ehe- und Familienberatung, die sich inhaltlich ständig mit Anliegen der Erziehungsberatung überschneidet, ist im allgemeinen Sache von kirchlichen und freien Trägern, die ständig mit Finanzierungsschwierigkeiten kämpfen müssen. Die im Gesamtfeld professioneller Beratung obwaltende Logik ist eine historisch und politisch, keine unbedingt sachlich begründete.

Attraktiv ist für Beratungssuchende an verbandlicher und kirchlicher Beratung offenbar die Einbindung der Beratungsangebote in ein System von Hilfen, die institutionelle Komplexität z.B. kirchlicher Hilfen: diese hängt sowohl mit der ganzheitlichen theologischen Anthropologie als auch mit der traditionellen organisatorischen Ausdifferenzierung in ein breites Spektrum offener, teilstationärer und stationärer diakonisch-caritativer Hilfen zusammen.

So können z.B. der "Problemgruppe" der Frauen in Konfliktsituationen neben Beratung noch zahlreiche andere Hilfen vermittelt werden (Hilfen kirchlicher Stiftungen, Vermittlung in Mutter-Kind-Wohngemeinschaften oder entsprechende Selbsthilfegruppen usw). Oder etwa die diakonische Suchtkrankenberatung ist in einen regelrechten Therapieverbund integriert, in eine sog. therapeutische Kette mit den Gliedern Erstkontakt bzw. Motivierung, Entgiftung, Entwöhnung, spez. Rehabilitation und Nachbetreuung.

Manches Beratungsverständnis bringt überhaupt Abgrenzungsschwierigkeiten zur Seelsorge mit sich: ein klassisches "Mischfeld" ist die Telefonseelsorge. Beratung ist hier, wie die Seelsorge auch, „dem verletzten Lebensganzen auf der Spur“ (K.-D.Ulke); beide wollen Wege ausfindig machen, „die zu weniger verletztem oder verletzendem Leben führen könnten“; beide brechen ein in das ganze Netzwerk gesellschaftlicher Verletzungen, weil unter uns „die Verletzung des einen... den andern verletzt“ (ders.).

\*\*\*

# Das beratende Gespräch

## Das helfende Gespräch

### Das Verständigungsgespräch

- Konzepte, Literatúrauszüge –

Es gibt viele fachliche Gesprächsmodelle:

- ▶ etwa das klassische Lehrgespräch in sokratischer Tradition, (das Rückfragen führt zu Lösungen eines Problems; es geht darum, durch geschickt eingebrachte Fragen die im Partner unbewusst angelegte richtige Erkenntnis zu Bewusstsein zu bringen. Sokrates nannte seine Methode „Hebammenkunst“: durch die Kunst der Hebamme wird das in der Mutter geborgene Kind ans Licht befördert)
- ▶ das Seelsorgegespräch, das in traditioneller und gesprächspsychotherapeutisch beeinflusster Form existiert,
- ▶ das Explorationsgespräch (nach L.Pongratz eine „tätige Erkundung“), (der Gesprächspartner soll zu aufschlussreichen Äußerungen über sich selbst veranlasst werden, durch die er Einblicke in sich selbst gewinnt)
- ▶ das sog. helfende Gespräch in z.T. sozialarbeiterischer, z.T. seelsorgerlicher Tradition, (z.B. 4-Stufen-System: 1. Was habe ich gefühlt? 2. Was belastet dich am meisten? 3. Frage nach den Ressourcen: was hilft dir am meisten standzuhalten? 4. Empathie: ich teile die Last mit dem andern)
- ▶ das psychoanalytische Gespräch, das Traumatisiertes dem Bewusstsein zugänglich machen will, (der Therapeut analysiert Ereignisse aus der Vergangenheit des Klienten)
- ▶ das verhaltenstherapeutische Gespräch, das Zuwendungsintensität als Mittel der Verhaltensänderung benutzt; (es geht um die therapeutische Beziehung. Wichtig ist die Frage: traue ich diesem Therapeuten zu, mir zu helfen? Vonseiten des Klienten gibt es ein Beziehungsangebot: freundlich, feindlich, unterwürfig, dominant)
- ▶ das gestalttherapeutische Gespräch, das dem Ich dazu verhelfen will zu lernen, die in der Vergangenheit „unerledigten Situationen“ zu integrieren, um zu einer „Schließung guter und prägnanter Gestalten“ im „Jetzt“ kommen zu können; (hier geht es weniger um Technik als um eine besondere Haltung. Der Therapeut beobachtet vor allem auch sich selbst: wie reagiere ich auf den andern? Daraus leitet er seine Intervention ab)
- ▶ die Gesprächspsychotherapie, die auf einführende, nicht-direkte Gesprächsführung abhebt; u.a.m.

Daneben haben sich viele pragmatische Mischformen entwickelt. Die Klammer zwischen den meisten kombinierten Gesprächsmodellen ist m.E. die gesprächspsychotherapeutische Konzeption nach Carl G. Rogers (Die klientbezogene Gesprächspsychotherapie, 1973); sie vermittelt u.a. auch zwischen der klassischen Seelsorge und modernen Konzepten.

**Carl G.Rogers** nannte seine Methode ursprünglich „non-directive“, später „client-centered“. Fundamente des Konzepts sind positive Grundannahmen vom Menschen: Menschen besitzen nach

Rogers eine Selbstgestaltungstendenz und sind grundsätzlich fähig, diejenigen ihrer Wesensanteile zu verstehen, die ihnen Ängste und Kümernisse bereiten.

In der Therapie wird der Mensch dementsprechend akzeptiert als selbständige Person, der es ermöglicht werden soll, ihre Gefühle, Wünsche und Wertvorstellungen zu klären. Dem positiven Menschenbild entsprechen positive Gesprächsvariablen: dem Rat und Hilfe suchenden Menschen soll mit Wertschätzung, die nicht an Bedingungen geknüpft sein soll, unverstellt-echt und nach „aktivem Zuhören“ mittels möglichst getreuer Versprachlichung der emotionalen Erlebnisinhalte („Spiegeln“) begegnet werden. Direkte Ratschläge, Wertungen, Interpretationen werden vermieden. Der Therapeut/die Therapeutin schafft so Bedingungen, die es Menschen ermöglichen sollen, ihre Probleme zu bearbeiten.

Dieses Grundmodell hat vielfach Aufnahme und Weiterentwicklung erfahren. So z.B. im Modell des helfenden Gesprächs nach Eisele/Lindner oder im Konzept der mitfühlenden Kommunikation nach **Stephen R. Covey** (Die sieben Wege zur Effektivität, 4. Aufl. 1996).

Hier liegt der Hauptakzent zunächst auf dem Verstehen. Covey meint: Aufgrund seiner Ausbildung hat jeder Mensch, mehr oder weniger intensiv, lesen, schreiben und sprechen gelernt. Die verbleibende vierte Möglichkeit der Kommunikation ist das Zuhören, die des öfteren vernachlässigt wird. Die meisten Menschen sind damit beschäftigt, ihren Standpunkt zu vertreten, zu sprechen oder sich darauf vorzubereiten. Oftmals werden die eigenen Erfahrungen und Gefühle auf den anderen projiziert. ‚Ich weiß genau wie du dich fühlst! Mir ging es genauso.‘ Was der andere tatsächlich fühlt, bleibt vorerst unausgesprochen. Mitfühlendes Zuhören hat demgegenüber die Absicht, zu verstehen und in die Welt des anderen zu tauchen, soweit dies die eigenen Paradigmen zulassen. Es geht darum, die Situation, in der sich der andere befindet, intellektuell wie emotional zu erfassen. Den anderen zu verstehen, bildet somit für die Großzahl der Menschen einen Paradigmenwechsel.

Covey bemüht die Kommunikationsforschung, die davon ausgeht, dass nur 10 % der menschlichen Kommunikation über Worte laufen. Weitere 30 % werden über den Tonfall und die Betonung gewisser Wörter vermittelt. Den Hauptanteil mit 60 % nimmt die Körpersprache ein: was verdeutlicht, dass Zuhören nicht nur eine Sache der Ohren, des Hörens der Worte ist, sondern auch mit den Augen und dem Herz erfolgen sollte, um das Befinden des anderen wahrzunehmen.

Mitfühlendes Zuhören kann heilend und therapeutisch wirken. Hier beruft sich Covey auf Rogers, der beschrieben hatte, welches Therapeutenverhalten eine solche Atmosphäre schaffen kann:

- Authentizität und Transparenz, das Zeigen der eigenen Gefühle (was u.a. Bewusstheit über die eigenen Gefühle voraussetzt),
- Akzeptanz, Schätzen des Gegenübers als eigenständiges Individuum,
- Empathie, die Welt mit den Augen des Gegenübers sehen.

Gleichgültig, wie man es formuliert, es ist wichtig, dass das Gegenüber diese Intentionen mitbekommt. Eine solche Fähigkeit des Zuhörens befriedigt das menschliche Bedürfnis nach

Anerkennung und Bestätigung. Auf dieser Basis können sich die Beteiligten ihren Aufgaben oder Problemen zuwenden.

Covey führt die Methoden auf, die das Zuhören „normalerweise“ prägen. Sie sind alle autobiographisch, d.h. auf die eigenen Erfahrungen ausgerichtet:

- Werten: Die Meinung des anderen wird als der eigenen ähnlich oder abweichend wahrgenommen.
- Sondieren: Das Eintauchen in den Intimbereich des anderen führt zu Abwehrverhalten.
- Beraten: Man erteilt Ratschläge auf der Basis der eigenen Lebenserfahrung.
- Interpretieren: Man versucht, das Verhalten, die Worte des Gegenübers zu deuten.

Diese Verfahrensweisen können das Eigenverständnis der Problematik behindern, da sie dem Gegenüber nicht erlauben, sich verbal zu entfalten.

Autobiographisches Material kann aber auch hilfreich sein, denn es kann dem Gegenüber von Nutzen sein, beispielsweise als Lösungsmöglichkeit der bestehenden Situation. Der Zuhörer sollte das Problem jedoch weitestgehend verstanden haben, bevor er beginnt, sein autobiographisches Material darzulegen.

**Mitfühlendes Zuhören** verhilft dem Zuhörer die Dimension des Problems wahrzunehmen. Covey stellt vier Stufen des mitfühlenden Zuhörens dar:

Schritt 1: Wörtliches Wiederholen der Aussage. Dies kann dem Zuhörer verhelfen, den Aussagen zu folgen. (Zuhören, um zu verstehen).

Schritt 2: Wiedergabe des Inhalts in eigenen Worten. Dies hilft dem Zuhörer, den Inhalt zu reflektieren, weil er durch das Umformulieren des Gesagten, Ausdrücke und Redeformen des Gegenübers in die ‚eigene Sprache‘ übersetzt.

Schritt 3: Reflexion der Gefühle. Hier artikuliert der Zuhörer die Gefühle, die er wahrnimmt, die in dem Gesagten mitschwingen.

Schritt 4: Verbindung der Schritte 2 und 3. Der Zuhörer formuliert den Inhalt in seinen eigenen Worten und artikuliert die Gefühle.

Verhält sich der Zuhörer wie in Schritt 4, gibt er dem Menschen, dem er zuhört, die Chance, sich gedanklich zu entfalten. Das Vertrauen steigert sich, denn der Erzählende macht die Erfahrung, mit seinem Problem angenommen zu sein. Dies ermöglicht ihm, die tieferen und verletzlicheren Ebenen des Problems oder Bedürfnisses zu artikulieren. An diesem Punkt ist das Wissen des Zuhörers von Interesse, jetzt ist klar, worum es geht, und der Erzählende ist nun offen auch für Ratschläge, Fachwissen oder Erfahrungen des Zuhörers.

\*\*\*

Grundlegend ist der Rogers'sche Ansatz z.B. auch für **Peter F. Schmid** (Das beratende Gespräch. Methode und Praxis der Gesprächsführung), der im folgenden ausführlicher zitiert wird. Seine Ausführungen sind m.E. gut nachvollziehbar, verstehbar, lernbar.

„...Das Glücken oder Misslingen eines Gesprächs hängt wesentlich mehr von der Gefühlslage ab, als wir dies im allgemeinen annehmen. Jeder Kontakt, den zwei Menschen miteinander haben, erweckt durch allerlei Assoziationen bei beiden Gesprächspartnern eine Menge von Gefühlen. Diese Emotionen treten auch unabhängig vom Inhalt des Gesprächs auf. Oft sind wir uns unserer Gefühle auch gar nicht bewusst. Sie stecken hinter den Worten. **H ö r e n** bei einem Gespräch bedeutet also mehr, als dass nur die Worte des anderen aufgenommen werden: es ist vielmehr das Vermögen, sich in die Gefühle des Partners hineinzuleben.

Im besonderen gilt das für jemanden, der Gespräche führt, durch die er Verantwortung auf sich nimmt. Das ist schon bei jedem der Fall, der um Rat gefragt wird. Besonders wichtig aber ist die Beherrschung der Gesprächssituationen für Menschen in ... (bestimmten) Berufsgruppen...

Es gibt eine Unzahl (verschieden gut fundierter) Methoden der Gesprächsführung. Die meisten von ihnen kommen aus der Psychotherapie. Mit mehr oder weniger Erfolg wird versucht, die Regeln einzelner psychotherapeutischer Systeme oder Praktiken für die 'normale' Gesprächsbeziehung zu adaptieren... Wir greifen für unser Anliegen größtenteils auf die Methode des amerikanischen Psychotherapeuten Carl R. Rogers und seiner Schule zurück...

### **1.3. Charakteristik des beratenden Gesprächs**

Der Begriff 'beratendes Gespräch' bzw. 'Beratungsgespräch' bezeichnet recht gut den Anwendungsbereich der hier vorgelegten Gesprächsmethode: Alle Situationen, in denen jemand Rat und Hilfe sucht, sei es für ein einmaliges Gespräch oder auf längere Dauer.

#### **1. Voraussetzungen**

Grundannahme und Voraussetzung ist, dass der Beratene die Bedingungen seiner Existenz und sich selbst verstehen kann, dass er imstande ist, sein Leben eigenverantwortlich und selbständig weiterzuführen, sobald er seine Krise... durchschaut und verstanden hat... Das Prinzip lautet: Dem Partner **h e l f e n , s i c h s e l b s t z u h e l f e n**.

Rogers charakterisiert seine Methode als 'non-directive'..., 'client-centered'... und 'accepting'... Das schließt ein, dass niemals der Gesprächsleiter oder das Thema im Mittelpunkt stehen dürfen, sondern immer der Ratsuchende selbst diese Mitte des Gesprächs sein muss. Wer sich allzusehr auf den Inhalt der Worte des anderen konzentriert, geht am andern selbst vorbei, ignoriert seine Gefühle und sein Erleben (Anm.: Rogers und Tausch... lehnen für die Gesprächspsychotherapie jede inhaltliche Beratung bezüglich Verhaltensweisen und Maßnahmen ab. Für Gespräche unserer Art trifft das in dieser ausgeprägten Form im allgemeinen nicht zu. Wichtig ist vor allem, daß der Inhalt nicht unabhängig vom emotionalen Erleben besprochen wird).

#### **1.3.2. Grundhaltung...**

Der Gesprächsleiter muss zunächst einmal mit echter Aufmerksamkeit, Anteilnahme und Liebe 'bei dem anderen sein', ihm im Wechsel seiner Gefühle folgen und ihn so nehmen, wie er gerade hier und jetzt ist. Das schließt aus, dass er ihm wie einem 'Objekt' begegnet, also z.B. aus einem Abstand heraus über ihn urteilt oder ihn in eine gewünschte Richtung dirigiert... Hier zeigt sich, dass echte Beratung gerade das Gegenteil jedweder Art autoritären Handelns ist...

Als Beispiel sei hier erwähnt, dass es grundsätzlich einen Unterschied bedeutet, ob der Berater sagt: 'Es ist völlig unnützlich, sich über solche Kleinigkeiten aufzuregen!' oder in echter Anteilnahme des anderen die Frage stellt: 'Welche Bedeutung hat dieses Erlebnis für Sie?'...Wer ... 'aktiv zuhört', hört auf die Gefühle des anderen und lebt mit dem Gesprächsablauf mit. So wird Zuhören zu nonverbaler Kommunikation... Richtiges Zuhören ist ein wesentlicher Faktor beim Prozess der Klärung und

Überwindung eines Problems. Michael Balint meint, dass dazu 'eine wesentliche, wenn auch begrenzte innere Umstellung' der Persönlichkeit nötig ist. Darüber hinaus ist es für den Gesprächspartner sehr wichtig, dass ihn der Berater *b e j a h t* (acceptance). Wer einen anderen Menschen akzeptiert, hilft ihm, sich selbst zu bejahen... Es handelt sich im ganzen also um eine bedingungslos positive Beziehung (unconditional positive regard). Der Berater steht dem Gesprächspartner zur Verfügung, er akzeptiert ihn voll, lässt dessen Gefühle gelten und auf sich wirken... Im Verlauf der Gesprächsbeziehung wird es dem Partner dann gelingen, Abstand von sich selbst zu gewinnen, seine Probleme objektiver zu sehen; seine Einsicht und sein Selbstverständnis wachsen...

### **1.3.3 Methode**

...1.3.3.1. Spiegeln...Spiegeln (reflection) bedeutet..., die von dem andern oft etwas undeutlich und meist mit einem gewissen Widerstand hervorgebrachten Gefühle, Einstellungen und Verhaltensweisen neu zu formulieren und mit 'echtem, aber zugleich distanzierendem Mitgefühl' (Rogers) zurückzuspiegeln. Der Gesprächspartner kann sich in diesem Spiegel selbst sehen, weitgehend objektiv erkennen. ... Spiegeln ist die Empfangsbestätigung dafür, dass das Geäußerte verstanden und in seiner Bedeutung erkannt worden ist. Es wird nun verstehend, erhellend, nochmals ausgesagt. Die Mitteilung wird so 'zurückgeleitet', dass der andere 'angeregt wird, seine Gedanken und seine Gefühle weiter zu entfalten' (Johnson) und allmählich selbst zu verstehen und einsichtig zu überdenken.

## **2. Empathie**

...Empathie ist die Fähigkeit, sich den zu besprechenden Problemen gegenüber einzustellen wie der Partner, die Probleme mit dessen Augen zu betrachten... Diese Einfühlung wird im Gegensatz zur 'emotionalen' als 'empathische Identifikation' bezeichnet. Maximale Annäherung (die Gefühle miterleben) bei gleichzeitiger Distanz (sich nicht in die Gefühle hineinreißen lassen) bedeutet: Es entsteht zwischen den beiden eine Atmosphäre des Vertrauens.

## **3. Bezugsrahmen**

Von entscheidender Bedeutung ist es auch, in einem Gespräch stets den Bezugsrahmen (internal frame of reference) zu finden... Es geht um das spezifische Erleben dieser Situation, nie um allgemeine Aussagen. Niemals darf der Berater den anderen in ein Schema einordnen wollen. ... Ein Gespräch muss konkret und individualspezifisch, persönlich sein. Jeder Gesprächspartner, jedes Gespräch ist einmalig... Auf keinen Fall darf der Gesprächsleiter seine Interpretation aufdrängen oder etwas erklären wollen, was der Gesprächspartner in diesem Augenblick noch nicht verstehen kann. Er darf nicht ungeduldig werden und muss dem anderen Zeit lassen können. ...

## **4. Die Phasen eines Gesprächs**

...Je nach der Intention des Gesprächs wird es verschieden ablaufen müssen. Hier können daher keine allgemeinen Regeln aufgestellt werden... Oft werden vier Teile unterschieden:

Eröffnung (Aussprechen und Zuhören, gegenseitige Information, Aufbau einer Vertrauensrelation, allmähliche Klärung).

Erhellung (Entwicklung gegenseitigen Verstehens, Äußerung von Gefühlen und Einstellungen, Klarstellung über Bedeutung und Richtung des Gesprächs).

Konfrontation und Entscheidung (Durchbesprechen des Wesentlichen, Entscheidungsmöglichkeiten werden in Betracht gezogen und abgewogen, gegenseitiges Geben und Empfangen, allmählich Wandel im Selbstverständnis und Verhalten).

Integration (Schluss, ein Stück Zukunft eröffnen, zunehmende Autonomie, evtl. Ausblick auf weiteren Kontakt)...

Dabei muss natürlich berücksichtigt werden, dass ein Gespräch ja nicht rein linear verläuft und erst im späteren Verlauf ein (eventuell neues) Problem auftritt, so dass dort von neuem mit dem Spiegeln begonnen werden muss..."

## **Exkurs: Psychose, Neurose und andere seelische Störungen**

### **Sog. Persönlichkeitsstörungen**

Dazu zählt man Depressivität, Zwangsverhalten, Übererregbarkeit, Stimmungslabilität, übermäßigen Narzissmus, Borderline (= Persönlichkeitsstörung, bei der Gefühle, Denken u. Handeln betroffen sind, gekennzeichnet durch negatives, z.T. paradoxes Verhalten gg. Andere und sich selbst, oft begleitet von selbstverletzendem Verhalten, Depressionen. Hohe Komorbidität.). Grenzwertig: die asthenische Persönlichkeit.

### **Sog. Erlebnisreaktionen**

Extrem verzerrte oder intensive Auffälligkeiten im Erleben und Verhalten, etwa bei einem Schock die Schockstarre.

### **Sog. Verhaltensstörungen (bei Kindern)**

Z.B. die sog. Tics (= Es gibt motorische und vokale. Motorische: Muskelbewegungen ohne Funktion, Grimassen. Kopfwerfen, Schulterzucken. Vokale: Schnalzen, Gurren, Hüpfen, Schnüffeln usw. Im Grundschulalter bei jedem 2. Kind), sodann ausgeprägte Ängste, Phobien; auch das Hyperkinetische Syndrom (= Aufmerksamkeitsstörung. Überschuss an motorischer Aktivität) u.ä.

### **Sog. Entwicklungsstörungen (bei Kindern)**

Zum Teil recht unsichere Zuordnungen; z.B. werden Legasthenie und Autismus von manchen Experten hier eingeordnet. Autistische Kinder kapseln sich ab, können nicht spielen, wiederholen die immer gleichen Handlungen.

### **Psychosomatische Störungen**

Ein weites Feld: z.B. Schlafstörungen, Phänomene des Dauerunwohlseins, Sexualstörungen, Essstörungen, Bluthochdruck, sog. Endogene (= dt.: von innen erzeugte) Ekzeme (vor allem Neurodermitis: Rote, schuppige, manchmal nässende Ekzeme auf der Haut; starker Juckreiz), Asthma, psychisch ausgelöste Schmerzen, Magen-Darm-Erkrankungen, alle Abhängigkeitsformen (Alkohol, Drogen, Medikamente usw.).

### **Neurosen**

Grundsätzlich kann es, wenn sich Einstellungen verfestigen, zur Neurose, einer seelischen Störung ohne erkennbare körperliche Ursache, führen. In diese Kategorie fallen die Depressive Neurose (bzw. die Neurotische oder Reaktive Depression), die Angstneurosen (z.B. die Panik; allgemeine Angststörungen), die in den verschiedensten Formen auftretenden Phobien (sog. Phobische Neurose), die von der Alltagssprache her vielleicht bekannteste Neurose: die Zwangsneurose; und die sog. Konversionsneurosen (plötzliche Lähmungen, Zittern, Erstickungsanfälle; Hysterie u.ä.). Die o.g. Zwangsneurose äußert sich in 1. Zwangsgedanken und 2. -handlungen. 1.: zB ständige

starke Zweifel (ich hab was vergessen, unterlassen, falsch gemacht usw); 2.: zB Wasch-, Ordnungs-, Kontrollzwang.

### **Psychosen**

In diese Kategorie gehören endogene Phänomene (= „von innen heraus“) wie die Endogene Manie, dann überhaupt die Manisch-depressive Erkrankung, sodann die Schizophrenie und die Endogene phasische Depression (z.B. die sog. Winterdepression); charakteristisch: das Auftreten in Zyklen und/oder in Schüben. Bei der Schizophrenie gibt es häufig paranoid-halluzinatorische Formen (sog. „Wahnerscheinungen“, zB Stimmenhören) oder katatone Formen (= innere und äußere Erstarrung). Psychosen lassen sich nicht aus lebensgeschichtlichen Anstößen erklären. Die heutigen Erklärungen: Neurotransmitter sind schuld, vor allem das Dopamin. Es gibt Fehlproduktionen im Gehirn. Manche Experten vermuten Autoimmunkrankheiten als Ursache. Das sind übermäßige Reaktionen unseres Immunsystems, irrtümliche Angriffe gegen körpereigenes Gewebe.

\*\*\*

## **5. Beobachtungen und Erfahrungen aus diversen Beratungsfeldern**

### **Klientelwissen: Was Beratungssuchende bewegt**

Horst-Eberhard Richter schreibt über das *sozialtherapeutische Spezifikum*: „Im weiteren Sinn meint Sozialtherapie eine neue Sichtweise von Therapie überhaupt. Je mehr sich die Überzeugung durchsetzt, dass psychisches Wohlbefinden soziales Wohlbefinden einschließt und zugleich voraussetzt, um so mehr muss jede Therapie auch soziale Therapie sein. Sie bezieht sich auf die Menschen in komplexen sozialen Zusammenhängen. Sie kümmert sich um ihre persönlichen Beziehungen zueinander, um ihre ökonomischen und ihre Wohnverhältnisse, um ihre Arbeitssituation, ihre Probleme in und mit Institutionen wie Schule, Heim, Ämter usw. Denn alle diese sozialen Faktoren können ursächlich beteiligt sein, wenn Menschen sich sozial nicht mehr zurechtfinden oder erkranken, wenn sie von Krankheiten nicht genesen oder mit Behinderungen kein erträgliches Leben führen können.“

Beraterinnen und Berater müssen nicht nur voraussetzen, dass ihre Klientels über viele Facetten ihrer Lage gut oder bestens Bescheid wissen; Beraterinnen und Berater müssen ihrerseits auch über möglichst gute Kenntnisse der Problemhintergründe ihrer Klientels verfügen.

### **Aus dem Bereich der Allgemeinen Lebensberatung**

Die größten Ängste und Probleme der Deutschen 2021 (lt. Statista Research Department 27.9.21):  
53%: Steuererhöhungen/Leistungskürzungen wg. Corona; 50%: steigende Lebenshaltungskosten – 50%: Kosten für Steuerzahler durch EU; 45%: Überforderung des Staats durch Flüchtlinge; 43% Kosten für Pflegebedürftigkeit im Alter; 43%: Schadstoffe in Nahrungsmitteln; 42%: Spannungen

durch Zuzug von Ausländern; 41%: Überforderung der Politiker; 41%: Naturkatastrophen, Wetterextreme; 40%: Klimawandel; 40%: schlechtere Wirtschaftslage; 38%: Hinterherhinken bei Digitalisierung u.ä.; 38%: politischer Extremismus.

### **Aus der Schwangerschaftskonfliktberatung**

Im Jahr 2020 wurden in Deutschland 99.948 Abtreibungen registriert, davon 96% nach Schwangerschaftskonfliktberatung und 3,8% aufgrund medizinischer Indikation.

#### > Prioritätenliste bei den genannten Schwangerschaftsgründen

keine Anwendung von Verhütungsmitteln (meistgenannt) - Versagen der Verhütungsmethode – fehlende Aufklärung - Antikonceptivapause - falsche Anwendung von Verhütungsmitteln – Unverträglichkeit der Antikonceptiva — Vergewaltigung (am seltensten genannt)

#### > Prioritätenliste der genannten Abbruchgründe

Schwierigkeiten finanzieller Art (meistgenannt) - psychische und physische Überforderung – Schwierigkeiten mit dem Partner - ungesicherte Versorgung/Betreuung des Kindes – Schwierigkeiten in Ausbildung und Beruf - Wohnungsschwierigkeiten - Angst vor der Geburt eines Kindes - Ablehnung speziell dieses Kindes - Schwierigkeiten mit Eltern/Familie - eigene Erkrankung – Ablehnung der Mutterschaft - Unsicherheit/Unreife

#### > Familienstand

38% der Frauen: verheiratet - 58% ledig - 3% geschieden - 0,39% verwitwet - 0,7% in eheähnlicher Beziehung lebend

#### > Altersstruktur

4%: minderjährig; 74%: zwischen 18 und 34 J. alt; 15%: zwischen 35 und 39 J.alt; 8%: über 40 J.

#### > Wohngebiete

32,3% aus ländlichen Gebieten - 38,1% aus Klein- u. Mittelstädten - 29,5% aus Großstädten oder großstädtischem Einzugsbereich (Berlin und Bremen mit den höchsten Abbruchraten)

#### > Bisherige Kinderzahl

40,7% hatten kein Kind - 27,4% hatten bereits ein Kind - 18,6% hatten zwei Kinder - 8,9% drei Kinder - 2,1% vier Kinder - 2,2% fünf und mehr

#### > Berufliche Situation

25,5%: vollzeitbeschäftigt - 9,2%: teilzeitbeschäftigt - 15,4%: arbeitslos - 31%: Hausfrau - 5%: Studentin - 4,4%: Schülerin - 5%: Auszubildende

## Beratung bei Arbeitslosigkeit

### Sozialwissenschaftliche Daten und Prognosen

Im Jahresdurchschnitt 2021 gab es in Deutschland 2,7 Millionen registrierte Arbeitslose. Die Bundesagentur für Arbeit definiert: „Arbeitslos ist, wer keine Beschäftigung hat (weniger als 15 Wochenstunden), Arbeit sucht, dem Arbeitsmarkt zur Verfügung steht und bei einer Agentur für Arbeit oder bei einem Träger der Grundsicherung arbeitslos gemeldet ist.“ Da in unserer Gesellschaft die Zuteilung des sozialen Status nach wie vor weniger von persönlichen Qualitäten als vielmehr fast ausschließlich von beruflich vermitteltem Sozialprestige abhängig ist, bedeutet Arbeitslosigkeit mehr als ein durch Fürsorgemaßnahmen o.a. abgemilderter Einkommensverlust: Häufig sind Selbstwertkrisen, Verlust sozialer Kontakte, sozialer Abstieg, seelische und körperliche Leiden die Folge.

Zur künftigen Entwicklung wird gegenwärtig prognostiziert:

- Es gibt eine Tendenz zur dauerhaften Spaltung des Arbeitsmarktes in einen primären Bereich relativ stabiler Dauerarbeitsverhältnisse, einen sekundären Bereich kurzfristiger Arbeitsplätze und einen "grauen" dritten Arbeitsmarkt.
  
- Als künftige Schlüsseltechnologien gelten vor allem:  
Biotechnologie (industriell nutzbare Mikroorganismen für Lebensmittel, Enzyme für Medikamente usw.; Biomasse-Technologien) – Mikrosystemtechnik (Bauteile für Miniformate, Sensoren usw.) — Nanotechnologie (kleinste Zusätze bei Oberflächentechnik, Gentechnologien, Energiespeicher-Technologien. Verbundwerkstoffen, Medikamenten, Transplantaten usw.) — Recyclingverfahren — Werkstofftechnologie (neue Kunststoffe, Keramiken usw.) – Produktionstechnologie (neue technische Anlagen) – Big Data (Supercomputing) - Telekommunikation — Computer-aided-Design/Manufacturing (CAD/ CDM) u.a.

Die gegenwärtige Arbeitsstatistik spiegelt den dramatischen Rückgang im produzierenden und den gravierenden Anstieg im Dienstleistungsgewerbe.

Anfang 2020 gab es in Deutschland 45,2 Millionen Erwerbstätige; von diesen waren prozentual beschäftigt: 25% bei öffentlichen Dienstleistern, Erziehung, Gesundheit; 22,6% in Handel, Verkehr, Gastgewerbe; 18,5% im produzierenden Gewerbe (ohne Baugewerbe); 5,6% im Baugewerbe; 17,2% im Bereich Finanzierung, Immobilien, Unternehmensdienstleister; 3% in Information und Kommunikation; 1,3% in der Land- und Forstwirtschaft; 6,7% bei sonstigen Dienstleistern. Als Megatrends sind festzustellen:

- abnehmende Bedeutung der Tätigkeiten in der Produktion (Primärproduktion, handwerkliche Fertigung, maschinelle Fertigung, Kontrolle, Anleitung, Maschinenbedienung und -regelung, Reparatur);

- abnehmende Bedeutung von Verkaufstätigkeiten allgemeiner Art, produktbezogene Handelstätigkeiten, kundenbezogene Handelstätigkeiten);
- abnehmende Bedeutung der klassischen Tätigkeiten im Bürobereich (als Folge der Automation im Informationsverarbeitungs- und Kommunikationswesen);
- deutliche Zunahme der Tätigkeiten in Forschung und Entwicklung und der dispositiven Funktionen in diesem Bereich;
- differenzierte Entwicklung im Bereich der Dienstleistungstätigkeiten: erheblich veränderte Wachstumsraten bei den staatlich (mit-)kontrollierten Tätigkeiten im Bildungs- und Gesundheitssystem, soziale Kontrolle und Freizeitindustrie; Konstanz in den Bereichen Rechtspflege; sowie bei privaten Dienstleistungen im Bereich Hauswirtschaft, Bewirtung, Reinigung; starke Zunahme der Ordnungs- und Sicherheitsfunktionen;
- die stärkste Abnahme erfahren Ausbildungstätigkeiten (vor allem aus demografischen Gründen).

> Auswirkungen auf Qualifikationsstrukturen und Arbeitsbedingungen: fachübergreifende Qualifikationen gewinnen an Bedeutung = Fähigkeit zu abstraktem und analytisch-digitalem Denken, Bereitschaft zum Lernen und Weiterbilden, Kommunikationsfähigkeit, Sozialfähigkeit, Fähigkeit zu planerischem Denken, Entscheidungsfähigkeit, Fähigkeit zur Teamarbeit; im Umgang mit Technologien wird z.B. handwerkliches Geschick zunehmend ersetzt durch höhere Anforderungen an Konzentration, Genauigkeit, Verlässlichkeit; mit einem generellen Anwachsen von Nervenbelastungen und Stressanfälligkeit wird gerechnet (Zunahme von Burnout-Symptomen); die Entwicklung läuft auf die Entlastung von schwerer Handarbeit hinaus.

Die sozialwissenschaftlichen Kontroversen über die Fragen, ob es sich bei diesen Tendenzen lediglich um Probleme der Umqualifizierung und der Veränderung der Arbeitsorganisation handelt oder um dequalifizierende und enthumanisierende Entwicklungen, sind noch im Gange. Prognosen zur generellen Zukunft der Arbeit:

1. Uns geht die Arbeit aus (z.B. R.Gronemeyer erwartet „soziales Erdbeben“ wegen des Abrisses zweier tragender Säulen bisheriger Gesellschaft: der Arbeitsgesellschaft mit ihrer Sozialkultur und der Familie).
2. Uns gehen die Arbeitskräfte aus (B.Rürup: „Bewusstseinswandel in Bezug auf Lebensarbeitszeit“ sei nötig; beide müssten sich korrigieren: Gewerkschaften, die noch immer am „beschützenden Sozialstaat bismarckscher Prägung“ hingen; und die Arbeitgeber mit ihrer jugendzentrierten Personalpolitik).

3. Die Märkte sind gesättigt; wir kommen mit immer weniger Arbeitskräften aus (K.Stopp: Mit immer weniger Arbeit werde ein immer größeres Sozialprodukt erwirtschaftet; außerdem komme die Nachfrage an ihr Ende. Wirtschaftswachstum sei künftig eher kontraproduktiv. Unsere Gesellschaft steuere auf die 25- oder gar 20-Stundenwoche zu).

## **Arbeit in Sozialen Brennpunkten**

In sozialwissenschaftlicher Literatur werden z.Z. rund 80 Soziale Brennpunkte in deutschen Städten aufgelistet.

Soziale Brennpunkte sind verschieden große Siedlungen, in die Familien und Einzelpersonen in wirtschaftlicher Not, die ihre Mietwohnungen verloren haben, durch kommunale Verwaltungen eingewiesen wurden. Sie sind — in behördlicher Sprache — entweder "unzumutbare Mieter", sozial unangepasst, aber (mit sozialen Hilfen) als eingliederungsfähig eingestuft, oder "mietfähige Personen", sozial durchaus weithin angepasst, doch durch äußere Umstände oder kurzfristige Notlagen zeitweilig obdachlos. Die Wohnungen in sozialen Brennpunkten sind häufig nicht-rechtsfähige öffentliche Einrichtungen; die Wohnverhältnisse sind meist durch Nutzungsverträge (seltener durch Mietverträge) geregelt. Die Wohnsituation ist im allgemeinen ungünstig; soziale Brennpunkte liegen meist verkehrsunünstig an Stadträndern, isoliert, begünstigen ghettoähnliche Entwicklungen. Der bauliche Zustand ist unterschiedlich, meist jedoch unzulänglich (schlecht isolierte, schlecht zu beheizende, oft im Schnellbauverfahren erstellte Wohneinheiten oder sanierungsbedürftige Altunterkünfte). Zur sozialen Situation der Menschen in sozialen Brennpunkten stellte der 5. Jugendbericht der Bundesregierung fest: Diese „Familien sind materiell und einkommensmäßig schlechter gestellt als die übrige Bevölkerung des Bundesgebietes und damit dauernder wirtschaftlicher Unsicherheit ausgesetzt. Sie sind zudem bildungsmäßig unterprivilegiert. Die Erwachsenen verfügen über ein geringes Schul- und Ausbildungsniveau. Sie sind dementsprechend in unqualifizierten und schlechtbezahlten Stellungen mit geringem Sozialprestige beschäftigt und den Krisenerscheinungen unseres Wirtschaftssystems ungeschützt ausgesetzt als andere Bevölkerungsgruppen. Bedingt durch diese wirtschaftlichen und sozialen Unsicherheiten wird nicht nur die Möglichkeit planenden Verhaltens, z.B. in der Haushaltsführung, für die Erwachsenen eingeschränkt; sie wirken sich auch sehr deutlich im Sozialisationsprozess der Kinder und Jugendlichen aus, denen ebenfalls ein längerfristig planendes Verhalten kaum weitervermittelt werden kann.“ Obwohl die Folgeerscheinungen des Wohnens in sozialen Brennpunkten die sozialen Benachteiligungen festschreiben und z.T. vertiefen (relativ viele Kinder aus sozialen Brennpunkten kommen schon während der Grundschulzeit in Sonderschulen), ist die Auszugsbereitschaft oft gering: die hohen Mieten in anderen Wohngebieten schrecken ab, aber auch die Angst, in einer anderen Wohnumgebung wegen der Herkunft aus dem sozialen Brennpunkt nicht akzeptiert zu werden.

## **Arbeit mit Wohnungslosen ("Nichtsesshafte", „Obdachlose“)**

"Nichtsesshafte" (der Begriff wurde im 3.Reich geprägt) bzw. Obdachlose sind weit überwiegend schlicht Arme; ein Zusammenhang mit der Arbeitsmarkt- und der Wohnungsmarktlage war vor einigen Jahren noch klar nachzuweisen: die Gesamtzahl der wohnsitzlosen alleinlebenden Männer und Frauen stieg parallel zur Arbeitslosenzahl; ins Gewicht fielen in statistischer Hinsicht auch Straftatlassene, die (wie etwa auch Suchtkranke) nicht wieder Fuß fassen konnten. Seit der „Zuzugswelle“ gibt es eine große Gruppe anerkannter Asylsuchender und Flüchtlinge, die in Flüchtlingsunterkünften und Erstaufnahmeeinrichtungen improvisiert bzw. vorübergehend untergebracht sind und der Gruppe der Nichtsesshaften zugerechnet werden. Die folgenden Zahlen stammen von der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe aus dem Jahr 2017, neuere bundesweite Erhebungen gibt es zur Zeit (2021/22) nicht. Demnach haben ca. 650.000 Menschen keine eigene Wohnung, die meisten von ihnen leben in Notquartieren, davon sind ca. 50.000 obdachlos, also ohne Dach über dem Kopf. Ca. 375.000 anerkannte Asylsuchende und Flüchtlinge leben in Flüchtlingsunterkünften u.ä.. Unter den ca. 50.000 Menschen, die auf der Straße leben, sind viele aus osteuropäischen EU-Staaten. Unter den 275.000 deutschen Wohnungslosen sind ca. 8% Kinder und Jugendliche; ¼ der Wohnungslosen sind Frauen.

"Nichtsesshaftigkeit" entsteht vor allem in solchen Städten, in denen die Wohnungsmarktlage besonders angespannt ist.

Für diese Menschen gibt es in rund 130 Heimen der Nichtsesshaftenhilfe ca. 12.000 Betten bzw. Plätze. Wander- und Fluchtverhalten — innerliches wie äußerliches — ist oft nicht Ursache, sondern erst Folge der "Nichtsesshaftigkeit": Konflikt- und Problemlösungs-Unfähigkeit (z.B. Lösungsversuch: durch Fortlaufen oder Flucht in den Alkohol) wachsen mit andauernder "Nichtsesshaftigkeit". Aus Gemeinde- bzw. Stadtarmen, für deren menschenwürdige Unterbringung in Wohnungen für Arme die Kommunen eigentlich zuständig sind, werden nicht selten "Nichtsesshafte" erst "gemacht", indem die Kommunen keine entsprechenden Angebote bereithalten (um keine Kostenverpflichtungen eingehen zu müssen); als "Nichtsesshafte" fallen sie dann in die Zuständigkeit überörtlicher Träger der Sozialhilfe, was im allgemeinen "Ortsveränderung" bedeutet und den Anfang weiterer Wanderschaft von einer Anlaufstelle für schlichte materielle Bedürfnisbefriedigung zur nächsten.

## Arbeit mit Behinderten

"Behinderung" ist nicht ohne weiteres mit "Krankheit" identisch: im allgemeinen gilt Behinderung als Folgeleiden und -zustand nach einem Krankheitsprozess (z.B. kann eine bereits abgeklungene entzündliche Hirnerkrankung eine geistige Behinderung nach sich ziehen; in anderen Fällen sind Grenzziehungen zwischen Krankheitsprozess und Behinderung freilich problematischer). Behinderung kennzeichnet einen Zustand, in dem durch die Schädigung von körperlichen, geistigen oder seelischen Funktionen unmittelbare Lebenserschwerungen (z.B. Einschränkung der Bewegungs- oder Orientierungsfähigkeit bei Körper- oder Sinnesbehinderung) und soziale Beeinträchtigungen (Behinderung bei der Eingliederung in Bildungs-, Berufs- und Arbeitsinstitutionen) festzustellen sind. Während schwere Behinderung alle Lebensbereiche beeinträchtigt, lassen sich die Auswirkungen leichter Behinderungen z.T. auf einzelne Lebensbereiche eingrenzen (z.B. schulische, berufliche, soziale Behinderung oder physische und psychische Behinderung).

Die Einteilungssysteme der Behinderungsarten sind uneinheitlich und umstritten, u.a. deswegen, weil Mehrfach-Behinderung häufig ist (z.T. überlagern sich Behinderungsarten, die in unterschiedliche Einteilungssysteme gehören). Differenzierte Einteilungssysteme unterscheiden z.B. Anfallskranke (= Epileptiker), Altersgebrechliche, Geisteskranke (= Psychotiker; Schizophrene, Manisch-Depressive), Hörgeschädigte (Gehörlose bzw. Taubstumme, Schwerhörige), Intelligenzgeschädigte (Geistigbehinderte wie z.B. Mongoloide, Lernbehinderte), Körperbehinderte (mit Gliedmaßenfehlbildungen und -verlust; Krampfge lähmte mit zerebralen Bewegungsstörungen oder Spastiker; Querschnittsgelähmte; Kinderlähmungsfälle; Muskelerkrankte z.B. mit Muskelschwund; Wirbelsäulenerkrankte; Erkrankungen des zentralen Nervensystems, wie z.B. multiple Sklerose; Knochenerkrankungen, wie z.B. Knochenentzündungen, Knochentuberkulose u.a.; Bluter; Rheumaerkrankte, wie z.B. mit Gelenkrheuma, u.a.m.), langfristig Kranke (z.B. Zuckerkrankte und Dialysepatienten), Sehgeschädigte (Blinde, Sehbehinderte, Taubblinde), Sprachbehinderte (Stotterer, Stammer, Kehlkopflose u.a.), Verhaltensgestörte (Neurotiker, Autisten, Sozialvernachlässigte bzw. Verwahrloste). Einfachere Systeme begnügen sich mit der Einteilung in Körper-, Sinnes-, psychische und geistige Behinderung.

Faktisch ist Behinderung neben einer relativ klar beschreibbaren Funktionseinschränkung auch das Ergebnis sozialer Zuschreibungsprozesse (Diskriminierung). Diese Zuschreibungsprozesse haben Behinderungs-Hierarchien entstehen lassen: Behinderungen, deren Auswirkungen klar erkennbar sind, deren Ursachen rational erfassbar sind, deren Erscheinungsbild nicht übermäßig entstellt ist und die die Sprachfähigkeit in nicht zu starkem Maße beeinträchtigen, sind in der öffentlichen Beurteilung weniger diskriminiert als andere. Diverse Leitbilder vom "eigentlichen Menschen" bestimmen den gesellschaftlichen Stellenwert der Behinderten maßgeblich mit.

„Behinderte selbst müssen über die sie betreffenden Vorurteile und deren Folgen informiert sein, insbesondere über Mechanismen der Self-Fulfilling-Prophecy..., damit ihr Verhalten nicht den vorurteilsverhafteten Erwartungen der Nichtbehinderten entspricht und auf diese Weise deren Vorurteile festigt. Der Behinderte muss in der Lage sein, das 'Situationsmanagement' in den Begegnungssituationen zu übernehmen. Die Befähigung dazu ist ein wichtiges Ziel der Rehabilitation" (W.Thimm).

\*\*\*

### ***Seelsorge-Gespräch (Pfr. Ingo Neumann): ein helfendes Gespräch? Gelungen – misslungen?***

---

*Besuch bei Frau D. (82), rüstige Kriegswitwe, mir näher bekannt. Sie hat telefonisch um den Besuch gebeten („Ich muss etwas mit Ihnen besprechen“). Gesprächsdauer ca. 30 Minuten.*

S 1 Guten Tag, Frau D.!

D 1 Guten Tag, Herr Pfarrer! *(Ich werde in das Wohnzimmer hereingebeten; wir nehmen beide am Esstisch gegenüberstehend Platz; ohne Überleitung eröffnet Frau D. das Gespräch.)*

D 2 *(laut, energisch)* Meine Kinder verstehen mich nicht! Man kann mit ihnen einfach nicht reden!

S 2 Das hat Sie wohl ziemlich mitgenommen! Worum ging es denn?

D 3 Ich wollte über meine Beerdigung sprechen. Ein Testament habe ich schon lange gemacht. Das wissen die. Aber da hätten Sie die mal erleben sollen!

S 3 Ihre Kinder waren sprachlos?

D 4 *(erregt)* Im Gegenteil! „Darüber spricht man doch nicht, Mutter!“ – „Soweit ist es doch noch nicht!“ Mein Sohn ist richtig laut geworden.

S 4 Und Sie hätten gerne darüber gesprochen!

D 5 Ja. Ich habe mir extra das hier aus der Zeitung ausgeschnitten. *(Frau D. zeigt mir einen kurzen Artikel über „anonyme Bestattungen“ aus der Tageszeitung. Ich lese ihn. Sie betrachtet mich).*

Finden Sie das gut?

S 5 Nein, überhaupt nicht! Ich würde das für mich und meine Angehörigen nicht wollen! Aber Sie scheint es zu interessieren?

D 6 Ja, da braucht sich keiner um das Grab zu kümmern. Man braucht keine Angst zu haben, dass alles so verkommt.

S 6 Das wäre eine schlimme Vorstellung für Sie?

D 7 Ja.

S 7 Und Sie wollen es Ihren Kindern nicht zumuten, Ihr Grab zu pflegen?

D 8 Die haben ja jetzt schon keine Zeit!

S 8 Und das ärgert Sie!

D 9 Ich habe alles für sie getan. Damals, so allein nach dem Krieg. Ich weiß gar nicht, wie ich das geschafft habe. Ich hätte auch wieder heiraten können. Aber ich will ja nicht aufrechnen. Darum geht es ja nicht ...

*(Frau D. unterdrückt Tränen; sie schweigt).*

S 9 Worum geht es für Sie?

D 10 *(Schweigt einen Moment)* Oft fällt einem die Decke auf den Kopf. Und auch die Beine machen nicht mehr so gut mit. Da gehe ich nicht mehr so gerne in den Park.

*(Es klingelt das Telefon. Es ist ihre älteste Tochter, die im Nachbarort wohnt.*

*Frau D. bemüht sich, das Gespräch kurz zu halten: „Jetzt nicht“ - „Der Pfarrer ist da“ – „Ruf später an!“ – „Von eins bis zwei schlafe ich“. Sie legt den Hörer nach einem gemurmelten „Wiedersehen“ auf).*

Sehen Sie: meine Tochter! Als wenn mal eben Telefonieren das Gleiche wäre wie Vorbeikommen!

S 10 Sehr einladend waren Sie ja gerade nicht!

D 11 Meinen Sie!

S 11 Ja!

D 12 Früher hatten wir jeden Sonntag so schöne Kaffeetrinken zusammen.

S 12 Und das vermissen Sie jetzt.

D 13 Ja, schon lange. Ich glaube, meine Kinder wollen das nicht mehr.

S 13 Könnten Sie sich vorstellen, woran das liegt?

D 14 Nein. *(Pause)* Könnten Sie nicht mal mit ihnen reden?

S 14 Ich glaube, das müssen Sie schon selbst tun.

D 15 Mmh ... *(Das Gespräch ist offenbar zu Ende. Frau D. erkundigt sich nach meiner Familie sowie dem Stand der Umbauarbeiten an der Kirche. Ich beende das Gespräch).*

S 15 Frau D., ich will mich für heute von Ihnen verabschieden. Auf Wiedersehen!

D 16 *(Inzwischen an der Tür)* Auf Wiedersehen! Kommen Sie ruhig öfter mal vorbei. Nur dienstags nicht, da bin ich zur Massage. *(Ich bin eine Treppe heruntergegangen, da ruft Frau D. mir hinterher:)*

Am besten, ich rufe jetzt mal gleich meine Tochter an!

[Wenn Sie sich über das Gespräch austauschen möchten, bitte an Prof. Dr. Seibert wenden; es gibt auch eine Austauschmöglichkeit mit anderen Fernstudentinnen und -studenten per Videokonferenzen, organisiert von der Praxisberaterin der Landakademie Weilrod e.V., Frau Diplom-Sozialpädagogin Birgit Paulus, Telefon 06128-935263]

---

# Helpen: Motive und Modelle

Studienbrief 3



## **Eine Frage zur Selbstverständigung: Warum helfen Menschen Menschen?**

Die Frage ist vertrackter, als man denken mag. Das zeigen Studien aus verschiedenen Wissenschaftssystemen. Einige möchte ich Ihnen vorstellen.

Beginnen wir mit der **Biologie** und der **Verhaltensforschung**.

Die biologistischen Positionen gehen weit auseinander. Für eine Gruppe von Verhaltensforschern ist Helfen "etwas Natürliches", etwas eigentlich "Triebhaftes", etwas nicht nur im Menschen "Angelegtes": in der Tier- und sogar in der Pflanzenwelt werden Formen gegenseitiger Hilfe beobachtet. Schon in den am wenigsten entwickelten Populationen hilft man sich: bei der Brutpflege, bei der gegenseitigen Körperpflege – die ertümlichsten sozialen Handlungen vielleicht überhaupt. Und wird etwa das "positive Kindchenschema" (K.Lorenz) aktiviert, das uns anrührt, werden fast automatisch Sympathie und Hilfe freigesetzt. Das kennen wir vom kleinen Eisbären Knut. Oder wenn wir in einen Kinderwagen hineinschauen. Man möchte direkt ein besserer Mensch werden.

Aus dieser Sicht wäre jegliches Helfen, sei es auch ethisch, religiös, überhaupt „weltanschaulich“ begründet, so etwas wie ein veredelter Hilfetrieb.

Warum helfen Menschen? Manche Biologen und Verhaltensforscher würden antworten: weil's eigentlich natürlich ist. Die normalste Sache der Welt.

Da kommt dann allerdings der Einwand der Soziobiologen. Aus deren Sicht ist Helfen zwar auch natürlich, aber nur im Dienst der Evolution, der Verwandtschaftsselektion, der Förderung der eigenen Art, der Art, die die Gene des Helfers besitzt; anderen Arten werde nur geholfen, wenn sie der Art des Helfers förderlich sind (E.O.Wilson). Gemeint sind z.B. die Vögel, die dem Nilpferd die Maden aus der Haut picken. Und was die Selektion angeht: dafür gibt es drastische Beispiele. Die Vogelmutter betreibt liebevolle Brutpflege, aber das schwächliche oder überzählige Junge schmeißt sie aus dem Nest. So gehen manche Nomadenvölker mit ihren Alten um, die nicht mehr mitkommen, zur Last für die Sippe werden. Die Alten werden verehrt, bis sie das Ganze gefährden; dann werden sie ausgesetzt. Und sie lassen das klaglos zu.

Die biologische Begründung des Helfens ist also nicht ohne Risiko. Das wird vollends deutlich, wenn man sich die neo-sozialdarwinistische Argumentation ansieht, wie sie etwa die sog. Bio-Ethik vertritt. Wenn man sein Verhalten an dem, was wirklich natürlich ist, orientieren wollte, dürfte man lebensgeschwächten, lebensunfähigen Wesen eigentlich nicht helfen: denn durch Hilfe hindere man unangepasste Lebensformen am Aussterben. So

argumentierten die Nazis auf einem Flugblatt bei den Kirchenwahlen 1933; es war Polemik gegen die Arbeit der Inneren Mission mit behinderten Menschen, in der viel Kraft und Geld vergeudet würde für Lebewesen, denen man damit gar keinen Gefallen tue. Man hätte denken sollen, dass die unsägliche Rede vom lebensunwerten Leben nach dem Dritten Reich für immer verstummt wäre, aber das ist nicht der Fall (s.u.). Nicht überall, wo „Bio“ draufsteht, ist etwas Menschenfreundliches drin.

Darwin selbst glaubte übrigens, dass seine Theorie von der natürlichen Auslese auf den Menschen nicht anwendbar sei; schließlich sei der Mensch nicht nur Natur, sondern habe vor allem Kultur.

Vielleicht ist die Idee, dass unserer Natur etwas völlig anderes aufgepfropft werden müsse – Glaube, Hoffnung, Liebe z.B. - gar nicht so falsch.

Für die **Soziologie** ist Helfen nichts primär Triebhaftes oder Selektives oder Gegenselektives, sondern eher etwas Zweckrationales: jede Gesellschaftsform, auch die älteste, auch die modernste, muss, wenn sie nicht Schaden nehmen will, das Helfen regeln.

Warum helfen Menschen Menschen? Der Soziologe sagt: Weil's vernünftig ist. Weil's der Verstand gebietet. Hätten sich die Altvorderen nicht geholfen und Hilfe wie Gegenhilfe erwartbar gemacht (durch Verträge, eidliche Absprachen, durch geschriebene und ungeschriebene Gesetze usw.), wäre das Ganze bedroht gewesen. Der deutsche Soziologe Niklas Luhmann sagt es ohne Wenn und Aber: Jede Gesellschaft muss das Helfen verlässlich regeln, andernfalls würde sie erheblich destabilisiert. Jede massive Veränderung im Sozialsystem ging einher mit dem Zerbruch eines politischen Systems. Das müsste eigentlich manchen in Berlin und Brüssel zu denken geben.

Luhmann hatte seinerzeit drei Gesellschaftsformationen auf die in ihnen typischen Hilfekonzeptionen hin untersucht: die archaischen Stammesgesellschaften, die kultivierten und hochkultivierten Gesellschaften und die moderne Gesellschaft.

In archaischen Gesellschaften, urtümlichen Verwandtschaftsgesellschaften mit einfacher Arbeitsteiligkeit, ist Helfen demnach eine Sache auf Gegenseitigkeit, folgt reziproker Logik. Wenn ein Stamm oder ein einzelner helfen k a n n, m u s s er helfen, kann dann aber auch vom Unterstützten G e g e n l e i s t u n g e n erwarten: wirtschaftliche Gegenleistungen, Arbeitskraft, Hilfe bei Fehden. Zum Helfen gehört die Erwartung von Dankbarkeit. Wenn einer nicht helfen kann, wird auch nicht erwartet, dass er's tut. Wenn er aber helfen könnte und tut es nicht, fällt er aus der Sozialordnung heraus, aus dem Lebenszusammenhang, wird zum Sünder des Systems.

Das wäre die Struktur der ursprünglichen Solidarethik. Wenn einer aus der grundsätzlichen Gleichheit dieser wenig differenzierten Lebensform geraten ist - etwa durch Jagdpech, Ernteausfälle oder kriegerische Überfälle - , dann müssen die anderen ihn möglichst bald wieder gleichmachen. Das ist der eigentliche Sinn des Helfens. Dieser Sinn findet sich z.B. noch in der alten israelitischen Sozialgesetzgebung: wenn einer aus der Gleichheit herausfällt, etwa in Schuldklaverei gerät, soll er nach geraumer Zeit wieder herauskommen können, ausgelöst werden, den anderen wieder gleich werden.

Vielleicht lässt sich überhaupt am Beispiel des Alten Testaments ganz gut zeigen, was aus dieser Hilfelogik wird, als aus einer Stämmegeellschaft eine Hochkultur wird mit Staatenbildung, Königtum, zentraler Verwaltung mit beamtenähnlichen Vasallen, zentralem Heer, zentralem Kult, Einführung der Geldwirtschaft und des Steuerwesens, um das Ganze zu finanzieren.

Das Abgabensystem schafft auch soziale Differenzierung, Ungleichheit. Viele verarmen, überschulden sich, und keiner macht sie mehr den andern gleich. Andere werden auf Kosten anderer reich. Die Propheten Amos, Jesaja oder Micha beklagen den Zerfall der alten Solidarethik, sie kritisieren, dass Menschen ohne Landbesitz, asylsuchende Fremdlinge, Witwen und Waisen umfassend benachteiligt werden. Mit der Gleichheit verkam das Recht. Und damit werde, so die zornigen Gottesmänner, die gerechte göttliche Weltordnung diskreditiert. Die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen vor Gott zog nun keinen Sozialausgleich mehr nach sich. Was die Appelle an die Reichen erreichen konnten, war, dass sie freiwillig etwas für die Armen abgeben. Die Almosenpraxis war die kleinere religiöse Lösung des Armutproblems angesichts völlig veränderter Lebensbedingungen.

In dieser Logik wird Armenhilfe zur "guten Tat", Helfen wird zur anerkannten Tugend. Und die Religion konnte durchaus einen gewissen Druck auf die Reichen ausüben. Bis an den Rand der Neuzeit waren Predigten oder Katechesen über Mt 25 diesbezüglich recht leistungsfähig: den Armen zu helfen, hilft einem im jenseitigen Gericht. Dein Schicksal, du Reicher, hängt nolens volens doch mit dem der Armen zusammen.

Das System war aus heutiger Sicht sicher nicht sozial optimal, aber es hielt wenigstens an, über Zusammenhänge nachzudenken. Und solange Menschen religiös fundiert waren, war es ein starkes Argument, dass mein Heil in Zeit und Ewigkeit von den Armen abhängt.

In dieser Armenhilfelogik m u s s ich nicht mehr helfen wie in den archaischen Gesellschaften; aber ich s o l l helfen. Wer die Hilfe verweigerte, obwohl er hätte helfen können, wurde nicht mehr ausgestoßen, aber sehr wohl ethisch und religiös verpönt. Es war nurmehr ein moralischer Druck da. Er war über viele Jahrhunderte recht und schlecht wirksam, brachte z.T. Großes zustande und war oft hilflos, etwa angesichts mittelalterlicher Pauperismuswellen. Die soziale Gleichheit stellte solches Helfen nicht mehr her.

Charakteristisch für die Hochkulturen ist übrigens noch, dass in ihnen die ersten *Hilfeprofessionen* entstehen, z.B. Heiler, Pfleger, Ärzte, oder im christlichen

Sozialzusammenhang spezialisierte gemeindliche Dienste, z.B. Diakone, Menschen, die planvolle Hilfeprozesse im Gemeinwesen zu organisieren hatten. Die antiken Ärzte z.B. halfen ohne familiäres Interesse am Hilfebedürftigen. Sie erwarteten auch nicht Dankbarkeit und die Bereitschaft zu einer sozialen Gegenleistung bei eigener Hilfebedürftigkeit. Das soziale Handeln beruhte nicht mehr, wie in den archaischen Gesellschaften, auf Dankbarkeit. Die Hilfeprofessionen lassen sich bezahlen. Geld wird auch zum Dankbarkeitsäquivalent. Hilfe wird privatisiert, spezialisiert, professionalisiert und honoriert. Jede Gesellschaft entfaltet mit einem Bild des Hilfebedürftigen auch ein Bild vom Helfer.

Helfen wird mit der Entstehung der alten Hochkulturen und bis ins 18./19. Jh. hin Folge einer sozialen Differenz und wird regelrecht Ausdruck eines sozialen Gefälles. Hilfe muss man sich leisten können. Adlige geben einen Teil ihres Vermögens, manchmal sogar ihr ganzes Vermögen, in eine wohltätige Stiftung. Menschen, die es sich leisten können, tun sich zusammen, um Menschen zu helfen, die sich nicht helfen können. Das ist die Logik noch der ersten bürgerlichen Hilfe und Rettungsvereine, die im vorletzten Jahrhundert vor allem aus religiösem Engagement entstehen. Sie finanzieren z.B. Waisenhäuser, Siechenheime, Kindergärten. Armut ist noch kein Thema des Staates, sondern Anliegen engagierter Bürger.

Im modernen Sozialstaat, wie er in Deutschland mit der kaiserlichen Sozialgesetzgebung begann, sollte der Arme kein almosenempfangender Untertan mehr sein, sondern ein Bürger in Not, der - und das war das eigentlich Neue - nicht mehr auf Freiwilligkeit und Beliebigkeit der Helfer oder helfender Gruppen und deren soziale Motivation angewiesen sein sollte, sondern der nun einen Rechtsanspruch auf Hilfe hatte. In der Logik des modernen Sozialstaats sollte keiner mehr Bittsteller sein; umgekehrt war man als Nicht-Armer entlastet: ich muss fortan nicht mehr meines Bruders Hüter sein, denn ich bezahle ja meine Steuern und Abgaben, mit denen der Sozialstaat zu helfen hat. Er tat dies fortan durch "organisierte Sozialsysteme", die Hilfe als erwartbare und abrufbare Leistung vorzuhalten haben. Jeder Notlage entspricht eine organisierte Hilfestruktur. Für verschiedene Problemgruppen gibt es verschiedene Spezialisten und Programme. Organisierte Hilfe wird erheblich effektiver, aber z.T. auch neutralisiert, relativ unabhängiger von Motivationen. Wer in einem helfenden Beruf einen Arbeitsvertrag hat, hat zu helfen, ob ihm danach zumute ist oder nicht. Luhmann schreibt über die Problematik modernen Helfens: "Die Vermutung besteht, dass jedem Hilfsproblem eine zuständige Stelle entspricht, und dass jemand Hilfe eigentlich nur noch braucht, um diese Stelle zu finden. Nächstenliebe nimmt dann die Form einer Verweisung an."

In großen Linien scheint sich die These zu bestätigen: zusammen mit jeder profilierten Gesellschaftsformation entsteht eine eigene, zu ihr passende Hilfelogik; aber die vorausgehenden Motive verschwinden nicht ganz, sondern verwickeln sich in die neuen Intentionen. Wenn z.B. die Caritas oder die Diakonie sammeln, appellieren sie an eine menschliche Solidarität, die aus einer ganz alten Zeit kommt.

In **psychologischer** Betrachtung ist Helfen entweder Ausdruck besonderer Freiheit und Souveränität - oder besonderer Unfreiheit, Folge eines Über-Ich-Zwangs; ist Ausdruck einer besonderen Fülle oder eines besonderen Mangels.

Einige Vertreter der Psychologie haben sich mit der Mentalität und den Problemen beruflicher Helferinnen und Helfer befasst, mit Menschen, die am Helfen krank geworden waren. Wolfgang Schmidbauer veröffentlichte seine Beobachtungen in dem Bestseller „Die hilflosen Helfer“, und Horst E. Richter publizierte Vergleichbares in seinem Buch „Flüchten oder Standhalten“. In beiden Publikationen geschah eine gnadenlose Entmythologisierung, Entzauberung, des Helfenwollens.

So suchen nach H.E. Richter Menschen, die eine soziale Tätigkeit wählen, Kommunikation und eine Vervollständigung ihrer selbst. Und sie benutzen dazu die Hilfebedürftigkeit anderer.

Nach W.Schmidbauer ist der Helfer häufig ein "verwahrlostes, hungriges Baby hinter einer starken, prächtigen Fassade". Viele Berufshelfer würden krank, weil sie durchs Helfen nicht bekämen, was sie eigentlich suchen - was sie sich aber nicht eingestehen können. Der Helfer will "gebraucht" werden: eine Ersatzerfahrung für Geliebtwerden. In diesem Helfer-Syndrom darf der eine, dem eigenen überhöhten Ideal zufolge, nicht schwach sein, muss immer nur helfen; und der andere soll nicht stärker und gesünder werden, sonst ginge die Beziehung verloren, von der sein Helfer lebt. Von daher rühre auch eine unbewusste Aggression gegen Menschen, die keine Hilfe brauchen. Der Helfer brauche demnach seinen Hilfebedürftigen im selben Maße wie der Hilfebedürftige seinen Helfer.

Und wenn Helfer an einem besonders ausgeprägten Über-Ich-Zwang litten, dann würde Helfen zu einer Form der Selbstbestrafung durch Selbstausbeutung. Manche Helfer opfern sich ja regelrecht auf.

Warum helfen Menschen Menschen? Die beiden Psychologen sagen: Weil sie selbst etwas vom Helfen haben wollen, haben müssen.

Als diese Ansichten publiziert worden waren, wirkten sie zunächst wie ein Schock auf die Sozialberufler. Manche meiner Studenten wollten damals das Studium der Sozialarbeit, der Sozialpädagogik, der Religionspädagogik, der Pflegewissenschaft abbrechen, um nicht in den Verdacht zu geraten, nur aus Ich-Schwäche für andere da sein zu wollen.

Ich habe meinen Studierenden Souveränität empfohlen, Drüberstehen. Ich habe ein Helfersyndrom? Na und? Besser ein Helfersyndrom als gar kein soziales Gewissen.

## Zitate

**Hans March (Mediziner):** „Fürsorge als das Bestreben, Glieder der eigenen Art zu stützen, solange sie für den Fortgang des Lebens nützlich und brauchbar erscheinen, ist eine in der gesamten Welt vegetativer und animalischer Geschöpfe mehr oder weniger entwickelte **vitale Funktion**. So verstanden, findet man in den mannigfachsten Formen ein Helfen in der Pflanzenwelt, in der Tierwelt und entsprechend im Leben auch der primitivsten Völker,... einen zuzusagen naturhaften Drang zu fürsorglichem Helfen..."

**Gerhard Noske (Sozialtheologe):** "Wo immer Menschen im Unterschied von anderen etwas Gemeinsames haben, sich dieser Gemeinsamkeit bewusstwerden und sich um ihretwillen organisatorisch oder auch nur bewusstseinsmäßig zusammenschließen, wo sie WIR sagen, wenn sie von sich und von den anderen Genossen ihrer Gruppe sprechen, entsteht unter ihnen ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl..., Solidarität oder wie immer man es nennt. Diese Gruppensolidarität äußert sich dann auch in entsprechendem Zusammenhalten, in entsprechender Hilfsverpflichtung und Hilfsbereitschaft des einzelnen gegenüber hilfebedürftigen Gruppengenossen. Das Fehlen solcher gegenseitigen Hilfe seiner Glieder aber ist geradezu ein Anzeichen innerer Schwäche und beginnenden Zerfalls des betreffenden Kreises. - Allerdings waltet in all solcher Gruppensolidarität und ihrer gegenseitigen Hilfe keineswegs nur ein selbstloser Wille zum Helfen. Hier wäscht vielmehr eine Hand die andere; ein oft wohlberechtigter kollektiver Selbsterhaltungstrieb spielt hier eine erhebliche Rolle, oft aber auch ein unsozialer Kollektivegoismus."

**Wolfgang Schmidbauer (Psychologe):** "Das Bild des 'Helfersyndroms' verbindet die beiden Pole: die hochentwickelte, differenzierte, in den arbeitsteiligen Strukturen der Industriegesellschaft funktionstüchtige Fassade des Helfers und die vernachlässigten, kindlichen Wünsche hinter dieser Fassade. Eine solche Verbindungslinie ist die biographische: die Identifizierung des Helfers mit einer idealisierten Elternrolle aus dem Erleben eines Mangels an Schutz und Fürsorge für die Schwächen des Kindes: 'Weil mich keiner pflegt(e), werde ich Krankenschwester!'... Die Gesellschaft verwandelt das undifferenzierte 'Material' des Kindes in den potentiellen Helfer, indem sie ihm auf der einen Seite ein Stück kindlicher Geborgenheit, Nähe und Wärme nimmt und ihm auch Ausgleichsmöglichkeiten im späteren Leben entzieht. Als 'Lösung' bietet sie Prestige, ein erhöhtes Maß an emotionaler Kontrolle der Umwelt und eine vermeintlich sichere, 'technisch' abgestützte Form der emotionalen Beziehungen an. Der Alkoholiker und der Fixer berauschen sich an ihrem Stoff, der Sozialarbeiter und der Suchtkrankentherapeut an ihrem Helfersein; beide müssen das tun, weil ihnen etwas Wesentliches in der Kindheit fehlte und auch in ihrem gegenwärtigen Leben fehlt."

**Niklas Luhmann** (*Soziologe*) : "Es kennzeichnet die moderne Gesellschaft, dass viele Funktionen, die früher auf der Ebene des gesamtgesellschaftlichen Systems erfüllt wurden, auf Organisationen verlagert werden um der Vorteile willen, die mit funktionaler Differenzierung und Leistungsspezialisierung verbunden sind... In archaischen Gesellschaften gehörten Hilfs- und Dankeserwartungen unmittelbar zur Gesellschaftsstruktur, dienten der Konstitution des Zusammenhanges gesellschaftlichen Lebens. In hochkultivierten Gesellschaften beruhte das Helfen noch auf der moralisch generalisierten, schichtenmäßig geordneten Erwartungsstruktur, ohne in seiner konkreten Ausführung die Gesellschaft selbst zu tragen. In der modernen Gesellschaft hat sich auch dieses Verhältnis gelöst. Weder beruht unsere Gesellschaft auf Interaktionen, die als Helfen charakterisiert werden könnten, noch integriert sie sich durch entsprechende Bekenntnisse; aber sie konstituiert eine Umwelt, in der sich organisierte Sozialsysteme bilden können, die sich aufs Helfen spezialisieren. Damit wird Hilfe in nie zuvor erreichter Weise eine zuverlässig erwartbare Leistung... Organisierte Arbeit richtet sich nach den Gesichtspunkten, unter denen ihr Ergebnis für gut befunden und abgenommen wird, und wo solche Gesichtspunkte fehlen, bildet sie sie aus... Den Außenstehenden, die Hilfe suchen, wird im Einzelfall das Programm als fertige Struktur entgegengehalten: 'Es wird nur gegeben, wenn...' ...Die Vermutung besteht, dass jedem Hilfsproblem eine zuständige Stelle entspricht, und dass jemand Hilfe eigentlich nur noch braucht, um diese Stelle zu finden. Nächstenliebe nimmt dann die Form einer Verweisung an."

### **Zur bio-ethischen Argumentation**

**Peter Singer** (*Ethiker*): „Es gilt, den auf überholter religiöser Grundlage errichteten Begriff der Unverletzlichkeit des Lebens abzulösen durch eine rationale Ethik, die den wissenschaftlichen und kulturellen Erfordernissen der modernen Zeit angemessen ist. Im Rahmen dieser Ethik ist es möglich und notwendig, lebenswertes und lebensunwertes Leben zu unterscheiden und das lebensunwerte zu vernichten“... Daher sollten wir die Lehre, die das Leben von Angehörigen unserer Gattung über das Leben der Angehörigen anderer Gattungen erhebt, ablehnen. Manche Angehörige anderer Gattungen sind Personen. Manche Angehörige unserer eigenen Gattung sind es nicht. Keine objektive Beurteilung kann dem Leben von Mitgliedern unserer Gattung, die keine Personen mehr sind, mehr Wert verleihen als dem Leben von Mitgliedern einer anderen Gattung, die Personen sind. Im Gegenteil, es gibt, wie wir sahen, starke Gründe dafür, das Leben von Personen über das Leben von Nichtpersonen zu stellen. So scheint es, dass etwa die Tötung eines Schimpansen schlimmer ist als die Tötung eines schwer geistesgestörten Menschen, der keine Person ist...

Wir haben gesehen, dass die Zugehörigkeit eines menschlichen Wesens zur Spezies *Homo sapiens* allein keine Bedeutung dafür hat, ob es verwerflich ist, es zu töten, entscheidend sind vielmehr Eigenschaften wie Rationalität, Autonomie und Selbstbewusstsein. Missgebildete Säuglinge haben diese Eigenschaften nicht. Sie zu töten, kann daher nicht gleichgesetzt werden mit dem Töten normaler menschlicher Wesen...“

## **Ideen- und erklärungsgeschichtlicher Überblick:**

**Wie erklärt(e) man sich abweichendes Verhalten, seelische Störungen und überhaupt Hilfebedürftigkeit?**

### **Durch das Dämonenmodell**

Unheimliche Kräfte treiben in einem Menschen ihr Unwesen und bringen ihn dazu, sich seltsam zu benehmen. Behandlungsmittel waren: Exorzismus, Beschwörungen und Gebete, Lockmittel und Vertreibungsmittel (misstönende Klänge, widerliche Gerüche usw.), auch Gewaltmittel (Prügelungen, Fesselungen, systematische Folter). Vielerorts gehörten körperliche Schläge dazu: gegenüber unangepasstem Verhalten wird noch immer geprügelt (Eltern stehen ihren Kindern oft ähnlich hilflos gegenüber wie die frühen Menschen den psychisch abweichenden Phänomenen). Die elektrischen Schläge der Psychiatrie kommen aus einer Vorstellungswelt, die weit zurückreicht, wohl noch aus dem Dämonenmodell stammt. Das Störende, Verstörende muß wie ein Feind, wie ein Dämon, bekämpft werden.

### **Durch das Vergötterungsmodell**

Im klassischen Griechenland, aber z.B. auch in indianischen Kulturen, waren "andere" Menschen als göttliche Medien angesehen. Auffälliges Verhalten, schizophrene Schübe, zeitweilige oder dauernde Verwirrung müssen Ergebnis unbegreiflicher göttlicher, auf jeden Fall "höherer" Einwirkung sein. Der Auffällige ist wichtig, sagt uns etwas, transportiert eine Botschaft. Eine Art Therapie war hier nicht denkbar, bestenfalls eine Art Spiegeln. Nach H.E. Richter findet sich das Modell auch ohne diesen religiösen Hintergrund: er untersucht Familienneurosen, bei denen ein Familienmitglied zum Symptomträger für die gesamte Familienproblematik wird. Der auffälligste Familienangehörige wird zur Schlüsselfigur der familiären Gruppe, zum vergötterten Zentrum.

### **Durch das Sünder-Modell**

Grundlage ist die Vorstellung eines gerechten, strafenden und belohnenden Gottes; diese Gerechtigkeit erhält menschliches Zusammenleben aufrecht. Von daher kommen die Regeln, die Gesetze des Zusammenlebens, etwa die 10 Gebote. Der gestörte, auffällige Mensch verstößt dagegen (etwa gegen das Gebot des Aggressionsverzichts, gegen das Ehrlichkeits- oder Enthaltensgebote).

Die neuere präventive Medizin (die z.B. zeigt, dass falsche Lebensweise "bestraft" wird) hat ähnliche Prämissen. Man sagt heute nicht mehr "Sünde", sondern "Risikofaktor"; daher: du sollst nicht rauchen, nicht trinken usw. Das Engagement gegen die "Sünde" ist ähnlich, strukturanalog, denn das kritisierte Verhalten ist eigentlich gegen die "natürlichen" Regeln.

### **Durch das generative Modell**

Auch schon alt, aber auch im neuesten Gewande präsent. Zugrunde liegt die alte

Beobachtung, dass Menschen der gegenwärtigen Generation gewisse Merkmale ihrer Vorfahren an sich tragen. Z.B. eine besonders auffällige Nase oder das Fehlen von Ohr läppchen usw. Und nun denkt man, dass auch soziale und psychische Auffälligkeiten vererbt werden (vor allem konstatiert man das in Sachen Ordnung, Zuverlässigkeit, Offenheit und Ehrlichkeit, Benehmen, Geduld, Intelligenz: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“). Die wissenschaftliche Vererbungstheorie legt gewisse Zusammenhänge nahe, ist aber eher zu so etwas wie einem Schicksalsmodell geworden; zugleich bekommen Helfer und Erzieher für ihr Versagen Entschuldigungen: „Bei dem kann man nichts machen; das sind die Gene...“

### Durch **das medizinische Modell**

Fast jede psychotherapeutische Therapie arbeitet mit der eigentlich medizinischen Vorstellung, dass eine Beziehung zwischen (inneren) Ursachen und (äußeren) Symptomen bestehen muss. Dem hat z.B. die Verhaltensforschung widersprochen (Ablehnung der Zweiteilung in "Symptome" und "eigentliche" Ursachen; Behauptung: wenn ich das Symptom heile, heile ich auch die Krankheit).

Man kann also z.B. bestimmte nervliche und psychische Erscheinungen auf Magengeschwüre zurückführen. Nur: im medizinischen Modell gerät man in einen Teufelskreis: Man muss davon ausgehen, dass den Ursachen Ursachen zugrunde liegen. Im medizinischen Modell daher meist: eine relativ willkürliche Grenzziehung der Ursachenfindung.

### Durch **das Willensmodell**

Es hat seine Wurzeln in der europäischen Aufklärung. Der Mensch wird zum Maß der Dinge, er hat grundsätzlich Freiheit (nach dem genetischen Modell hat er grundsätzlich keine), kann sich entscheiden. Seelische Phänomene werden zu einer Realität zweiter Ordnung. „Er hätte es ja weitergebracht, aber seine Komplexe haben ihm einen Streich gespielt“ usw. Jemand will, aber er kann nicht; das heißt nun: er will nicht richtig. Psychologisch gesprochen, geht es um die Bedeutung der Ich-Funktionen. Ratschläge, die in solchen Fällen gern erteilt werden: du musst dich zusammennehmen, darfst dich nicht hängenlassen.

### Durch **das Umweltmodell**

Es wurde immer komplexer: Leben steht grundsätzlich in Beziehung. "Reines" Verhalten in einem sozialen Vakuum gibt es nicht. Reduktion wird nötig bei allen Wechselwirkungs-Ansätzen. Der Psychologe Asendorpf beschreibt das autopoietische Prinzip: wir schaffen Umwelt mit, die wiederum auf uns zurückwirkt. Das Ganze: ein bodenloses Fass. Hilfe, Beratung, Therapie werden nicht nur sehr kompliziert; es kommen auch andere Einwände (mehr oder weniger begründet): Wenn ich dir einen Rat gebe, nützt das nicht viel, weil du ja wieder in deine Umwelt kommst, unter die alten Einflüsse gerätst, und dort wirst du rückfällig. Daher geschieht Hilfe oft außerhalb von Wirklichkeit oder in Teilwirklichkeiten, in Laboratorien u.ä..

## Alte Sinn-Bilder vom Helfen

Ich möchte einen weiten Weg mit Ihnen gehen. Ohne ein Verständnis des Vergangenen – auch der Vergangenheit des Helfens - scheitern wir ohnmächtig am Verstehen unserer Gegenwart. Ich will zeigen, dass manche der alten Hilfemotive sublim weiterwirken – und wann und wie die epochal neuen Hilfemodelle entstanden, die heute die Rahmenbedingungen des professionellen sozialen Handelns bestimmen.

### Helfen ist ursprünglich Göttersache

In einem jahrtausendealten Psalm heißt es: "Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat" (Psalm 121,2). Gott ist in der Bibel der Helfer gegen Feinde, gegen Niedergeschlagenheit, gegen körperliche Beschwerden, gegen Missernte, Verarmung. Gott rettet, richtet auf, tröstet, hilft, heilt, verbindet, überwindet, macht frei...

Der göttliche Helfer oder die göttliche Helferin sind in den alten Religionen das Gegenüber menschlicher Gebete und Opfer. Der hilfebedürftige, hilfeschuchende Mensch und die hilfgewährende Macht oder Gottheit stehen am Anfang der Religions- und Kulturgeschichte.

Die Religionswissenschaften sagen das so, auch wenn sie sich noch nicht einig werden konnten über die Genese der Götter. Eine Forschungsrichtung glaubt, die Entwicklung sei ausgegangen von einem Zustand, in dem die Menschen das sie Umgebende sowohl als bergend als auch als bedrohlich erfahren haben und die Mächte beseelt haben und damit ansprechbar und bis zu einem gewissen Grade beeinflussbar gemacht haben - die Animismus- bzw. die Dynamismus-Theorie - : diese Entwicklung habe sich fortgesetzt bis hin zum Gottesglauben, der diese ambivalente Erfahrung des Bergenden und Bedrohlichen nun in einer Gestalt festmachte. Deswegen muss man etwas tun, um die positive, helfende Seite der Gottheit zu mobilisieren: beten und opfern, "etwas tun" für die Gottheit, ein gottwohlgefälliges Leben führen, damit die Gottheit etwas uns zugute tut.

Die religionswissenschaftliche Dekadenztheorie geht von einem ursprünglichen strukturellen Ein-Gott-Glauben aus, der sich dann zerfasert habe in viele Gestalten, insbesondere auch unter dem Aspekt der Hilfe: Jagdgötter/göttinnen halfen bei der Jagd, Fruchtbarkeits- und Vegetationsgötter/innen bei der Fortpflanzung, der Ernte usw., Kriegsgötter in den endlosen Kämpfen. Die alte Götterwelt war zum Teil hochprofessionalisiert und spezialisiert.

"Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Der helfende Gott hat viele Attribute, die die Fähigkeit zum Helfen begründen. Der helfende Gott hat die Macht zu erschaffen, zu herrschen, zu richten. Die alten Sinn-Bilder vom Helfen sind immer auch **Bilder von der Herrschaft**. Im Grunde erfahre ich Hilfe im kosmischen Zusammenhang, von einer kosmischen Urmacht.

Carl Rogers schreibt im Vorwort seines Buches Client Centered Therapy: "Es (= das Buch) handelt ... von dem Klienten und mir, wie wir mit Verwunderung die starken ordnenden Kräfte erleben, die in diesem ganzen Vorgang sichtbar sind, Kräfte, die tief zu wurzeln scheinen im Universum... Es (= das Buch) handelt... vom Leben, wie es sich im therapeutischen Prozess offenbart mit seiner blinden Gewalt und seiner furchtbaren Zerstörungskraft, die doch mehr als aufgewogen wird durch seine strukturierende Kraft, wo immer ihm Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist.“ Religionsanaloge Sinnbilder zuhauf!

Im Helfen geht es um Machtfragen. Das demonstriert besonders anschaulich die alte Hilfeform des Exorzismus. Er gilt als eine der ganz alten Wurzeln moderner Beratungsarbeit. Der Exorzismus ist ein Machtkampf, er entspricht der Logik homöopathischer Magie: Gleiches mit grundsätzlich Gleichem bekämpfen, Macht um Gegenmacht. Der Kranke ist ein Kampfplatz. Der Exorzist hat von Zeit zu Zeit die besseren Machtworte und vertreibt die Mächte, die Herrschaft über einen Menschen gewonnen hatten. Das klärt auch öffentlich die Machtfrage.

Unbestreitbar, dass die Machtfrage auch heute zum Sinnbild des Helfens gehört; das alte Modell der heilenden Kraftübertragung schimmert etwa bei D. von Oppen noch durch, in positiver Adaption: er schreibt, die Sozialarbeit müsse wissen, dass in ihrem Vollzug **"auch** Macht ausgeübt (wird). Aber jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet: Macht zur Bewältigung des eigenen Lebens überhaupt und jetzt und hier zur Bewältigung der anstehenden Krise... Die Zielsetzung des Bundessozialhilfegesetzes bringt genau dies zum Ausdruck. Man kann das neue soziale Handeln gerade als **Macht weckendes Handeln** bezeichnen..."

Den alten Magiern (auch den Nabis im alten Israel, z.B. Elisa) und den Zauberinnen wurde nachgesagt, sie beherrschten sowohl den Heil- als auch den Schadenzauber. Sie konnten helfen und schädigen, heilen und töten. Diese soziale Magie hatte größte Bedeutung über Jahrtausende - wie die hilfeschuchenden Menschen auch überhaupt ihre Zuflucht bei durchaus zwielichtigen Mächten und Göttern nehmen konnten. Die Feststellung, dass etwas oder jemand hilft, sagt noch nichts Ethisches aus. Zum Beispiel mafiotische Systeme sind unter dem Aspekt des gegenseitigen Helfens vorbildlich. Auch die Bösen tun ihren Kindern Gutes, sagt Jesus (Mt 7,11). Um Helfen eindeutig zu machen, muss eine Qualität, eine Qualifikation, hinzutreten, eine Sinnggebung, die nicht nur persönlich tragfähig, sondern auch "gesellschaftsfähig" sein muss. Dieses Problem tauchte aktuell z.B. im Streit um eine wertneutrale oder wertorientierte Sozialarbeit wieder auf.

Die helfenden Götter haben ihre Agenten, haben Stellvertretung: Die Priester verwalten die Dankbarkeit, ritualisieren die Dankesopfer und bewirken Hilfe durch Opfer. Opfer sind

Reaktion auf Hilfe und Mittel zur Hilfe. Priesterliche Funktion wird Teil des Hilfesystems. Helfer sind für Hilfebedürftige, wenn nicht ausgesprochenermaßen in göttlicher, so doch häufig in priesterlicher Funktion. Nicht wenige Helfer hatten (und haben) nicht so sehr Klienten, sondern eher Verehrer und Gläubige um sich geschart, bilden schamanenartige Züge aus, sammeln Jünger und Jüngerinnen. Nicht nur im weiten Bereich der aktuellen esoterischen Heilweisen (s.u.) trifft man auf Gruppen-Gurus o.ä. An seine Helfer muss man halt auch **glauben**, wenn die Therapie wirken soll (etwa 50% des Heilerfolgs bei der Behandlung durch moderne Ärzte werden Placebo-ähnlichen Glaubenseffekten zugerechnet).

Und manche Helfer entäußern sich, opfern sich auf. Für dies Phänomen haben wir zwei moderne Theorien: den Schmidbauerschen hilflosen Helfer mit seinem allzu großen Überich mit den allzu großen altruistischen Idealen und die lerntheoretische Ausbrennungstheorie: Ausgebranntsein als depressive Reaktion auf den Mangel an positiver Verstärkung; um selbigen Mangel auszugleichen, um Anerkennung sozusagen magieanalog herbeizuzwingen, gebe ich als Helfer immer mehr, gehe über meine Kraft, grenze mich immer weniger von den Klienten ab.

Das sind rationale Erklärungen für irrationale Phänomene, für Sinnbilder von Helfen, die neuerdings in aller Vorsicht auch wieder positiv aufgegriffen werden, so etwa durch G.Theißen: Helfen ist halt auch ein Akt von Souveränität, von bewusster Dysfunktionalität, eigentlich auch gegen meine sog. Interessen, in gewisser Weise gegen meine Natur, gegen sozialdarwinistische Einflüsterungen: ich helfe nicht nur, wenn es mir nützt - oder dem Egoismus meiner Gene dient. Die alten Sinn-Bilder des Helfens sind ja nicht nur Bilder von der Herrschaft: es mischen sich auch Glaube und Liebe mit hinein.

\*\*\*

## **Räume und Formen des Helfens**

Eigentlich liegt es auf der Hand, dass Räume und Formen des Helfens zusammenhängen, darum kann sich das folgende auf wenige Grundmodelle beschränken.

Es gab schon früh heilsame Orte, Orte der Hilfe. In die alten Asyle retteten sich Menschen auf der Flucht, Sklaven auf der Flucht vor ihren Herren, Schuldner auf der Flucht vor ihren Gläubigern; diese Orte waren tabu und machten tabu. Nomadische Stämme hatten (und haben noch, etwa in Australien) z.B. ihre heiligen Quellen, zu denen sie von Zeit zu Zeit ziehen, um dort eine Art wiedergeburtverbürgendes Erneuerungsritual zu feiern. Ansonsten bringt es die Unbehaustheit und notwendige Mobilität mit sich, dass sich gegenseitige Hilfe meist auf die Urformen beschränkt: auf die gegenseitige Körperpflege, die Versorgung und Erziehung des

Nachwuchses. Nomaden ziehen mit der Vegetation, was z.B. bewirkt, dass die noch existierenden Nomadenpopulationen die abtreibungsfreundlichsten überhaupt sind. Die wenigen Kinder, die das Weiterziehen nicht behindern, werden sehr liebevoll versorgt; überzählig Geborene werden wie in Notzeiten auch die Alten zurückgelassen.

Erst die sesshafte Familie hat weitergehende Hilfevorstellungen entwickelt. In Hochkulturen sind "Haus" und "Familie" synonyme Begriffe. Die neue Form des Helfens bestand beispielsweise im Zu-sich-Nehmen von anderen Menschen; die antiken Gastfreundschaftsethiken bedeuteten praktisch: Wohngemeinschaft als Hilfe (von den ersten Christen wird berichtet, dass sie Arme und Kranke, Witwen und Waisen in ihre Häuser aufnahmen).

Auch so etwas wie "Pflege" ist ohne Behausung nicht recht vorstellbar. Das "Haus" wurde zum Hilfemodell, zum Hilfsinbild, oft verbunden mit dem Familienprinzip (in der Diakonie des 19. Jahrhunderts wiedererstanden in den "Rettungshäusern" u.ä. und den darin wirkenden "Hausvätern" und "Hausmüttern", "Brüdern" und "Schwestern"; etwa 120 Jahre lang erlebte dieses Modell eine kräftige Renaissance).

Im Zusammenhang mit der "mittleren Größe" Hausgemeinschaft entfalteten Vorstellungen wie das Corpus-Modell ihre volle Wirkkraft: was einem Teil dient, dient auch anderen Teilen und somit dem Ganzen. Gegen diese familial-korporative Sozialidee standen später sowohl Individual- als auch Kollektivmodelle auf.

Wichtige Stätten der Hilfe waren in der Antike die Tempel, vor allem die Heiltempel. Hier war beisammen, was später öfter auseinanderfiel: die Materialisierung u n d die Spiritualisierung von Hilfe.

In den Heiltempeln bekam man in der Regel eine Behandlung u n d religiösen Beistand. Die verantwortlichen Priesterinnen und Priester hatten ein spezielles Amts-Charisma, an Ort und Funktion gebunden, teilweise vererbbar in Priesterdynastien.

Die ersten residentiellen Hilfeeinrichtungen in christlich-europäischer Tradition, die Klöster und Hospize, hatten in Bauweise und Struktur Gemeinsamkeiten mit den alten Heiltempeln: sie waren zum Teil rund oder pentagonartig gebaut (wie manche der ersten Pesthäuser) oder auch kreuzförmig; sie waren altazentriert. Für Wolf Wolfensberger beginnt die spätere Perversion der stationären Hilfe mit der Ersetzung des Altars durch andere Dinge, politische oder Ordnungssymbole (Fahnen etwa oder - noch folgenreicher - Kontroll- und Beobachtungszellen im "Nabel" der alten Zuchthäuser; Hilfe- und Bestrafungseinrichtungen haben gemeinsame Wurzeln).

Der Geist, der die christlichen Heil- und Pflegehäuser trug und prägte, spiegelt sich z.B. in

dem Satz, der von der heiligen Elisabeth, der frommen Hospizgründerin, überliefert ist: "Wie gut ist es für uns, dass wir unseren Herrn so baden und kleiden können!" Ordensfrauen und Mönche behandelten einstmals die zerstörtesten menschlichen Ruinen mit der größten Ehrerbietung, deren sie fähig waren, küssten ihre faulenden Wunden, die für sie etwas mit den Wunden zu tun hatten, die die Welt Christus geschlagen hatte. Hilfe kommt in die Nähe des Sinnbildes Wiedergutmachung, Versöhnung. Ich versöhne mich mit Gott über meinen Mitmenschen. Und die Leiden Jesu werden an den Ärmsten der Armen gleichsam wiedergutmacht. Das ist nicht so sehr die Kompensation schlechten Gewissens, sondern einer menschheitlichen Schuld. Frühes Christentum begleicht diese Schuld in vielen Teilhandlungen an vielen Armen und Elenden. Der arme und elende Mensch ist - wie die Helfer - Teil eines Schuldzusammenhangs, ist nicht schuldlos, aber unschuldigschuldig wie das Menschenpaar im Sündenfallmythos. Schuld und Verhängnis sind in unserer religiösen Tradition in paradoxer Weise beieinander.

Neben derartige Hilfemotivationen traten – kooperierend oder konkurrierend – die damals modernen Gemeinwesentheorien. Dieses Gemeinwesen-Lebensgefühl entstand in den mittelalterlichen Städten Europas. Helfen wurde dort zum Wieder-in-die-Reihe-Bringen, zu einer bestimmten Form von Einpassung in die allgemeine Zucht und Ordnung. Die vielen Armen wurden zunehmend als Bedrohung der Lebensordnung des Gemeinwesens gesehen; die städtische Armenfürsorge, die die kirchliche zu verdrängen begann, unterwarf die Armen den Spielregeln des Gemeinwesens und seinen Wertvorstellungen. Es setzten vier große Entwicklungen ein, und zwar miteinander verbunden und aufeinander bezogen: die Kommunalisierung, die Rationalisierung, die Bürokratisierung und die Pädagogisierung des Helfens (vgl. C.Sachße/F.Tennstedt). Die alten Sinnbilder des Helfens standen fortan weitestgehend in Konflikt zu diesen vier Elementen. Von dieser Spannung haben sich Helfermentalität und Hilfsklima bis heute nicht befreit.

Zur neuen "Logik" der städtischen Fürsorge: "Objekt der Fürsorge wurden nur noch die eigenen, die städtischen Armen, die sich durch entsprechende Ausweise kenntlich machen mussten; das Hospital und Armenwesen wurde wie andere städtische Einrichtungen durchgeplant und effektiviert, und die Armen wurden im Sinne bürgerlicher Vorstellungen zu erziehen, umzuformen, auf den rechten Weg zu bringen versucht... Städtische, bürgerliche Mentalität also, in der bereits die Umsetzung eines ursprünglich in der adligen Gesellschaft des Mittelalters negativ besetzten Arbeitsbegriffs zum Arbeitsethos der modernen Welt antizipiert worden war, stigmatisierte Armut als weitgehend selbstverschuldete Problemlage, aus der ein Entrinnen durch kräftigen Einsatz eigentlich möglich sein müsste" (B.Schneidmüller).

## Neuzeitliche Entwicklungen

Klaus Dörner, der Psychiater und Historiker, spricht vom „sozialen Urknall“, der mit der Industrialisierung eintrat. "Es wurden Räumlichkeiten geschaffen, die ausschließlich dem Zweck dienten, industriell zu produzieren, zu arbeiten - ein Raum also, in dem man produktiv, nicht aber sozial, sein sollte, um die Produktivität zu vergrößern. Damit solche Einrichtungen (Fabriken, Büros) ihre Produktivität bis heute immer weiter steigern konnten, wurden auf der anderen Seite soziale Institutionen erforderlich. Und so entstanden in den Grundzügen damals schon...diese flächendeckenden Netze von Altenheimen, Pflegeheimen, Waisenhäusern, Kindergärten, Gefängnissen (damals auch zum ersten Mal!), Irrenanstalten, Einrichtungen für Körperbehinderte, für geistig Behinderte, Obdachlosen-Asyle und andere Einrichtungen. Die in diesen Einrichtungen untergebrachten Menschen sollten nicht arbeiten, sondern sozial sein: ernährt werden, gepflegt werden, verwaltet werden, bearbeitet werden, auch erzogen werden, **vor allen Dingen aber die anderen, die Produktiven nicht bei der Arbeit stören...** Als drittes entwickelte sich neben den Segmenten Arbeit und Soziales das Segment des Privaten, der Familie, jedoch in einem vollständig veränderten Sinn... Familien, die sich zunehmend entlasteten einerseits vom Produzieren, andererseits aber auch von der sozialen Fürsorge..., dagegen höheres Bedürfnis nach Erholung, Rekreation der Arbeitskraft, verstärkte Tendenzen in den Bereich des Psychischen hinein..."

Dörner beschreibt die Entstehung eines grundlegenden Dilemmas. Wenn seine Analyse stimmt - und ich neige dieser Auffassung zu - , dann musste das soziale Segment nicht nur selbst industrielle Züge tragen, sondern **dann musste überhaupt die moderne Gesellschaft umso sozialer werden, je industrieller sie wurde**. Weiter: sie konnte eigentlich das eine nur werden, indem sie auch das andere wurde. Schließlich liegt die Vermutung nah, dass mit der sich gegenwärtig abzeichnenden Krise des wertschöpfenden Wirtschaftssystems auch dieses Sozialssegment krisenhaft werden muss.

Für das Hilfeklima wichtig waren nach Dörner die Koalitionen der Helferinnen und Helfer mit dem Kontrollieren und der Ungeduld. Das in der Zeit der äußeren Kolonisierung entwickelte pädagogische Konzept sei umgestaltet worden "in ein diagnostisch-behandelndes, therapeutisches". Damit nahm die Zahl der "Kranken" zu, die Einrichtungen mussten sowohl differenziert als auch vermehrt werden, denn mit der Ausbreitung der Industrialisierung "wuchs zugleich die Zahl derer, die als störend empfunden wurden".

Die traditionelle christliche Hilfebereitschaft in weiten Kreisen der Bürgerschaft und mancher Adliger ließ als Reaktion auf die neuen industriegesellschaftlichen Verarmungs- und Verelendungsphänomene zunächst Formen der Privat- und Vereinswohlthätigkeit entstehen. Adlige gründeten Stiftungen (worauf noch heute der Anhang „-stift“ bei Krankenhäusern u.ä.

hinweist), die protestantische Innere Mission (= eine Vorläufereinrichtung des heutigen Diakonischen Werks; 1848 gegründet: der erste Sozialverband in Deutschland) ließ Hunderte soziale Einrichtungen – vor allem auch die o.g. Rettungshäuser - auf Vereinsbasis entstehen, finanziert von Mitgliedsbeiträgen der meist bürgerlichen Vereinsmitglieder.

Da Privat- und Vereinswohltätigkeit das Massenelend auf Dauer nur mildern, aber nicht bewältigen konnte – und weil staatlicherseits die Sorge vor revolutionären Entwicklungen bestand - , setzte gegen Ende des 19. Jahrhunderts unter Bismarcks Regie etwas Neues, bis heute Weiterentwickeltes (bzw. teilweise wieder Zurückgefahrenes) ein: der Beginn des Sozialstaats.

Das Neue dabei: Im Sozialstaat sollte der hilfebedürftige Mensch kein almosenempfangender Untertan mehr sein, auch nicht nur angewiesen auf die christliche Barmherzigkeit, sondern eben ein Bürger in Not, dem bei der Überwindung seiner Schwierigkeiten geholfen werden sollte, der also einen Anspruch auf Hilfe haben sollte.

Der Bürger in Not hatte also fortan einen ***Rechtsanspruch auf Hilfe***. Dieser Anspruch setzte all die Entwicklungen in Gang, die zu vielen Hilfesystemen und helfenden Berufen führten.

\*\*\*

# Therapeutische Verfahren bei seelischen Störungen

Sozialtherapeutisch Aktive sollten wissen, was es heutzutage an therapeutischen Grundformen gibt; wegen der Menge der therapeutischen Möglichkeiten ist das ganze mögliche Handlungsfeld freilich nicht beherrschbar.

## Tiefenpsychologische Verfahren

Dazu zählen die Psychoanalyse<sup>1</sup>, die Analytische Psychotherapie<sup>2</sup>, die Individualpsychologie nach A.Adler<sup>3</sup>, die Analytische Psychologie nach C.G.Jung<sup>4</sup>, tiefenpsychologische Gruppentherapien und diverse Kurzpsychotherapien.

<sup>1</sup>handelt von der Psychodynamik des Unbewussten; beruht z.B. auf der Triebtheorie (Triebe sind vom Bewusstsein unabhängig und dienen der Lebenserhaltung, der Art- u. Selbsterhaltung; Triebenergie = Libido; wichtigste Triebe: Bedürfnis nach Ernährung + Sexualtrieb; Gegenpol: der Todestrieb)

<sup>2</sup>richtet ihr Interesse v.a. auf Persönlichkeitsanteile, lebenslange Muster im Erleben und Verhalten, Beziehungsmuster, Denk- und Bewertungsprozesse

<sup>3</sup>Besonderheit: Theorie von der körperlichen und psychischen Kompensation und Überkompensation; menschliches Vollkommenheitsstreben rührt von seiner Organminderwertigkeit her

<sup>4</sup>Psych. Störungen liegen nicht nur in der Kindheit begründet; der Individuationsprozess bringt oft neue Lebensziele oder neues Konfliktpotenzial; z.B. mit der Methode der aktiven Imagination kann man sich unbewusster Persönlichkeitsanteile bewusst werden – und die kann man in die Gesamtpersönlichkeit einfügen

## Humanistische Psychologie

Ihr werden zugerechnet die Gestalttherapie<sup>1</sup>, die Integrative Therapie<sup>2</sup>, die Gesprächs-Psychotherapie nach C. Rogers, die Transaktionsanalyse<sup>3</sup>, die Logotherapie nach Frankl<sup>4</sup>, auch das Psychodrama<sup>5</sup>.

<sup>1</sup>es geht um die Schließung der Gestalt, darum, den Anpassungsprozess der Psyche und des Organismus in Form eines Kontaktprozesses mit dem Umfeld und des Umfelds mit der Person zu ermöglichen (Fritz Perls). Dazu müssen unbewusste, automatisierte Verhaltensmuster aufgedeckt und der Entscheidungsmöglichkeit der Klienten zugänglich gemacht werden. Es sollen dabei auch vereinzelte Sinnesqualitäten, die wir isoliert wahrnehmen, verbunden werden.

<sup>2</sup>ganz unterschiedliche Ansätze werden vereinigt: Gestalt, Psychodrama, Verhaltenstherapie

<sup>3</sup>E.Berne beobachtet menschliche „Spiele“ (z.B. immer wieder ähnlich ablaufenden Ehestreit); er will Menschen dazu bringen, die Regeln, den Script, zu ändern

<sup>4</sup>V.Frankl hält das klassisch-tiefenpsychologische Menschenbild für verkürzt und begründet nach Freud und Adler die sog. Dritte Wiener Schule der Psychotherapie. Der Mensch ist vor allem auch ein geistiges Wesen und strebt nach Lebenssinn. Frankl will helfen, dass Menschen z.B. Leid- und Schuldserfahrungen sinnvoll lösen können, kreativ-geistig; etwa durch die Paradoxe Intervention (neurotisches Verhalten wird absichtlich ausgedrückt)

<sup>5</sup>Psychodrama nach Moreno. Nicht nur in Therapien, sondern z.B. auch unterrichtlich verwendbar (Schule, Erwachsenenbildung usw.). Drei Phasen: warming up – Aktionsphase (Spiel, Handlung) –

*Integrationsphase (sharing und feed back: Spieler und Zuschauer berichten, welche eigenen Lebenserfahrungen vom gesehenen oder miterlebten Spiel in Erinnerung gerufen wurden)*

## **Verhaltenstherapie**

Zu ihr gehören die diversen Konfrontationstherapien<sup>1</sup>, die Kognitive Therapie<sup>2</sup> und verschiedene Trainings für soziale Kompetenz.

<sup>1</sup>*Konfrontation mit angstauslösenden Reizen; wenn wir diese Konfrontation vermeiden, erhalten wir den status quo*

<sup>2</sup>*hier geht es um die Korrektur irrationaler Einstellungen. Man sammelt zuerst seine automatischen Gedanken, dann werden entgegengesetzte Spalten danebengesetzt, um die Verzerrungen zu erkennen; dann gibt es Realitätstests und schließlich das Entkatastrophisieren.*

## **Zielgruppen-Therapien**

Für Kinder, Familien, Frauen u.a. wurden spezielle Therapien entwickelt, z.B. die Spieltherapie<sup>1</sup>, die Familien- und Paartherapien<sup>2</sup>, die Feministische Therapie<sup>3</sup>, die Sexualtherapie<sup>4</sup>, die Arbeitstherapie. Auch die Gruppendynamik oder die Themenzentrierte Interaktion<sup>5</sup> sind aus der Arbeit mit bestimmtem Klientel entstanden. Gemischte Therapie-Verfahren gibt es für die Raucherentwöhnung, für Alkoholiker, Drogenabhängige usw.

<sup>1</sup>*ein Mittel zur Selbstdarstellung von Kindern; direktiv oder nichtdirektiv (man spielt mit Kindern nach gemeinsamen Regeln und registriert Reaktionsweisen u.ä. – oder man beobachtet Kinder beim freien Spiel)*

<sup>2</sup>*Veränderungen in Beziehungen von Familien-Mitgliedern sind angestrebt; Methode z.B. Paradoxe Zuschreibung*

<sup>3</sup>*eigentlich eher eine Frage der Therapeutengrundhaltung; hat sich entwickelt aus Frauengesprächsgruppen mit Kritik an patriarchalischen Therapieformen*

<sup>4</sup>*meist ein Mix aus Gesprächs-, Verhaltens- und Tiefenpsychologie*

<sup>5</sup>*eine Gruppenarbeitsform; der einzelne, die Gruppe und das Sachthema sollen in dynamischer Balance gleichberechtigt behandelt werden, eingebettet in den Globe (Zeit, Ort, soziale Gegebenheiten) nach bestimmten Regeln (per „ich“ sprechen; selbst bestimmen, ob und wann man spricht oder schweigt; es darf immer nur einer reden usw.).*

## **Hypnose- und Suggestivtherapien**

Hierzu zählen die Hypnotherapie<sup>1</sup>, das Katathyme Bilderleben<sup>2</sup>, das Neurolinguistische Programmieren<sup>3</sup>, das Klarträumen<sup>4</sup>.

<sup>1</sup>*Öffnung zu unbewussten Prozessen durch Trance, Suggestionen, Tiefenentspannung*

<sup>2</sup>*katathym = „aus dem Gefühl heraus“, also nicht vom Willen gesteuert, lässt man vorgegebene Motive auf sich wirken (z.B. Wiese, Bach, Berg)*

<sup>3</sup>*es gibt Augen- und Ohrenmenschen usw.; dazu bestimmte Methoden: z.B. Pacing (=Mitgehen, Anpassen): Menschen, die sich verstehen, passen sich an in ihrem Verhalten;*

*Reframing: die Umdeutung eines Sachverhalts*

*<sup>4</sup>der Träumer weiß, dass er träumt; es geht um bewusstes Träumen; Lösungen können ggf. in den Wachzustand übertragen werden*

## **Körper- und Bewegungstherapien**

Bei diesen Verfahren wurde in den letzten Jahrzehnten eine große Zunahme beobachtet: da gibt es die Feldenkrais-Methode<sup>1</sup>, diverse Integrative und Konzentrierte Bewegungstherapien<sup>2</sup>, auch Yoga, Qigong<sup>3</sup>, T'ai-Chi<sup>4</sup> und Budo<sup>5</sup> werden den Körper- und Bewegungsverfahren zugerechnet; außerdem die Atemtherapie<sup>6</sup>, die Eutonie<sup>7</sup>, die Primärtherapie (bekannter als Urschrei-Therapie)<sup>8</sup>, das Bonding<sup>9</sup> (ebenfalls eine Schreitherapie), die Akupressur und Shiatsu<sup>10</sup>, das Rolfing/Rebalancing<sup>11</sup>, die Orgontherapie<sup>12</sup> nach W.Reich, die Biodynamik<sup>13</sup> und Bioenergetik<sup>14</sup>, auch Hakomi<sup>15</sup>.

*<sup>1</sup>Moshe Feldenkrais war Physiker und Judolehrer. Er sah Bewegungsmuster, die unser Denken und Fühlen beschädigen. Man kann aber Bewusstheit erweitern durch neue Wahrnehmung von Bewegungsabläufen.*

*<sup>2</sup>biopsychosoziale bzw. körperorientierte Verfahren*

*<sup>3</sup>der Qi-Fluss im Körper soll reguliert werden (Qi = „Energie“, „Fluidum“; auch kampftechnisch gebraucht).*

*<sup>4</sup>eigentlich eine Form des Schattenboxens*

*<sup>5</sup>philosophisch gestützte japanische Kampfkunst*

*<sup>6</sup>durch Atem heilen, indem man den Atem quasi als Brücke zu Körper, Geist und Seele nutzt*

*<sup>7</sup>durch Hautstimulierung und bewusste Bewegung soll man sensibilisiert werden: nicht nur für den eigenen Körper, sondern auch für soziale Begegnungen*

*<sup>8</sup>traumatische Kindheits-Erlebnisse belasten uns in der späteren Entwicklung; das Wieder-Durchleben kann uns vom „Urschmerz“ befreien oder ihn wenigstens mildern.*

*<sup>9</sup>das kindliche Bedürfnis nach körperlicher Nähe wird „nachgeholt“*

*<sup>10</sup>aus der trad. Chinesischen Massage entwickelt, geht es um heilende Berührung der Körpermeridiane als energetische Linien*

*<sup>11</sup>nach I.Rolf genanntes Verfahren, das vor allem das Bindegewebe lockern und so körperliche und seelische Fehlhaltungen korrigieren will*

*<sup>12</sup>Wilhelm Reich, ursprünglich ein klassischer Tiefenpsychologe; er behauptete eine kosmische Energie: Orgon. Der Aufenthalt im Orgon-Akkumulator verändere die Potentiale der Haut und befreie gewissermaßen die natürliche Sexualität usw.*

*<sup>13</sup>blockierte Lebensenergie soll gelöst werden, vor allem im vegetativen Nervensystem des Darms; z.B. durch Re-Parenting sollen Frühstörungen bearbeitet werden.*

*<sup>14</sup>chronische Verspannungen weisen auf Einschränkungen von Charakterstrukturen hin. Patienten werden „geerdet“, im Stehen behandelt; die Körperhaltung wird „gelesen“ und mit den Problemen des Patienten verbunden. Behandlung z.B. durch Atmungsvertiefung oder auch Bearbeitung des stimmlichen Ausdrucks.*

*<sup>15</sup>hakomi kommt aus der Hopi-Sprache („Wer bist du?“); eine Körperpsychotherapie, die sich vor allem für die Körperorganisation interessiert, dafür, wie sich im Körper spiegelt, wie Gefühle, Erinnerungen, Perspektiven und auch das, was uns nicht bewusst ist, zugeordnet sind.*

## **Therapeutische Entspannungsverfahren**

Am bekanntesten aus dieser Sparte ist das Autogene Training<sup>1</sup>; populär geworden sind auch die Progressive Muskelrelaxation<sup>2</sup> nach Jacobson und das Biofeedback<sup>3</sup>.

<sup>1</sup>eine Methode der sprachlich vermittelten Autosuggestion in Ruhe-, Schwere-, Wärme-, Atem-, Herz-, Solarplexus- und Kopfübung

<sup>2</sup>eine z.B. bei Angststörungen eingesetzte Art Muskelautosuggestion: man lernt, Muskeln in einer bestimmten Reihenfolge anzuspannen und zu entspannen.

<sup>3</sup>Kombination psychologischer und lerntheoretischer Methoden mit technischen Apparaturen; soll helfen, die vegetativen Vorgänge des Körpers bewusst zu kontrollieren.

## **Kreative Therapien**

Im Grunde lassen sich alle kulturell-künstlerischen Produkte therapeutisch nutzen: in Märchen- und Mythentherapien<sup>1</sup>, Bibliothherapie<sup>2</sup>, Musik- und Tanztherapien<sup>3</sup>, Bildnerische und Dramatische Gestaltungstherapien (mit Bildern, Puppen, Masken)<sup>4</sup>.

<sup>1</sup>Jede Art von Poesie u.ä. wirkt durch ihre Symbole, die z.B. dazu verhelfen, Unsagbares auszudrücken. Märchen und Mythen ähneln in ihrer Bildsprache den Träumen.

<sup>2</sup>therapeutisches Lesen und Vorlesen; prophylaktisch oder als Begleitverfahren eingesetzt

<sup>3</sup>besonders wirkungsvoll! Der Hör-Sinn ist der erste im Mutterleib ausgebildete – und der am letzten aufgehörende im Sterbeprozess. Musik beeinflusst das vegetative Nervensystem, das die unwillkürlich ablaufenden Körperprozesse steuert, und wirkt ein auf das limbische System, das durch Nervenschaltungen direkt mit dem Ohr verbunden ist. Harmonische Musik stillt das Bedürfnis des Organismus und der Psyche nach Spannung und Entspannung.

Im freien Tanz, z.T. aber auch im gelenkten, spricht der Körper bzw. das sog. Körpergedächtnis seine ursprüngliche, unverstellte Sprache.

<sup>4</sup>Masken sind archaische Symbole der Grenze zwischen Innen und Außen des Menschen, zwischen Spiel u. Wirklichkeit, Leben u. Tod. Sie sind unser „anderes Gesicht“. – Puppen verhelfen dazu, bestimmte Ich-Anteile einerseits aus einer gewissen Distanz zu betrachten; andererseits sind sie Botschaften von mir selbst über mich für mich und andere.

## **Sog. Rückbindungstherapien**

Diese Verfahren versuchen, Erfahrungsbereiche in den therapeutischen Prozess einzubeziehen, die jenseits der eigenen Person liegen (etwa in Gefolge der Theorie vom kollektiven Unbewussten o.ä.). Hierzu gehören die zahlreichen meditativen und initiatischen Therapien<sup>1</sup>, der Trance-Tanz<sup>2</sup>, die Psychosynthese<sup>3</sup>, auch die anthroposophische Biographiearbeit<sup>4</sup>. Grenzwertig in der Beurteilung: die holotropen Verfahren (Psycholyse mit Drogen).

<sup>1</sup>meist auf Formen der Zen-Meditation beruhend, soll erfahrbar werden, dass das „wahre Selbst“ weit über unsere Alltagswirklichkeit hinausgeht; praktisch sind diese Therapien ein Übungsweg mit Exerzitien (Aikido, Bogenschießen, Sitzmeditation u.a.).

<sup>2</sup>gestaute Lebensenergie soll in letztlich unkontrollierten Bewegungen freigesetzt werden, z.B. mithilfe von Trommelrhythmen

<sup>3</sup>durch Gespräche, Körperarbeit und kreative Tätigkeit soll die Person, die lt. Theorie aus mehreren Teilpersönlichkeiten besteht, ein integrierendes Überbewusstsein entwickeln.

<sup>4</sup>eine Lebensrückschau, aus der BeraterInnen den „roten Schicksalsfaden“ herauslesen wollen

## **Esoterische Verfahren**

= die zahllosen Therapie-Angebote, denen wissenschaftliche Anerkennung versagt blieb. Es ist kaum noch möglich, einen umfassenden Überblick auf diese Szenen zu erstellen. In dieses Spektrum gehören u.a.: die Aromatherapie<sup>1</sup>, die Bach-Blütentherapie<sup>2</sup>, die Farbtherapie<sup>3</sup>, die Kristalltherapie<sup>4</sup>, die Bioresonanztherapie<sup>5</sup>, die Kinesiologie<sup>6</sup>, die Anthroposophische Therapie<sup>7</sup>, Reiki<sup>8</sup>, Rebirthing<sup>9</sup>, schamanische Heilung<sup>10</sup>, Reinkarnationstherapie<sup>11</sup>, der Feuerlauf<sup>12</sup>, das Channeling<sup>13</sup>, die Tantra-Bewegung<sup>14</sup>, Wunder- bzw. Geistheilung<sup>15</sup>, Subliminal Tapes<sup>16</sup> (aus der Schule des Positiven Denkens), die Radiästhesie<sup>17</sup>, das Pendeln<sup>18</sup>, Tarot<sup>19</sup>, Aura-Lesen<sup>20</sup> (oft im Zusammenhang mit der Kirlianfotografie<sup>21</sup>), die Astrologische Psychologie<sup>22</sup>. Kritische Psychologen rechnen auch den Lüscher-Farbentest<sup>23</sup> und die Biorhythmik<sup>24</sup> zur Esoterik.

<sup>1</sup>mit Düften lassen sich Stimmungen herstellen und Menschen manipulieren, da sie direkt auf das limbische System einwirken, das die Gefühle steuert

<sup>2</sup>Der englische Physiker und Homöopath Edward Bach bezeichnete Krankheiten als „Charakterschwäche“ und entwarf ein System von 38 Persönlichkeitstypen. Um negative Gedanken und Gefühle spirituell in Ordnung zu bringen, erfand er ein Sortiment aus Essenzen von Blumen, Bäumen und Sträuchern.

<sup>3</sup>Farblichtbestrahlung als Heilmittel beruft sich u.a. auf Goethe, der die Wirkung warmer und kalter Farbtöne auf Stimmungslagen untersuchte. Farblichtlampen sollen die Eigenschaften der Farben übertragen (z.B. rot = anregend, grün = ausgleichend, blau = entspannend usw.)

<sup>4</sup>schon in der Antike glaubte man, kosmische Kraft sei in Kristallen „gefangen“. Mittelalterliche Medizin (z.B. Hildegard von Bingen) verabreichte Medikamente in Form pulverisierter Kristalle und Edelsteine; heutzutage werden diese eher „aufgelegt“

<sup>5</sup>eine Form elektronischer Homöopathie; die entsprechenden Geräte sollen körpereigene, krankmachende Signale „umpolen“

<sup>6</sup>ein System von Berührungen, Bewegungen und Massagen bestimmter sog. Reflexpunkte; so sollen die „Energie meridiane“ ausbalanciert, Schmerzen geheilt, Stimmungsschwankungen gelindert werden. Meist werden die Punkte gedrückt, die aus der Akupressur bekannt sind.

<sup>7</sup>alles Leiden ist nach R.Steiner Folge des selbsterworbenen „Karma“. Depressionen u.ä. sind eine „Hemmung des Ätherleibes“, wenn dieser „unter der Dominanz der Schwerkraft des physischen Leibes“ steht. Behauptet wird, während der verschiedenen anthroposophischen Übungen und Rituale mit höheren Mächten, „Engeln“, „Geistwesen“ kontaktieren zu können.

<sup>8</sup>Reiki kann weder gelernt noch gelehrt, sondern nur von einem Meister an einen Schüler per Weiheakt weitergegeben werden; dabei wird der Körper für die Aufnahme „kosmischer Energie“ geöffnet und

anschließend wieder geschlossen (so bleibt die Energie im Schüler präsent und kann von ihm durch Handauflegen weitergegeben werden).

<sup>9</sup>pausenloses, hyperventilierendes Atmen soll den ersten Atemzug nach der Geburt wiedererleben lassen, durch den Prana, die Lebensenergie, ungehindert fließen kann; die „Durchbruchserfahrungen“ gehen einher mit Farberscheinungen und Wahnbildern, z.T. tauchen Erinnerungen an die Zeit in der Gebärmutter auf.

<sup>10</sup>In allen Stammesgesellschaften gibt es heilige Männer und Frauen, die sich mit Hilfe von Tänzen, Gesängen, Drogen u.a.m. in Trance versetzen; so gerät die Seele in eine andere Welt, aus der man sich Ratschläge, Erkenntnisse oder auch Heilkräfte holt. Westliche Neoschamanen/-innen kombinieren meist Rituale aus verschiedenen kulturellen Kontexten (Aussuchen eines rituellen „Krafttieres“, Pfeifzeremonien, Schwitzhüttenaufenthalt usw.).

<sup>11</sup>beruht auf der hinduistischen und buddhistischen Wiedergeburtsvorstellung: die Seele eines Menschen löst sich im Tod vom Körper und kehrt später in einem anderen Körper wieder. Westliche Anwender dieses Glaubens lehren Reisemöglichkeiten in früheres Leben („Rückführungen“); der Sinn: seelische Störungen haben ihre Ursachen in traumatischen Erfahrungen in früheren Leben – die Störungen lösen sich auf, wenn ihre Ursachen erkannt sind

<sup>12</sup>die „spirituelle Reinigung durch die Kraft des Feuers“ wird häufig in Selbsterfahrungsworkshops oder neoschamanischen Veranstaltungen angeboten; die „Erfahrung, das Unmögliche zu schaffen“ soll sich positiv auswirken

<sup>13</sup>eine moderne Form der spiritistischen Kontaktierung jenseitiger Wesenheiten durch ein Medium, dem Ratsuchende ihre Wünsche und Fragen mitgeteilt hatten

<sup>14</sup>in grober Auslegung einer über zweitausend Jahre alten Schrift lehrte der Sex-Guru Baghwan Shree Rajneesh ungehindertes Ausleben der Sexualität als Weg der Erleuchtung; nach der Schließung des Ashrams kehrten viele Baghwan-Anhänger nach Europa zurück und bieten Tantrakurse an.

<sup>15</sup>eine suggestive Therapie durch Handauflegen (auch als Fernheilung; auch durch Amulette und Talismane usw.), ausgeübt von Menschen, die von ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten, außernatürlichen Kräften oder medialen Fähigkeiten überzeugt sind

<sup>16</sup>audio-technisch transportierte Heilsuggestionen, in Musik oder Naturgeräusche so „eingewoben“, dass sie nicht bewusst wahrgenommen werden können, aber im Unterbewussten wirken

<sup>17</sup>Radiästhesie = „Strahlenempfindlichkeit“; mithilfe von Ruten werden nicht nur Vibrationen, Flüsse oder Wellen jenseits physikalischer Wahrnehmbarkeit, sondern auch körperliche und seelische Krankheiten aufgespürt

<sup>18</sup>aufgrund behaupteter kosmischer Energieeinflüsse bewegte Pendel werden über den Körper von Klienten geführt; das Ausschlagen soll Krankheiten und Störungen anzeigen. Das Pendel wird auch auf dem spiritistischen Rundbrett eingesetzt und buchstabiert, was ein Geist aus dem Jenseits verkündet.

<sup>19</sup>laut esoterischer Wirklichkeitsauffassung ist es kein Zufall, welche der 78 Karten mit symbolischen Bildern (die Liebenden, den Priester, den Narren, den Magier, den Gehenkten, den Teufel) oder Allegorien (Tod, Gericht, Triumphwagen; die vier Elemente usw.) man zieht bzw. aufdeckt. Das Verhältnis der Kartensymbole zueinander wird gedeutet als Schicksalsweg.

<sup>20</sup>der Glaube, dass der Mensch eine bestimmte „Ausstrahlung“ habe, dass ein „Energiefeld“ ihn umgebe, ist uralte (von den Anthroposophen „Ätherleib“ oder „Astralkörper“ genannt). Es gibt esoterische Gruppen, die davon überzeugt sind, dass sich in der Aura mancher Menschen die Seelen Verstorbener aufhalten. Mithilfe der Kirlian-Glasscheibe oder einer Aura-Brille lässt sich die Aura lesen: was Rückschlüsse auf körperliche oder seelische Erkrankungen ermöglichen soll.

<sup>21</sup>in den 1940er Jahren leiteten Valentina und Semyon Kirlian hohe elektrische Spannung an eine menschliche Hand, die auf einer Fotoplatte lag; bei der Entladung entstand ein Funkenkranz, eine sog. Korona. Daraus sollen sich z.B. psychische Zustände ablesen lassen.

<sup>22</sup>seit Jahrtausenden wurde versucht, aus Planetenkonstellationen den Willen der Götter zu erkennen. Heute existieren viele konkurrierende Astrologien, die sich als eine Form der Lebenshilfe darstellen.

<sup>23</sup>zur Persönlichkeitsergründung sollen Klienten aus 73 Farbmustern ihre Lieblingsfarben auswählen und in eine Reihe bringen – je nach persönlicher Disposition. Aus dieser Reihung schließt man dann auf die Persönlichkeitsstruktur aufgrund einer Auswertungsanleitung.

<sup>24</sup>geht auf die Beobachtungen eines HNO-Arztes (Wilhelm Fließ, 1885-1928) zurück; er glaubte, periodische Abläufe bei Erkrankungen seiner Patienten zu erkennen. Demnach besteht der Biorhythmus aus einer 23-tägigen Körperperiode, einer 28-tägigen Seelenperiode und einer 33-tägigen Geistesperiode; alle beginnen bei Geburt und verlaufen fortan in Sinuskurven, die kritische und positive Tage anzeigen sollen.

\*\*\*

## **Fünf grundsätzliche Weisen des nicht-medizinischen Therapierens: Kommunizieren – Imaginieren – Dramatisieren – Ritualisieren - Organisieren**

Über die Wirkungsweisen des Kommunizierens wurde im ersten Studienbrief reichlich gehandelt. Elemente des Dramatisierens (also spiel- und theaterpädagogische und psychodramatische Verfahren) finden in einem Methoden-Studienbrief ausreichend Beachtung. Im folgenden sollen einige bislang nicht oder kaum behandelte Aspekte des Imaginierens und Ritualisierens und Probleme des Organisierens im Zusammenhang mit therapeutischen Effekten bedacht werden.

### **Imaginationen**

Imaginieren ist eine uralte, kulturenübergreifende Weise, innere Bilder entstehen und wirken zu lassen. Mit Imaginations-„Techniken“ arbeiteten und arbeiten männliche und weibliche Schamanen und christliche Mystikerinnen und Mystiker, antike Ärzte und moderne Medizinerinnen und Mediziner, seriöse und suspektere Hypnotiseure, Geistheilende und Leute und Institutionen aus dem weiten Feld der Volksmedizin.

Ist schamanisches heilendes Imaginieren darauf ausgerichtet, die in einer Krise abgerissene Verbindung mit der Schöpfung wiederherzustellen, so gibt sich die moderne wissenschaftliche Anwendung mit Pragmatischerem, gleichwohl existentiell Wichtigem, zufrieden:

> in psychotherapeutischer Praxis eröffnet das Imaginieren von Märchen und Mythen Zugänge zu individuellen Problemlagen, die in den alten Geschichten eine „kollektive existentielle Entsprechung“ haben (V. Kast).

> Wo in moderner Medizin mit Visualisierungen, geleiteter Phantasie oder gesteuerter Imagination - die Begriffe variieren, meinen aber weithin dasselbe - gearbeitet wird, herrscht die Überzeugung vor: „Innere Bilder kommunizieren mit dem Gewebe, den Organen und den Zellen“ (J. Achterberg) und können dort Veränderungen bewirken.

### **Aufdeckende und lösende Bilder**

In Märchen- und Mythen-therapien bezieht sich das Therapeutische auf Lösungsmuster für allgemein menschliche, existentielle Probleme. Und mit Lösungen stellt sich Hoffnung ein: auf Fortgang und Entwicklung. Das Imaginieren von Märchenfiguren - etwa einmal als Rotkäppchen, ein andermal als Wolf - hilft z.B. in einer Mutter-Tochter-Ablöseproblematik (nach V.Kast).

Das Imaginieren ist ein Identifizieren mit einem Bild oder einer Person, es ist nicht ganz "frei", sondern geleitet: Märchen und Mythen geben „ein Phantasieraster vor, an dem man entlangphantasieren kann" (Kast).

Beim aktiven Imaginieren „geht es darum, dass man den inneren Figuren viel Eigenleben lässt, sie in ihrer Dynamik sich ausdrücken lässt, damit natürlich auch akzeptiert, dass sie wirklich Eigenleben haben, das von unserem Ich-Bewusstsein nur zum Teil oder überhaupt nicht zu kontrollieren ist. Mit unseren bewussten Ich-Anteilen versuchen wir dann, mit diesen Figuren in Kontakt zu kommen, mit der Vorstellung und Erwartung im Hintergrund, dass sie sich verwandeln können (und das ist eine der theoretischen Voraussetzungen dabei), wenn es uns gelingt, uns mit ihnen in Verbindung zu setzen. Verwandelt aber wird dabei nicht nur diese eine innere Figur, verwandelt wird auch der Ich-Komplex dadurch, dass er sich auf diese neu aufbrechende, manchmal auch oft störende Seite einlässt.

Mit einer aktiven Imagination kann man bei einem der Bilder beginnen, das einen besonders betroffen gemacht hat...." (Kast)

„Meditationsähnliche Verfahren wurden schon seit langem in der Psychotherapie eingesetzt" (Chr. Scharfetter); „meditationsähnlich": d.h., hier kommen nicht zwangsläufig die "reinen" Verfahren klassischer Meditationsschulen zur Anwendung, sondern neue und Mischformen), das Bildstreifendenken von E. Kretschmer, das Symboldrama des katathymen Bilderlebens von H.Leuner, die bildhafte Reise bei C.Happich, auch die Oberstufe des autogenen Trainings u.a.

### **Die körperliche Macht der Bilder**

In unterschiedlichen Heilverfahren hatte die Imagination seit längerem Einzug in das medizinische Handeln gefunden, teils eher im Zentrum, teils an den Rändern des medizinischen Spektrums: etwa in Hypnose-Therapien, im Autogenen Training, in Placebo-Behandlungen. Ein unübersehbar wachsender Zweig moderner Medizin setzt Vorstellungstechniken dreifach ein: zur Diagnose, zur Therapie und als mentales Training zur Linderung von Beschwerden und Ängsten.

Die therapeutischen Bilder können

... *realistisch* sein; dem geht intensive medizinische Aufklärung über Aussehen und Funktion

von Organen, Gewebe usw. voraus; die Patienten stellen sich dann z.B. einen Tumor vor - und zerstören ihn gedanklich, stellen sich dabei die Zerstörung ebenfalls realistisch vor;

... *symbolisch* sein; man stellt sich z.B. die weißen Blutkörperchen als starke, kraftvoll eingreifende „weiße Ritter“ vor, die gefährliche Eindringlinge verjagen;

... eine *Mischung aus Realität und Symbol* sein; dabei können realistisch erfahrene Symptome symbolisch wegtransportiert werden.

#### **Ein Vorstellungsprotokoll von Samuels und Bennett:**

„Schließen Sie Ihre Augen. Atmen Sie tief und langsam, ganz regelmäßig, ein und aus. Entspannen Sie Ihren ganzen Körper, nach der Methode, die Ihnen am meisten zusagt und die bei Ihnen am besten funktioniert. Lassen Sie nun Ihre Vorstellungen, die Sie über alle ihre Krankheitssymptome haben ..., in Ihrer Phantasie bewusst zu Seifenblasen werden. Nun stellen Sie sich vor, dass diese Blasen aus Ihrem Geist, Ihrem Körper, Ihrem Bewusstsein fortgepusht werden, so weit weg, bis Sie sie weder sehen noch riechen können. Schauen Sie ihnen nach, wie sie immer kleiner werden und am Horizont verschwinden.

Stellen Sie sich nun vor, dass Sie an einem Ihrer Lieblingssorte sind. Vielleicht am Strand oder in den Bergen, in einer Wüstengegend oder wo immer Sie sich wohl, lebendig und gesund fühlen. Stellen Sie sich Ihre Umgebung hell erleuchtet vor, erfüllt von einem klaren Licht. Gestatten Sie dem Licht, in Ihren Körper einzudringen, ihn zu erhellen, mit gesunder Energie zu erfüllen. Genießen Sie es, in diesem Licht zu baden...“

Am erfolgreichsten ist nach Jeanne Achterberg die Verbindung von Entspannungs- und Vorstellungstechniken; den gegenwärtigen Forschungsstand fasst sie so zusammen:

„1. Vorstellungsbilder stehen in Beziehung zu physiologischen Zuständen.

2. Vorstellungsbilder können physiologischen Veränderungen entweder vorangehen oder ihnen folgen, was sowohl auf eine ursächliche wie auch eine reaktive Bedeutung hinweist.

3. Vorstellungsbilder können sowohl durch bewusste, vorsätzliche Verhaltensweisen herbeigeführt werden wie auch durch unbewusste Vorgänge (elektrische Reizung des Gehirns, traumähnliche Zustände und Träume etc.).

4. Vorstellungsbilder können als das hypothetische Bindeglied zwischen bewusster Informationsverarbeitung und physiologischer Veränderung betrachtet werden.

5. Vorstellungsbilder können sowohl das periphere als auch das vegetative Nervensystem beeinflussen.“

#### **Zur Verbindung von Entspannungs- und Vorstellungstechniken**

In Einzel- und Gruppenanwendung bewähren sich Techniken der Entspannung und Stressverminderung, die z.T. sehr alt sind. Sie setzen im Grunde allesamt mit dem Üben von Aufmerksamkeit ein, mit Konzentration und einer Haltung, die man "Achtsamkeit" nennen könnte.

Die Aufmerksamkeit richtet sich auf Dinge, beispielsweise auf eine Kerze oder eine Blume, oder auf einen Text. Aufmerksamkeit kann aber auch schon durch einfache Zählübungen gesteigert werden: sei es das vor und rückwärtige Zählen einer Zahlenkette, sei es das Zählen der Atemzüge - je besser es gelingt, dabei jeden anderen Gedanken aus dem Bewusstsein zu verdrängen.

"Achtsamkeit" meint das systematische, gezielte Wahrnehmen von Vorgängen in uns oder um uns, kann sich auf das Wahrnehmen von Körperlichem, Seelischem oder Geistigem beziehen.

Lawrence LeShan nennt in seiner Meditationsanleitung vier Wege:

den Weg des Geistes (ihm folgt der Mensch, der z.B. darüber meditiert, wie Weltwahrnehmung und -beziehung zusammenhängen, was ihm die mehrdeutige Wirklichkeit bedeutet u.ä.),

den Weg der Gefühle (ihm folgt der Mensch, der typologisch häufig in der Mystik vorkommt, der sich z.B. anbetender Liebe hingibt, sich in Ehrfurcht versenkt u.ä.),

den Weg des Körpers (wie ihn auch viele westliche Yoga- oder neuerdings T'ai Chi-Praktikerinnen und -praktiker einschlagen, wie er im meditativen Tanz gesucht wird u.ä.) und

den Weg der Handlung (ihm folgen Menschen, die in ungeteilter Aufmerksamkeit und mit großem Ernst alltägliche oder besondere Tätigkeiten ausüben: Blumengestecke herstellen, weben, töpfern u.ä.).

## **Ritualisieren**

Rituale sind Konzentrate, verdichtete Geschichten, in Handlungen und Zeichen geronnene Mythen und werden manchmal selbst wiederum zum Verstehensmittel für Überlieferungen. So oder so: Rituale sind das Gedächtnis der Mythen, verbinden uns mit Ursprüngen. Wir haben jemanden besonders geliebt und/oder besonders gefürchtet - vor sehr langer Zeit.

Durch das religiöse Ritual findet das Heilige in der Zeit statt. Im therapeutischen und religiösen Zusammenhang erfüllen Rituale nach Anselm Grün drei Funktionen:

- sie bannen die Angst,
- sie stärken die Identität
- und sie vermitteln Lebenslust.

Eine alte, immer wieder diskutierte Grundfrage: Können Rituale nur "organisch" wachsen, von sich aus - autopoietisch – entstehen (es gibt sie ja auch in der Natur: im Kampf- und Paarungsverhalten von Tiergattungen z.B.)? Oder kann man sie "machen" (nach E.Goffman [Interaktionsrituale, 1975] brauchen wir sie zur gegenseitigen Selbstdarstellung und damit zur Ausbildung einer sozialen Identität)? Wichtige Beiträge zur Diskussion über die Genese von

Ritualen lieferten S.Freud und E.Erikson. S.Freud behauptet eine fundamentale Verwandtschaft zwischen dem pathologischen Zeremoniell des Zwangsneurotikers (also eines einzelnen) und religiösen Ritualen von Gemeinschaften: gemeinsame Merkmale seien

- a) besondere Gewissenhaftigkeit bei der Ausführung,
- b) Angst vor der Unterlassung,
- c) Isolierung von allen anderen Tätigkeiten.

Freuds Erklärungsmodell: ungelöste Triebkonflikte (bei Neurosen sexueller, in der Religion meist sozialer Art). E.H.Erikson, ebenfalls tiefenpsychologisch orientiert, argumentiert, die Grundform rituellen Verhaltens sei *keine* Zwangshandlung des Neurotikers, sondern vielmehr wiederkehrende Verhaltensform in der kindlichen Begegnung zwischen Mutter und Säugling. Im regelmäßigen Wechselspiel zwischen beiden erwerbe das Kind Urvertrauen (= dass die Welt in Ordnung ist, dass in ihr das Kind akzeptiert wird usw.). Diese Bestätigung brauche es immer wieder: daher der Aufbau der Fähigkeit zur Ritualisierung

Erfahrungen bei der Konstruktion therapeutischer Rituale etwa in der Familientherapie (E.Imber-Black, J.Roberts, R.A.Whiting) lassen eine bedingte Machbarkeit möglich erscheinen. Insofern "bedingt", als bestimmte Elemente bedacht und vorgesehen werden müssen:

- Symbole (Dinge oder Wörter; Whiting beschreibt drei Möglichkeiten in der Familientherapie: die Klientensprache nutzen, die Anweisung des Therapeuten und seine Symbole verwenden oder die Wahl dem Klienten überlassen),
- offene und geschlossene Aspekte (entscheiden, ob innerhalb des Rituals viel oder wenig Spielraum für Spontaneität eingeplant wird),
- Zeit und Raum (Überlegungen zum richtigen Zeitpunkt und Wahl des Ortes),
- Intimität oder Öffentlichkeit,

#### > Ritualtechniken

z.B. Loslassen (Belastendes wird symbolisch weggegeben oder auch zerrissen oä),

z.B. Nutzung von Unterschieden (z.B. werden die Überzeugungen streitender Paare gegeneinandergestellt, etwa im Tageswechsel gilt einmal das eine, das andere Mal das andere),

z.B. Geben und Nehmen (Einüben in Geschenkpraxis u.ä.),

z.B. Verschreibung des Symptoms (Imber-Black: "Wenn man Klienten auffordert, [eigene] Verhaltensmuster innerhalb eines Rituals durchzuführen, wird ein Element der Konfusion, der Absurdität und des Humors eingeführt, die das Muster und seine Bedeutung ändern. Ist das Muster und seine Bedeutung dann verändert, ergeben sich neue Möglichkeiten der Problemlösung"),

z.B. Dokumentation (etwa zur Demonstration und zum Festhalten von Teil-„Erfolgen“, als Hilfe gegen das Abschweifen usw.).

Tatsächlich kommt es (mit dieser Bedingtheit) zum Beieinander von Machbarem und Nichtmachbarem, zur Erfahrung von Freiheit und Bindung in einem. Darin ist eine Liturgie des Alltags nicht grundlegend anders als eine gottesdienstliche Liturgie.

## **Organisieren**

Alle Formen der Organisation „sind soziale Gebilde, die dauerhaft ein bestimmtes Ziel verfolgen und über eine formale Struktur verfügen, durch welche die Mitglieder auf die Ziele der Organisation ausgerichtet werden, wofür bestimmte Ressourcen bereitgestellt werden“ (Kieser u. Kubicek).

Organisieren ist nötig, wenn Aufgaben *verlässlich, erwartbar, dauerhaft* zu bewältigen sind, die von einer Person allein nicht zu schaffen sind. „Organisation – als Wechselspiel von Aufgabenteilung und Koordination – zielt auf eine ökonomische Gestaltung arbeitsteiliger Leistungssysteme“ (Reichwald u. Möslein). Das Gelingen sozialer Intervention liegt häufig an der Organisation der Hilfe.

Worauf zu achten ist: Allgemein, aber auch insonderheit in der Sozialen Arbeit gibt es Konflikte:

- a) zwischen Organisation und Profession, zwischen Fachkenntnis und Ideologie, denn jede Organisation bildet eigene Werte und Verhaltensweisen aus;
- b) zwischen Organisation und Adressaten: Organisationen dienen u.a. der Selbsterhaltung, fördern Selbstbeschäftigungstendenzen. Manchmal scheinen die Adressaten die Organisation bei der Beschäftigung mit sich selbst zu stören...

\*\*\*

---

# Familien kennen und beraten

## Studienbrief 4



*Sehr geehrte Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer!*

*Dieser wissenschaftliche Beitrag von Prof. Dr. Noack steht zum einen für sich selbst, ist ein Beispiel für die Noack'sche Besonderheit, Wirklichkeitsbestände sozial-, human-, geschichts- und geisteswissenschaftlich in einem zu reflektieren und darzustellen; zum andern ist diese Ausarbeitung sicher auch im Zusammenhang mit dem ITPS-Studienbrief „Sozialisation“ zu lesen, sodann auch mit den gerontologischen, thanatologischen, kriminologischen Briefen. Diese Materialien können und sollen aufeinander bezogen werden.*

Ihr Horst Seibert

Professor Dr. Winfried Noack (†)

## **Familien kennen und beraten**

### **Darstellung des Systems der Familien**

Im Gegensatz zu allen anderen Teilsystemen unserer Gesellschaft schließt die Familie (hierzu sollen auch die nichtehelichen Lebensgemeinschaften eingerechnet werden) die ganze Person ein. Da die einzelne Familie kein Teilsystem der Gesellschaft sein kann, ist es die Gesamtheit der Familien (Luhmann 1990c; Baraldi, Corsi und Esposito 1998, 56–58). Die Funktion der Familie hat sich im Lauf der Gesellschaftsevolution verändert.

(1) In der segmentären Gesellschaft diente die Familie als Grundform der Differenzierung (Geschlechter, Arbeitsaufgaben). Die Familien bildeten die Segmente der Gesellschaft.

(2) In der stratifizierten Gesellschaft waren die Familien in den Schichten eingeschlossen. Innerhalb der Schichten wurde der Einzelne immer noch dem Segment Familie zugeordnet. Alle Schichten wiederum wurden aufgrund von Familien geordnet, die die Aufgabe hatten, die Nachkommen zu inkludieren. Nur dann war man ein ›civis‹, was für die Menge der Sklaven kaum zutraf.

(3) Dies gilt nicht mehr in der funktional differenzierten Gesellschaft. Hier wird, meint Niklas Luhmann, keine Schicht mehr aufgrund von Familien geordnet (vielleicht im Wirtschaftssystem, wenn Kinder die Firma erben). Die Familie ist nur noch ein Teilsystem unter anderen; man kann auch ohne Familie ›civis‹ sein. Gleichzeitig werden an die Familie die höchsten Ansprüche gestellt.

Kindheit und Jugend und damit eine geschlossene Familie gibt es erst seit der Emanzipation der Frau und des Kindes durch die Aufklärung. Im Mittelalter (Beer 1990) beispielsweise waren die Schicksale der Kinder in der Adelsschicht, dem Bürgertum und den Bauern zwar schichtenspezifisch verschieden, aber doch strukturell gleich. Wenn im Adel ein Kind auf die Welt kam, dann erlebte es keine Mutter, sondern eine Amme. Die Kinder spielten in allen Schichten ähnlich: mit Puppen und Tontieren. Mit sieben Jahren war die Kindheit vorbei; eine Jugend gab es nicht. Die Jungen wurden an einen Hof von Verwandten oder Freunden geschickt, um dort die Umgangsformen des Adels und sein Normensystem kennenzulernen und zu ritterlichem Kampf erzogen zu werden. Die Mädchen lernten alle Pflichten einer Adelsdame und wurden spätestens mit zwölf Jahren, oft schon mit sieben Jahren, vom Vater verheiratet.

Die Kinder der Bürger in den Städten unterschieden sich nicht sehr von der Adelsschicht. Die wohlhabenderen Bürger gaben ihren Söhnen eine Bildung und Ausbildung, die auf den künftigen Beruf vorbereitete. Waren es Kinder von Bürgern aus den Gilden, dann lernten sie lesen, schreiben und rechnen. Sie wurden noch im 19. Jahrhundert zu befreundeten Geschäftspartnern geschickt, um dort ausgebildet zu werden. Kinder der Handwerker, die in Zünften organisiert waren, lernten schon früh das Handwerk des Vaters. Auch in der bürgerlichen Familie war die Kindheit mit etwa sieben Jahren zu Ende. Im Bürgertum war es den Söhnen möglich, durch Fleiß und Intelligenz sozial aufzusteigen und im späten Mittelalter und seit Beginn der Neuzeit an einer Universität zu studieren. Bauernkinder hatten keine solche Chance. Wenn eine Frau ein Baby bekam, musste sie ihre Hausfrauenpflichten weiterhin erfüllen: kochen, waschen, reinigen, den Garten und das Kleinvieh pflegen, die Kühe melken und den Stall ausmisten. Das Kind wurde fest eingewickelt und ›aufgehängt‹ (›Wickelkind‹). Schon mit drei Jahren mussten Jungen und Mädchen Pflichten übernehmen, wie Vieh hüten. Mit sechs Jahren war die Kindheit vorbei, falls es überhaupt eine gegeben hatte. Das Kind musste alle Pflichten eines Knechtes oder die Mädchen die einer Magd übernehmen.

So gab es in keiner sozialen Schicht eine wirkliche Kindheit und keine Jugend. Mit sechs oder sieben Jahren waren sie erwachsen und damit auch geschlechtsfähig. Die Mädchen der Oberschicht wurden, wenn die Partie notwendig war, mit drei Jahren verheiratet, häufig jedoch mit sieben: und verheiratet war wirklich verheiratet (Noack 2003b, 173). Im Bauerntum, die meisten waren Leibeigene, standen die Bauernmädchen dem Grundherren und dessen Söhnen zur Verfügung. Im Bürgertum herrschte eine Stadtethik, die solche Praktiken nicht zuließ. Ausgenommen waren elternlose Kinder, deren es durch die hohe Sterblichkeit viele gab. Sie wurden in den Waisenhäusern zur Arbeit gezwungen, die Mädchen, glücklicherweise nicht immer, zur Prostitution. Die Sterblichkeit war groß. Das Durchschnittsalter betrug im Mittelalter über die Jahrhunderte hinweg zwischen 21 und 25 Jahre. Das erklärt die frühe Arbeitsanforderung und Heirat. Aber das bedeutet auch, dass es kaum eine Familie gab. Es lebten gleichzeitig nur etwa vier bis sechs Personen in einem Haushalt. Vor allem die Frauen starben früh. Sie brachten zehn bis fünfzehn Kinder zur Welt, was ihren frühen Tod erklärt. Sie waren durch die Geburten geschwächt und fielen deshalb einer der vielen Krankheiten zum Opfer. So hatten die Kinder meist Stiefmütter.

Aber auch die Kinder kannten kaum Geschwister. Die einen waren bereits gestorben, die anderen noch nicht geboren. So ist die Vorstellung von der glücklichen Großfamilie im Mittelalter eine Erfindung der Romantik. Die Kinder hatten weder konstante Eltern noch langjährige Geschwister - und keine Kindheit. Sie war in allen Schichten mit sechs bis sieben Jahren zu Ende. Alle Kinder wuchsen unglücklich unter Schmerzen auf. Schon der Kirchenvater Augustinus meinte: ›Wenn ich die Wahl hätte zwischen der Hölle und wieder ein Kind zu sein, würde ich die Hölle vorziehen.‹ Kinder dienten nur der Arbeit oder dem sexuellen Vergnügen.

Die wenige Erziehung oblag der Mutter, in Adelsfamilien der Amme oder den Bediensteten. Mit sieben Jahren wurden sie von der Familie getrennt und kehrten nie mehr zu ihr zurück, ausgenommen die Bauernkinder, die den Hof nicht verlassen durften (Schollenbindung). Wir beobachten, dass es im Mittelalter das, was wir heute Familie nennen, nicht gab.

Aus der Darstellung der Kinder ergibt sich die Stellung von Mann und Frau. Der Mann besaß die ›patria potestas‹, die unbeschränkte Verfügungsgewalt über Frau und Kinder. Die Frau schuldete dem Mann Gehorsam und war auf die Familie und den Lebensraum der Frau beschränkt: den adligen Hof, das bürgerliche Haus, den Bauernhof. Nach der Kirchenlehre hatte Gott nur den Mann geschaffen und die Frau als seine willfähige Untergebene, mit der er fast alles machen konnte, was er wollte. Vor allem musste er sie disziplinieren, weil sie von Anfang an die Ursünde in die Menschheit einführte: die sexuelle Lust und die Verführung. Es kam vor, dass ein Mann verachtet wurde, wenn er seine Frau nicht schlug.

Die Familie war also hierarchisch gegliedert: An der Spitze stand der Vater, es folgten die Söhne in der Altersfolge, dann die Mutter und zuunterst die Töchter. Die Familie nach unseren heutigen Vorstellungen entwickelte sich nur in Europa und Amerika als eine Folge der Aufklärung mit ihrer Entdeckung der Individualität, Vernunftbegabung und Innerlichkeit, und zwar auch für Frauen und Kinder. Wo europäische Kultur durch die Bildungseinrichtungen weltweit ausgebreitet wird, bilden sich global moderne Familien. Wo dies nicht geschieht, herrschen auch heute noch Familienverhältnisse, die strukturell ähnlich sind der rudimentären Familie des Mittelalters. Auch deshalb wurde die mittelalterliche Familienstruktur hier aufgezeigt, dass zu erkennen ist, dass alle Gesellschaften, die dieser Struktur ähneln, mittelalterlich geblieben sind und nicht heutigen Werten, Normen und Lebensformen des 21. Jahrhunderts entsprechen, auch wenn Fundamentalisten der verschiedenen Religionen andere Meinungen äußern.

Die Familie ist das einzige System, in das der Mensch im Gegensatz zu allen anderen Teilsystemen hineingeboren wird (Hünersdorf 2004, 33–52). In alle anderen Teilsysteme muss er hineinwachsen oder sie sich sogar aneignen; nur in die Familie wird er hineingeboren, wie es zu allen Zeiten geschah. Und er wird in der Familie ausschließlich als Mensch behandelt. In sie wird die ganze Person in die Kommunikation aufgenommen. Alles, was den Einzelnen und die Familie betrifft, auch was von außen in die Familie kommt, ist Gegenstand der gemeinsamen Kommunikation. Dies geschieht durch das ›Re-entry‹ der System-/Umwelt-Differenz mittels der Personen. Das bedeutet: Es kommen Einflüsse von außen in die Familie hinein, und zwar durch Nachbarn, Verwandte, Freunde, Kollegen, Schule, Medien usw., außerdem tritt jede einzelne Person als psychisches System innerhalb der Familie als ›Re-entry‹ immer wieder in das System Familie ein.

Alles, was für den Einzelnen bedeutsam ist, ist für die Familie wichtig: Was am Arbeitsplatz geschieht, wie man geschlafen hat, welche Note die Kinder aus der Schule nach Hause bringen, wen man kennengelernt hat usw. Die einzelne Person hat darum die Möglichkeit, über die Familie hinaus

zu handeln, ohne die Grenzen des Familiensystems aufzuheben.

Das ›Re-entry‹ durch jede einzelne Person der Familie bewirkt, dass jede Familie ihre eigene Geschichte und Kultur hat. Darum ist es schwierig, wenn mehrere Familien durch Verwandtschaft oder Freundschaft zusammenleben und kooperieren.

Auch die Kommunikation in der Familie ist anders als in den anderen Teilsystemen. Es reicht nicht aus, sich persönlich zu kennen. Vielmehr ist die Kommunikation eine persönliche, intime Kommunikation. Intimität entsteht, wenn die Welt eines Menschen für einen anderen Menschen wichtig und bedeutsam wird und dies gegenseitig gilt. Intimität bedeutet, dass nichts Persönliches außerhalb der Kommunikation bleibt. Man kann in der Intimität nicht sagen: Das geht dich nichts an (in der Pubertät mag es Kinder geben, die dies meinen). Jeder hat das Recht, dass man ihm zuhört und dass einem zugehört wird.

Im Zentrum des Systems Familie steht die Liebe (Baraldi, Corsi und Esposito 1998, 56–58). Sie ist der Code des Familiensystems. Sie grenzt eine intime Kommunikation von einer nicht-intimen Kommunikation ab. Innerhalb dieser intimen Grenzen ist auch die Familie ein autopoietisches System, das sich aus den eigenen Triebkräften heraus entwickelt. Soziologisch gesehen ist Liebe nicht ein Gefühl, sondern eine besondere Form der Kommunikation, die es ermöglicht, Gefühle auszudrücken oder sie auch zu unterdrücken (z. B. wenn sie verletzen). Mit der Liebe ist zugleich eine besondere Zuweisung von Eigenschaften verbunden. Weil der eine geliebt wird, löst dies im Geliebten eine Handlung aus: Er liebt zurück.

In der Neuzeit wird Liebe zu einer persönlichen, individuellen Beziehung; sie wird personalisiert (sie ist nicht mehr ein bloßer Kontrakt gemäß einer sozialen Rolle innerhalb einer Schicht) (ebd.). Dadurch wird zugleich die unpersönliche Kommunikation zu einer persönlichen. Der Liebende fragt, welche Folgen sein Handeln für den anderen haben mag. Diese Sorge kann sich so sehr verdichten, dass des anderen, des Geliebten, Suche nach Verständnis, Übereinkunft und Unterstützung so weit geht, dass er die Weltsicht des Liebenden übernimmt. Liebe ist also die Konstruktion der Welt mit den Augen des anderen. Die Liebenden werden in die jeweilige andere Welt eingeschlossen, und sie sehen sie mit den Augen des anderen. Es kam bereits zum Ausdruck, dass in der modernen Gesellschaft die Liebe personalisiert wird. Der Liebende sieht den Geliebten als Person, das heißt in der Beziehung zu sich selbst und seiner Umwelt. Der Liebende erblickt die Umwelt des anderen und stellt sich auf sie ein.

Liebe lebt auch von den gemeinsamen Erinnerungen, was gemeinsam als Schönes erlebt wurde. Wenn die Liebe reflektiert, merkt der Liebende, dass Liebe nur durch Liebe motiviert werden kann, sich nur auf Liebe bezieht und sich nur entwickeln kann, wenn sie sich mit der Liebe des anderen verbindet. Während die Liebe nach unserer modernen Auffassung nur als Personenbeziehung verstanden werden kann, ist gerade die Individualisierung auch eine Gefahr für sie. Je mehr sich die

zweite Person individualisiert, desto mehr muss der andere diese Individualbedürfnisse erfüllen. Weil beide sich individualisieren, kann es zu Konflikten kommen, die aus der Perspektivverdunklung des jeweils anderen stammen.

Es gibt in der Familie nicht nur Kommunikationen, sondern auch Interaktionen, die mit vielen, auch trivialen Tätigkeiten des Alltags verbunden sind. Liebe, Kommunikation und gemeinsames Handeln hält die Familie zusammen. Obwohl persönliche Kommunikation in allen Systemen zu finden ist, ist sie doch ein besonderes Merkmal der Familie. Darum ist die Familie das einzige Teilsystem, das die Funktion hat, die einzelne Person vollständig zu inkludieren.

Eine Familie entsteht zuerst durch Kinder, sonst ist es ein Singlehaushalt oder eine Partnerschaft. Kinder begründen die Familie. Aber was ist ein Kind? Genauer gesprochen: Was ist das Kind? Was ist der Jugendliche?

### ***Wunderwerk Kind: das Sein-zu.***

Das Kind ist ein »unsagbar großes Behältnis an Zukunft und Möglichkeiten« (dazu Noack 2007a, 82). Seine Zeitform ist die des Noch-nicht, woraus sich die Seinsform, das Sein-zu ergibt. Es hat keine Vergangenheit, vor ihm liegt alle Zukunft (ebd., 82–85; ders. 2001, 122–127). Als Sein-zu bringt es alle Voraussetzungen für seinen Weg in die Zukunft mit. Bis zum Alter von drei Jahren entwickelt es 200 Milliarden Neuronen (Gehirnzellen), die 200 Billionen Synapsen (Verknüpfungen) herstellen, wobei eine Gehirnzelle bis zu 10.000 Synapsen entwickeln kann. Dies ermöglicht es ihm, eine jede Kultur, alle Sprachen, Lebensstile, Verhaltensweisen usw. zu lernen (Textor 2008, 2f.). So stellt sich uns das Kind als ein Wunderwerk von Komplexität dar, das es einmalig und bewunderungswürdig macht. Das Kind wird also nicht als eine ›tabula rasa‹ geboren, sondern schon zwischen fünf und sechs Monaten arbeitet das Gehirn des Fötus bereits sehr aktiv. Wenn nun das Kind geboren wird, muss es außerordentlich viel vergessen und das Gehirn weitgehend neu codieren. Zudem muss es aus einer Wasserwelt in eine Luftwelt überwechseln.

Das Sein-zu bewirkt, dass das Kind auf etwas zu lebt (Noack 2007a, 83). Es ist das sich stetig und schnell verändernde Wesen. Die Entwicklungsphasen des Kindes folgen sehr schnell aufeinander (Erikson 1974): Im ersten Lebensjahr erwirbt das Kind Urvertrauen, es erlebt Zuwendung, Wärme, Kontinuität, Stetigkeit und erste Versagungen. Es entwickelt dadurch ein Grundvertrauen zu sich, zur sozialen Umwelt und zur Realität. Seine Kultur ist die mütterliche Kultur.

Von einem bis drei Jahren erlangt das Kind die Autonomie: Es kann eigene Ziele aufstellen, anstreben und erreichen; es bildet sein Muskelsystem aus mit den sozialen Modalitäten Festhalten und Loslassen. Es lebt nun in einer elterlichen Kultur. Von drei bis sechs Jahren wird die Initiative zum zentralen Vermögen des Kindes, die Kompetenz, immer Neues aufzugreifen. Es ist kreativ und fantasievoll und fängt ständig Neues an. Die Überkreuzbindung des Sohnes an die Mutter, der

Tochter an den Vater spielt heute nicht mehr die große Rolle wie in früheren Zeiten, ist aber immer noch nachzuweisen. Durch diese Identifikation des Mädchens mit dem Vater und des Jungen mit der Mutter lernt das Kind die sexuelle Rolle.

Die Kultur ist weiterhin eine elterliche, aber mehr noch eine Familienkultur. Was wir beobachten, ist die sehr schnelle Abfolge der einzelnen Phasen mit ihren Übergängen. Nun sind Übergänge stets krisenhaft, begleitet von Zuständen der Unsicherheit und des Zerfließens. Deshalb ist das kindliche Leben bestimmt von einer Struktur des Wechsels von Verfestigung und Auflösung, von Ausgleich und Krise, von Struktur und Prozess. Für Eltern bedeutet dies, dass sie ihre Kinder in den stabilen Ausgleichsphasen besonders genießen, lieben und sie glücklich machen; in den labilen Übergangsphasen hingegen liebevoll und verständnisvoll behandeln.

Eine ›glückliche Kindheit‹ gibt es also nicht. Vielmehr lebt das Kind in einem Wechsel von Glück- und Unglücksein, von Stolz auf sich selbst und Selbstzerfallenheit und dies in raschem Wechsel. In den stabilen Phasen ist es glücklich und mit sich selbst zufrieden, in den Übergangsphasen dagegen ist es unglücklich und aggressiv. Aber, wie wir zeigten, wechseln zumindest bis zu sechs Jahren die Entwicklungsphasen rasch aufeinander. Darum ist es wichtig, den Kindern eine möglichst schöne, gute und harmonische Kindheit zu schenken.

Die Kinder zwischen 6 und 12 Jahren treten in eine neue Entwicklungsphase ein. Die Spielwelt (die Schulkinder haben nur noch zwei Stunden Spielzeit täglich) wird ersetzt durch die Schulwelt. Auch innerhalb der Familie findet ein Wandel statt (Noack 2007a, 81–127; ders. 2010b, 158; Kegan 1986, 45–153). Der Junge bezieht sich nicht mehr auf die Mutter und das Mädchen auf den Vater wie in der Phase zwischen 3 und 6 Jahren (wichtig für die geschlechtliche Rolle), sondern es findet ein Beziehungswechsel statt: Der Junge imitiert den Vater, er identifiziert sich mit ihm und das Mädchen mit der Mutter, wodurch beide ihre soziale Rolle erlernen. Gleichzeitig bilden sich durch die Identifikation mit den Eltern das Über-Ich und Ideal-Ich endgültig aus (ebd.). Denn durch die Identifikation werden Werte, Normen, Lebensstil, Bildung, Ideen und Ideale, das gesamte Verhaltensrepertoire übernommen und zu eigen gemacht.

Gleichzeitig tritt das Kind in zahlreiche Konkurrenzen ein: mit Vater und Mutter, den Geschwistern (Geschwisterrivalität oder Geschwistersolidarität), mit den Altersgenossen auf der Straße und in der Schule und mit den gesellschaftlichen Ansprüchen, vor allem durch die Schule. Wenn diese Konkurrenzen gelingen, entwickelt das Kind eine Freude an der Leistung und die Fähigkeit, Initiativen zu vollenden. Misslingen sie, entstehen Minderwertigkeitsgefühle, verbunden mit Entmutigung, Unterlegenheitsgefühlen, Hemmungen und Lebensängsten.

Das Denken in der späten Kindheit ist konkret-operational. Das bedeutet, dass das Kind konkret in der Realwelt denkt und lebt (nicht mehr in der Fantasiewelt wie zwischen 3 und 6 Jahren). Darum braucht es viel Handlungsraum, Handlungszeit, Handlungsmittel und Handlungsfreiheit. Die soziale Rolle des Kindes ist selbstgenügsam. Es will seine Rolle gut spielen. Moralische Urteile folgen

Regeln, die aber gerecht und fair sein müssen. Es ist notwendig, dass sie eingehalten werden, und zwar von allen, auch den Erwachsenen und den Eltern. Dabei ist das moralische Bewusstsein beschränkt auf die eigene Familie. Hier befinden sich auch die wichtigsten Autoritäten: der Vater für den Sohn, die Mutter für die Tochter. Das Verhältnis zur Welt ist gekennzeichnet durch Geschichten, die spannend und sinnstiftend sind, aber auch durch das Bedürfnis nach Weltwissen. Die Kultur dieser Phase ist die rollenankennende Kultur.

**Übergang Jugend:** nicht mehr und noch nicht (Noack 2010b, 158 f.).

Wenn das Kind mit etwa 12 Jahren das Kindesalter verlässt, nimmt es die jugendliche Zeitform an, das Nicht-mehr und Noch-nicht: Der Jugendliche ist nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsener. Er reduziert die Zahl der Neuronen auf 100 Milliarden und die der Synapsen auf 100 Billionen. Diese Anzahl bleibt nun ein Leben lang stabil (ebd., 258). Zwischen dem Nicht-mehr und dem Noch-nicht liegt ein Dazwischen, ein Chorismos, eine Zeit der Unsicherheit, in der 100 Milliarden Neuronen und 100 Billionen Synapsen zu großen Teilen abgebaut werden und neue, bleibende erzeugt werden müssen. Ab etwa 16 Jahren baut der Jugendliche eine neue, feste Welt in sich auf, in der er das Noch-nicht überwindet und seine Identität findet (Noack 2007a, 132–136). Dabei entwickelt er eine prophetische Kraft (Fuchs 1986), denn in dem Neuaufbau des Gehirns werden auch ungewöhnliche Ideen und schöpferische Neuerungen gefunden.

**Die Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren** (Noack 2007a, 228–164; ders. 2010b, 158f.; Kegan 1986, 45–153) treten in eine völlig neue Welt ein: in die krisenhafte Zeit der Jugend. Sie ist körperlich gekennzeichnet durch die zweite Streckung und die sexuelle Reifung. Beides ist krisenhaft: sich einfinden in einen neuen Körper mit neuen Gefühlen. Auch das Gehirn reift: Der Jugendliche lernt, abstrakt, logisch, rational und in Systemen zu denken. Vor allem aber werden nun die Gehirnzellen und die Synapsen, wie bereits ausgeführt, auf die Hälfte reduziert. Das bedeutet, dass die Lernfähigkeit eingeschränkt ist, weil die Hälfte aller bisherigen Erfahrungen einfach verschwindet beziehungsweise umgebaut wird. Dafür aber sind die neuen Verbindungen dauerhaft und stabil. Diese Auflösung der Hälfte aller Neuronen und Synapsen und die Neuorganisation des Gehirns ist die Hauptursache für die Identitätsdiffusion zwischen 12 und 16 Jahren. Danach erfolgt der Aufbau einer Identität, die fähig ist, ein Leben lang zu wachsen.

Drei Versöhnungsaufgaben haben die Jugendlichen, weil sie sich notwendigerweise von der Elterngeneration lösen müssen, zu leisten: *Die erste Aufgabe* ist die integrative Versöhnung, die aus der Kindheit wichtige Erfahrung bewahrt, wie das Urvertrauen, die Autonomie, die Initiative, die Freude am Lernen und Handeln, die Neugier, der Wissensdurst usw.

*Die zweite* ist die reparative Versöhnung, die die Lösungsvorgänge heilt, indem die Beziehungen zu den Eltern, den Geschwistern, der Schule oder dem erlernten Beruf wieder in einer neuen, kreativen Weise hergestellt werden. *Drittens* folgt die adaptive Versöhnung, die das Verhältnis zur Gesellschaft aussöhnt.

Diese Versöhnungsarbeit ist die Voraussetzung zu einer gelungenen Identitätsfindung. Sie hat folgende Teilaspekte: die berufliche, die soziale, die geschlechtliche, die kulturelle und modische, die weltanschauliche, politische und gesellschaftliche, die praktische und die religiöse Identität. Diese Teilidentitäten wachsen zu einer integrierten Identität heran (nicht zu einer Patchwork-Identität).

Das Denken des Jugendlichen ist formal-operativ. Er ist nun fähig zu logischen und abstrakten Ketten, aber auch zu Hypothesen, deduktiven Operationen und logischen Denksystemen. Dies hat Auswirkungen auf den Ich-Welt-Zusammenhang. Die Welt wird in ein logisch-stringentes System gebracht, das aus wenigen Wirklichkeitselementen besteht, die jedoch der Jugendliche für absolut wahr hält. Die Wirklichkeitsfülle wird allerdings ausgeblendet. Dieses Denken macht den Jugendlichen anfällig für simplifizierte Ideologien und Religionen mit Absolutheitsanspruch.

Dies bewirkt weiterhin die Grenzen des sozialen Bewusstseins; es ist beschränkt auf die eigene Gruppe. Das Verhältnis zur Autorität ist entweder gestört oder geradezu ein gläubiges Verhältnis. Was in der Jugend neu ist, das ist das Sein in der Beziehung. Der Jugendliche *hat* nicht Beziehungen, sondern er *ist* seine Beziehungen. Das Selbst ist nämlich noch nicht ausgebildet, sondern identifiziert sich mit der Beziehung. Dies erfüllt sein Bedürfnis nach Liebe, Zuneigung, Zugehörigkeit und Übereinstimmung. Das gilt allerdings nur für die eigene, selbst gewählte Gruppe. Fremde werden häufig abgelehnt. Auch das moralische Bewusstsein ist auf die eigene Gruppe beschränkt, auf die, ›die wie wir sind‹. Ihnen gehört die Loyalität. Sie bestimmen, was ›gut‹ ist. Nach diesem Maßstab werden fremde Gruppen beurteilt oder verurteilt. Die Kultur dieser Phase ist die Kultur der Wechselseitigkeit.

Wenn Eltern und Kinder gemeinsam wachsen und reifen, bildet sich eine, wie wir hoffen, glückliche Familie. Die Aufgaben der Familie sind vielfältig (Hünersdorf 2004, 35–39). An erster Stelle steht, wie bereits dargestellt, die Liebe als die Einheit einer Zweiheit, wobei die Kinder Dreiheiten und mehr bilden. Aber die Liebe reicht nicht aus, um die Liebe zu stabilisieren. Es ist vor allem gemeinschaftsbildendes Verhalten nötig.

Dazu gehört die Sexualität (Zärtlichkeit, Wärme, Anerkennung, Erotik, Sexus usw.), in der zwei Personen sich körperlich sozial erlaubt begegnen. Sie ermöglicht eine Steigerung der Liebe und ihre Fortdauer in den Kindern. Vor allem nimmt in der Ehe die Liebe den Charakter der Freundschaft an, in der ein intimer Gedankenaustausch möglich ist. Im Besonderen garantiert die Familie, dass jedes Familienmitglied als Individualität anerkannt, sozial geschützt und wertgeschätzt wird. Dazu gehört die Lebenssicherung, die Förderung von Bildung und von körperlicher, seelischer, sozialer und geistiger Entwicklung. Die Familie fördert die Ausindividualisierung, das Selbst-Sein, das Mit-Sein und das Sein in der Um-Welt jedes Familienmitgliedes. Schließlich kann jeder in der Familie intern über alle anderen sozialen Funktionssysteme der Gesellschaft kommunizieren, das heißt, man kann über alles reden.

Bofinger stellt fünf Aufgaben der Familie dar (Bofinger bei Huber 1998, 65 f.):

- (1) Die Familie vermittelt als erste Sozialisationsinstanz Weltwissen. Dies entsteht in der Frageperiode des Kindes in den ersten sechs Lebensjahren. Die 100.000 Fragen des Kindes betreffen alles, und wenn die Eltern antworten, lernt das Kind Breitenwissen, Weltwissen.
- (2) In der Familie erfährt das Kind Liebe, Vertrauen und Verlässlichkeit.
- (3) In der Familie können Kinder ohne Gefahr Meinungen äußern und Verhalten zeigen, können Irrwege gehen und ihre Meinungen korrigieren. Dies entwickelt im Kind die Fähigkeit zur Selbstprüfung und Selbsteinschätzung.
- (4) Die Familie vermittelt Werte und Realitätseinschätzungen, aufgrund derer sie andere Werte und Ideen, denen sie begegnet, prüfen kann.
- (5) Die Familie bietet die Grundlage für personelle und materielle Sicherheit, für ethischen Beistand, Pflege und Unterstützung bei seelischen und körperlichen Leiden.

So spielt auch heute noch die Familie eine zentrale Rolle als Unterstützungsnetzwerk. Weil die Aufgaben der Familie so vielfältig sind, kann sie überfordert werden. Dann tritt der Wohlfahrtsstaat der Familie fürsorgend zur Seite. Dabei kann die Soziale Arbeit gefährdeten Familien bei der Bearbeitung ihrer Probleme helfen.

Wenn von Familie gesprochen wird, müssen wir uns vor Augen halten, dass sie sich geschichtlich gewandelt hat. Christoph Morgenthaler lässt uns in einem Überblick den Familienwandel verstehen (Morgenthaler 1999, 42; Noack 2010b, 132f.).

- Haushalt und Produktion. Vor dem 20. Jahrhundert waren Haushalt und Produktion vereinigt in der Haushaltsfamilie. Bäuerlicher und handwerklicher Haushalt waren Wohn- und Produktionsstätten zugleich. Außerdem lebten viele bäuerliche und ländliche Handwerker in kleinen Dörfern. Der Wandel wurde im 19. Jahrhundert durch die Trennung von Arbeitsplatz und Haushalt herbeigeführt. Der Staat bürokratisierte sich; die Industrie entwickelte sich zur modernen Industriegesellschaft. Als Folge davon verschwanden zunehmend die handwerklichen Familienbetriebe. Seit dem 20. Jahrhundert sind Familie und Arbeitsplatz in der Regel getrennt. Die Familie ist keine Produktions-, sondern eine Konsumeinheit. Die Bildungsrevolution, die gerade auch die weiblichen Teilnehmerinnen der Gesellschaft betraf, brachte ein kritisches Potenzial hervor, das auch die geschlechterständige Gesellschaft kritisierte, das heißt die traditionelle Geschlechterrollenverteilung. An die Stelle trat die partnerschaftliche Familie.

- Eheschließung. Vor dem 20. Jahrhundert heiratete man, um den Besitzstand zu wahren und zu vermehren. Die Ehen wurden von den Familien gestiftet und waren häufig Vernunftehen. In den Unterschichten hingegen heirateten viele Menschen überhaupt nicht, weil sie eine Familie nicht ernähren konnten. Der Wandel am Ende des 19. Jahrhunderts brachte eine Veränderung der sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft. Die freie Partnerwahl setzte sich durch als ziviles

Grundrecht. Hinzu kam, dass der von der deutschen Romantik geschaffene Liebesbegriff die Vernunftwahl verdrängte. Seit dem 20. Jahrhundert stifteten die Partner die Ehe und Familie aufgrund einer freien Wahl. An die Stelle der Vernunftwahl trat die Liebeswahl. Familie und Partnerschaft werden durch gemeinsame Kommunikation, Gefühle und Erlebnisse geprägt.

- Geburtenfolge, Säuglings- und Kindersterblichkeit. Vor dem 20. Jahrhundert wurde die Zeit der fruchtbaren Frau voll beansprucht. Das Leben der Frau war weitgehend durch biologische Faktoren bestimmt (Kinder, Haushalt, in reichen Familien die Dienerschaft). Die Kindersterblichkeit und die Risiken für die Mutter waren sehr hoch. So erreichten von den elf Geschwistern Goethes nur eines außer ihm, und zwar eine Schwester, das Alter von 20 Jahren. Die Männer überlebten die Frauen. Der Wandel ergab sich durch die Geburtenkontrolle, die Hygiene, Schwangerenvor- und -fürsorge und die Fortschritte in der Gynäkologie seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Jetzt ist das gemeinsame Leben der Generationen auf wenige Jahre beschränkt, weil die Eltern alt werden und die Kinder bald das Haus verlassen. Die Partner, und oftmals reden sogar die Kinder mit, ob sie noch ein Geschwisterchen haben wollen, planen die Kinderzahl (Geburtenkontrolle). Die Kindersterblichkeit liegt bei fünf Todesfällen auf 1.000 Kinder.

- Ehelösung. Vor dem 20. Jahrhundert wurde ein Drittel der Ehen durch den Tod aufgelöst, bevor die Kinder erwachsen waren. Viele Männer heirateten darum ein zweites und drittes Mal. Die Männer überlebten die Frauen. Der Wandel ergab sich aus den Fortschritten in der Medizin, wodurch die Frauen die Geburten überlebten. An die Stelle der Trennung durch den biologischen Tod trat die Ehescheidung. Für die älter werdende Bevölkerung sorgten die Altersmedizin, die ambulante Versorgung, die Seniorenheime und nach wie vor rüstige Ehepartner und die Kinder. Im 20. Jahrhundert lösen sich etwa so viele Ehen auf, wie es früher durch den Tod geschah. Zwar nimmt die Zahl der Ehescheidungen zu, aber die Paare werden dafür seltener durch den Tod getrennt. Noch nie in der Geschichte lebten so viele Menschen mit ihren Partnern zusammen wie heute. Deshalb wachsen auch weniger Kinder als früher als Waisen auf. Die Frauen überleben die Männer.

- Familie, Gemeinschaft und Gesellschaft. In der Zeit vor dem 20. Jahrhundert bestand die Solidarität der Familie, der Verwandtschaft und der Dorfgemeinschaft, die niemand verletzen durfte. Die Familie sorgte für die Sicherung der Ausbildung der Kinder sowie für die Pflege bei Krankheiten und für die Versorgung im Alter. Der Wandel erfolgte durch die Funktionalisierung der Arbeitswelt und die Lohnabhängigkeit. Auch die Gesellschaft funktionalisierte sich. Im sozialen Sektor entwickelten sich Seniorenheime, Altersfürsorge, Sozialversicherungen usw. Im 20. Jahrhundert vollendete sich der Sozialstaat. Der Einzelne wurde von Familie und Verwandtschaft unabhängig. An die Stelle trat die Abhängigkeit von den öffentlichen Institutionen. Die Familie verlor dadurch an Bedeutung, ohne sich aufzulösen; vielmehr ist ein Funktionswandel zu beobachten. Interessant scheint auch zu sein, dass heute mehr Kinder als früher mit Großeltern zusammen aufwachsen.

Trotz des Familienwandels ist Familie, so scheint es, immer noch die Normalform für das soziale System, in dem Eltern und Kinder leben (dazu Noack 1997, 187–193). Nauck zeigt (1991, 389–428), dass 90 Prozent aller Kinder als Kinder verheirateter, zusammenlebender Eltern geboren werden, wobei sich dieses Verhältnis bei zunehmendem Alter auf 80 Prozent reduziert. Die oft beklagte Krise der Zwei-Generationen-Kernfamilie ist offenkundig quantitativ nicht sehr bedeutend. Zumal viele Kinder die Wandlungen im System Familie kompensieren durch eigene Gestaltung ihrer Lebenswelt (Palentien 1994, 64–79). Die eigentlichen Probleme scheinen in der zunehmenden Verarmung der alleinerziehenden Mütter mit ihren Kindern und überhaupt der Familien zu liegen. Mehr als die Hälfte aller alleinstehenden Mütter und ein Sechstel der Familien in den alten und ein Viertel der Familien in den neuen Bundesländern sind sozialhilfeberechtigt (Brühan 1994, 65–67).

Der andere Problemkreis liegt nach Johannes Esser in der strukturellen Gewalt im Eltern-Kind-Verhältnis (Esser, Kietzell, Ketelhut und Rompell 1996, 209–219). Familie existiert offenkundig noch, aber häufig als Problemfamilie. Zu solchen gehören auch die Familien der sozialen Unterschicht (Grundmann 1998, 161 f.; Noack 2010b, 58–64). Sie leben in der Regel in Exklusionsverdichtungen. Die Eltern haben ein niedriges Einkommen, meist ein geringes Bildungsniveau, keinen Anteil am kulturellen Kapital und können es an die Kinder nicht weitergeben. Bildung bietet Lebenschancen, höheres Einkommen, angesehenen Beruf, Prestige, sozialen Aufstieg, größere Arbeitssicherheit, bessere Arbeitsbedingungen, Übereinstimmung von Ausbildung und Beruf, Vermögen, Alterssicherheit, Partnerwahl, Gesundheit und Lebensdauer (Szydlik 2004, 14f.).

Für die Förderung von Kindern sind konstituierend das Bildungsniveau, der Kommunikationsstil der Eltern, der Lebensstil, Zeit und Aufmerksamkeit der Eltern, die ganzheitliche Förderung der Kinder sowie die Interaktionsformen innerhalb des Familiensystems.

Kinder der oberen Mittelschicht erhalten alle solche Zuwendungen von ihren Eltern. Die Eltern vermitteln ihnen durch das Kommunikationsklima der Familie Individualitätsbewusstsein und Selbständigkeit. Ihre Kinder besuchen das Gymnasium, studieren und gehen den Weg in die Inklusion. Es sind also die Eltern, die die wichtigste Sozialisationsinstanz sind. Dies alles können die Eltern der sozialen Unterschicht ihren Kindern (es sind in der Regel mehrere) nicht vermitteln. Stattdessen sind die Eltern oft arbeitslos oder verrichten niederwertige Arbeit mit geringer Entlohnung, wodurch die Familie von Armut bestimmt ist. Die Exklusionsverdichtung mit kleinen, engen Wohnungen und vernachlässigter Wohnumgebung schränken weiterhin die Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder ein, sodass sie die Leistungserwartungen der Schule nicht erfüllen können. Weil schon die Realschule mittelschichtenorientiert ist, bleibt für die Kinder der Unterschicht nur die Hauptschule übrig. Auch hier zeigen sich Lernschwierigkeiten; sie brechen häufig den Schulbesuch ab (Noack 2010a, 185–190). Oft werden sie in die Sonderschule abgeschult, wo sie die Mehrheit der Schüler bilden. Überdies sind sie aufgrund der Wohnverhältnisse und Ernährungsgewohnheiten (Billignahrung) häufig krank und bleiben im Vergleich zur

Mainstreamjugend in der körperlichen Entwicklung zurück. Dasselbe trifft auf das Spielverhalten, das Sprachverhalten und auf das Arbeitsverhalten zu. Schon in der Grundschule erhalten Kinder aus armen Familien trotz gleicher Schulleistung schlechtere Noten als ihre Klassenkameraden mit Eltern des gehobenen sozialen Status. Deshalb erhalten sie seltener die Empfehlung zu einer höheren Schulform. Sie haben nur wenige Freunde, wodurch ihr Sozialverhalten eingeschränkt wird. Dies alles bezeichnet den Weg in die Exklusion.

So ist festzustellen, dass Kinder sich schichtenspezifisch entwickeln, wobei die Kinder aus der sozialen Unterschicht aus den exkludierten Problemfamilien kommen und der Weg in die Exklusion vorgezeichnet ist. Denn sie haben keinen Anteil am ökonomischen Kapital, weil die Familie arm ist, nicht am kulturellen Kapital, weil die Familie bildungsfern lebt; nicht am sozialen Kapital, weil die Kinder eher in der Schule gemieden werden; auch die Eltern haben nur wenige Freunde. Sie verfügen nicht über symbolisches Kapital, weil das gesellschaftliche Ansehen eher gering ist. Auch an den Werten, die die Gesellschaft fordert, nehmen sie nicht teil: Es sind die Pflicht- und Anpassungswerte, die immer noch in der Arbeitswelt gefordert werden. Sie kennen auch nicht die Werte der Einfühlsamkeit, die das heutige Familien- und Eheleben bereichern. Sie haben auch keine Teilhabe an den Leistungswerten der modernen Wirtschaftswelt. So sind Millionen von Familien zumindest teilexkludiert.

Wie viele Kinder betrifft dieser Weg in die Exklusion? In Deutschland leben 2,5 Millionen Kinder auf Sozialhilfeniveau. Das bedeutet für einen armen Schüler, dass er für Schreibwaren und Zeichenmaterial im Monat 1,33 Euro erhält, für das Mittagessen 0,97 Euro, obgleich das Essen in der Schulkantine 2,70 Euro kostet. Jedes fünfte Kind in Deutschland wächst in Armut auf. Dies macht es ihnen schwer möglich, ihre Persönlichkeit phasengerecht zu entwickeln und sich in die Gesellschaft zu integrieren (Palentin 2004, 194). Dazu kommt die sozialräumliche Ausgrenzung, die Exklusionsverdichtung, in der sie leben müssen.

Diese Benachteiligung beginnt bereits bei der Geburt. Das Geburtsgewicht eines Neugeborenen aus der exkludierten Schicht beträgt weniger als 2.500 Gramm (Klundt 2008, 103), und die Mutter erhält nicht dieselbe Entlastung wie Mittelschichtenfrauen.

So sind Armut, das Leben in Exklusionsverdichtungen, mangelnde Bildung und Exklusion eng miteinander verknüpft. Kinder exkludierter Familien gelten darum von Geburt an als exkludiert.

Weiterhin ist die Familie ein System, wenn auch ein Mikro-System, denn sie ist konstituiert als ein Kosmos von sozialen Beziehungen, Prozessen, Handlungen und Kommunikationen (Luhmann 1984, 555; Noack 1997, 187–192; ders. 2012c, 147–155). Sie ist somit kein Agglomerat von biologischen Atomen, eine zufällige Ansammlung biologisch entstandener Individuen, sondern als ein Kosmos, ein Ordnungsganzes, geordnet durch ein Beziehungsgeflecht, das wiederum sein Dasein erhält durch

eine intersubjektive Korrespondenz. Dieser Austausch kann materiell sein (Nahrung, Kleidung, Wohnen, Luxus) als auch transmateriell (Information, Bedeutung, Interaktion). Denn das Individuum besteht aus einer Verschränkung von materieller Qualität mit einer qualitativ anderen transmateriellen Realität (vgl. Merleau-Ponty 1964; Schmitz 1989; Petzold 1988, 1993).

Wir können selbst dieses Mikro-System in Subsysteme gliedern (Rahm, Otte, Bosse und Ruhe-Hollenbach 1993, 45–55) beispielsweise Großeltern, Eltern und Kinder. Dabei kann das Subsystem ›Kinder‹ unterteilt sein in ›die Großen‹ und ›die Kleinen‹. Diesen Subsystemen werden zur Erhaltung des Systemganzen arbeitsteilige Subsysteme und Funktionen zugeordnet, zum Beispiel Geldverdienen, das System ›Haus‹ zu erhalten, es nach außen zu repräsentieren usw. Die Arbeitsteilung regelt auf diese Weise die Beziehungen zwischen den Subsystemen untereinander.

Als System ist die Familie von seiner Umgebung unterschieden, das heißt nach außen durch eine Membran abgegrenzt, wenn auch gleichzeitig in sie eingebunden. Sie steht mit anderen Mikro-Systemen im ›Re-entry‹-Austausch, und sie ist demnach nicht ein geschlossenes, sondern ein offenes System. Sie kann sich freilich isolieren, sich in die Wohnwelt zurückziehen, aber dann erfüllt sie nicht ihren Zweck. Die Membran trennt und vereinigt somit zugleich. Im Zustand der Trennung ist die Familie selbstreferenziell, im Zustand der Vereinigung interpenetrierend (Interpenetration ist der wechselseitig sich durchdringende, intime Austausch zwischen Systemen).

Die Familie als interpenetrierendes System korrespondiert mit der Umwelt. Kleine Netze wie Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaften lassen die Familienglieder das System Familie transzendieren, sodass es durch Austausch wächst. Interpenetration ist vor allem wichtig, um die Kinder auf die Außenwelt vorzubereiten.

Sodann ist die Familie ein selbstreferenzielles System (Luhmann 1984). Sie reflektiert, organisiert und beobachtet sich selbst. Durch diese multiple Konstitution von Dialog, Konversation, Kommunikation und Inter-Agieren konstituieren sich die biologischen Individuen zur Familie. Dadurch wirkt die Familie wie ein geschlossenes System. Sie entwickelt eine Familienkultur, durch die sie Individualität und Gruppen-Subjektivität erhält. Allerdings ist Selbstreferenz paradox: Während sie das System zustande bringt, transzendiert sie es zugleich. Damit erhält sie zugleich den autopoietischen Charakter.

Autopoiese (Maturana und Valera 1982, 1987) bedeutet, dass das System Familie sich einerseits selbst hervorbringt und konstituiert, sich als System erhält, sich konstruktiv entwickelt (wenn auch mit chaotischen Zwischenphasen), aber auch zugleich durch strukturelle Koppelung auf andere Systeme einwirkt, sie verändert zu seinen Gunsten (oder im Akt der Liebe zum Fremd-Nutzen), wodurch es wiederum selbst verändert wird. Interpenetration ermöglicht Durchdringung, die gegenseitig gegeben wird. Bei einseitigem Eindringen ins andere System (etwa bei Machtverhältnissen) kann man beobachten, dass das Verhalten des durchdrungenen, beeinflusst

Systems primär fremdbestimmt wird, das eindringende System hingegen sekundär von dem System, das durchdringend beeinflusst ist, mitbestimmt wird. Bei Interpenetration hingegen wirkt partnerschaftlich ko-respondierend und ko-agierend das beeinflusste, durchdrungene System systembildend auf das aktiv beeinflussende System zurück, wodurch es wächst. Das System Familie bedarf solcher Alltagsrealitäten, wie Verwandtschaft, Nachbarschaft, gute Arbeits- und Freizeitverhältnisse, Bildungsgenuss, Politik- und Gesellschaftsinteresse usw.

Allerdings ist Komplexitätssteigerung nur möglich, wenn auch die anderen Systeme autopoietisch sind. So ist Interpenetration ein Verhältnis von autopoietischen Systemen, die sich gegenseitig zu Wachstum und Komplexitätssteigerung anregen. In allen offenen, selbstreferenziellen und autopoietischen Systemen spielt die Zeit eine große Rolle (Luhmann 1984). Ein System bleibt nicht, wie es ist. Es gibt Veränderungen. Systeme können komplexer werden durch strukturelle Koppelung mit anderen Systemen oder durch Entropie zerfallen. Wachsende Systeme sind zeitsynchron, das heißt Zeit-parallel. Allerdings sind komplexe Systeme, auch solche Mikro-Systeme wie die Familie, in der Regel Zeit-asynchron. Sie müssen durch Selbstreferenz und Reflexivität sowie durch Selektionsprozesse Zeitsynchronizität herstellen. Vor allem kann innerhalb des Systems Familie die Zeitsynchronizität der Kinder mit der Zeitasynchronizität der Eltern kollidieren. Es ist offenkundig, dass die Temporalität, die Anpassung an die Irreversibilität der Zeit und die Zeitsynchronizität von der Elterngeneration geleistet werden muss.

Zudem verändern sich die Personen im Familiensystem. Die Eltern werden Senioren; die Kinder wachsen heran von Kindern zu Jugendlichen und selber zu Erwachsenen, die wiederum eine Familie gründen und Kinder bekommen. Dies verändert kontinuierlich die Kommunikationsmuster und Handlungsformen.

Jedes System bedarf auch einer Wertefundierung, denn eine Systemkultur tritt in Erscheinung in einem Ausdruck sinngebender und sinnstiftender Bedeutung durch Kommunikation (Probst 1987). Für das System Familie bedeutet dies, dass alle Familienmitglieder für ihre Kommunikationen und Interaktionen einen Vorrat materialer, das heißt inhaltlich beschriebener Werte durch Übereinkunft besitzen.

Aber welche Werte sollen gewählt werden? Kant stellte die Autonomie des Menschen in den Mittelpunkt und forderte eine autonome, allgemeingültige Ethik. Diese kann nur formal sein: Stelle deine autonomen Werte so auf, dass eine allgemeingültige Gesetzgebung sich daran anschließen kann. Aber Menschen wollen wissen, was sie tun sollen. Darum fügte Kant der Formalethik eine materiale Wertethik hinzu. Formalethiken bringen in der Regel Sekundärtugenden hervor. So produzierte die Formalethik Kants die Pflicht- und Akzeptanzwerte Pflicht, Fleiß, Sauberkeit, Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Genauigkeit, Anpassung, Gehorsam. Allerdings, so bemerken wir, schlägt die Autonomie der Kant'schen Formalethik um in die Heteronomie der Sekundärwerte.

Heteronomie verschlingt die zuvörderst postulierte Autonomie. Noch heute gelten solche Sekundärwerte als verpflichtend für familiäre Systeme. Die junge Generation wird mit Sekundärwerten heteronom sozialisiert, wobei die Jugend die neuen Werte in der Schule und der Peergroup kennenlernt: Selbstentfaltung, Lebensfreude, Einfühlsamkeit und Sozialität.

Das Problem der materialen Wertethik ist, dass die gesellschaftlich geforderten Werte zufällig und nicht allgemeingültig sind. Jeder kann eine eigene Wertkonstellation schaffen und begründen. Daher sei an dieser Stelle ein Wertekosmos vorgeschlagen, der vom Vordenker des Christentums, Paulus von Tarsus, gelehrt wurde (Brief an die Galater 5,22; Brief an die Epheser 5,9.19.20):

(1) Liebe, die sich hingibt und im Handeln und zugunsten des anderen in ihm immer höhere Werte aufsteigen lässt.

(2) Freude, die beschwingt und ein heiteres Familiensystem erzeugt. Harmonie schafft Ausgleich zwischen den Antagonismen und Konflikten im System Familie und ermöglicht Versöhnung.

(3) Ausdauer, der Wert der Perseveration, stabilisiert das System und gibt ihm Konstanz; sie versöhnt die Spannung von Struktur und Prozess, von Auflösung und Reproduktion des Systems.

(4) Freundesgesinnung bindet alle Familienmitglieder ein in ein freundliches Band, das alle Feindschaften ausschließt.

(5) Vertrauen ermöglicht eine Grundbefindlichkeit in der Welt sowie in Beziehungen und Interaktionen sich und anderen zuzutrauen, vertrauensvoll zu sein.

(6) Friedentüften stellt immer neu Harmonien gegen die Entropie auf, die als eine Zeitfunktion Strukturen und Systeme zerfallen lässt.

(7) Selbstbeherrschung korrespondiert mit Toleranz, Freiheit und Verantwortung und ermöglicht die Harmonie des Systems.

(8) Hoffnung als eine ›amor futuri‹ vereinigt Vergangenheit und Zukunft und schafft auf diese Weise den Sicherheits-Unsicherheits-Ausgleich; sie ermöglicht uns, die Unsicherheit des Noch-nicht zu ertragen und die Möglichkeiten unserer Handlungserwartung erwartbar zu machen.

(9) Wahrhaftigkeit schließt die Wahrheit wahrer Objekte ein, die Wahrheit des Diskurses und die Wahrheit meiner Existenz; sie schafft im System Familie Verlässlichkeit.

(10) Optimismus und Fröhlichkeit machen es zu einer ermutigenden und heiteren Lebenswelt von liebevoller Leichtigkeit.

Diese Werte sind ausnahmslos Primärwerte und ermöglichen das Wachstum des Systems Familie.

Schließlich steht das System Familie in der Spannung zwischen heilendem Netz und Ko-Pathologien. Die Familie, so sagten wir, ist als System ein Netzwerk von kommunikativem Handeln. Dieses Kommunikations- und Handlungsnetz kann libidinös besetzt sein. In diesem Fall ist die Familie ein heilendes Netz. Sie erfüllt ihre Funktion als Vertrauenswelt, in der Mitglieder stabile, kontinuierliche Solidarität erfahren; sie ist Liebesreservoir, Liebesspeicher und Liebesquelle und vermittelt als solche Wärme, Geborgenheit, Schutz und selbstlose Hilfe. Schließlich ist sie auch

Wirtschaftsgemeinschaft, die Sicherheit und Rückversicherung schenkt. So entstehen lebenslange Eltern-Kind-Symbiosen und Geschwisterdyaden, die einen Kosmos von Verlässlichkeit schaffen.

Andererseits kann das Beziehungsnetzwerk auch aggressiv besetzt sein. Die Kommunikation ist vergiftet oder sie erlischt. Vor allem werden alle Symbiosen zu parasitären Verhältnissen: Die anderen Familienmitglieder werden mittelhaft benutzt, um die eigene narzisstische Verselbstung zu unterhalten, woraus Desintegrationsverhältnisse erwachsen. Daraus entsteht die Genese von Ko-Pathologien.

Horst-Eberhard Richter (1969) hat nachgewiesen, dass Kinder im Alter von etwa 6 bis 14 Jahren durch Imitation, Identifikation und Introjektion Elternneurosen internalisieren können. Eltern übertragen eine Konfliktsituation aus früherer Zeit auf das Kind; erwarten, dass das Kind bei der Konfliktbewältigung hilft; schreiben ihm die Rolle als erlösendes Wunderkind oder als schuldentlastenden Sündenbock zu. Vor allem verwechseln sie das Kind mit einem gegenwärtigen oder vergangenen Partner oder mit sich selbst. Folgende typische traumatische Rollen arbeitet Richter heraus:

- Das Kind als Substitut für eine Elternfigur. In diesem Fall werden ursprünglich den eigenen Eltern zugewandte Impulse auf das Kind übertragen. Es erfolgt eine Generationsumkehr: Positive oder negative Gefühlseinstellungen gegenüber den eigenen Eltern werden von den Eltern auf ihre Kinder übertragen. So sollen Kinder Beruf, Lebensweise, Anschauungen oder Gewohnheiten der Großeltern übernehmen. Oder im Gegensatz dazu überträgt ein auf seinen Sohn eifersüchtiger Vater seine eigenen eifersüchtigen Regungen auf den eigenen Vater auf den Sohn. Oder eine Mutter erwartet von ihrem Sohn jene Liebe und Dankbarkeit, die sie von den eigenen Eltern nicht erfahren hat.
- Das Kind als Gattensubstitut. Vor allem wenn ein Elternteil nicht vorhanden oder die Ehe der Eltern gestört ist, wählt sich die Mutter den Sohn und der Vater die Tochter als Gattensubstitut, was zu inzestösen Verhältnissen führen kann.
- Das Kind als Substitut für eine Geschwisterfigur. In diesem Fall werden unerledigte Geschwisterrivalitäten der Eltern auf das Kind übertragen.
- Das Kind als Abbild schlechthin. Vor allem narzisstisch orientierte Eltern werden von den Kindern das erwarten, was sie selbst sind. Von den Kindern wird gefordert, dass sie das Elternbild genau reproduzieren, einschließlich ihrer Abwehrorganismen, Verleugnungen, Welteinstellungen, Lebensstile, kurz: ihrer Neurosen. Das Kind soll eine Kopie des jeweiligen Elternteils sein.
- Das Kind als Substitut des idealen Selbst. Einerseits ist es natürlich, dass Eltern wünschen, dass das Kind die Wirklichkeit besser bewältigt als sie selbst und dass es sozial aufsteigt. Aber es kann auch sein, dass nur das am Kind geliebt wird, was es am ungelebten elterlichen Leben lebt. Das Kind soll so sein, wie Vater oder Mutter hätten werden wollen. Das Kind dient in dieser Rolle der

Schuldentlastung oder der Verwirklichung des Ideal-Ichs der Eltern.

- Das Kind als Substitut der negativen Identität. Eltern können nicht nur im Kind suchen, was sie sein wollen, sondern auch das, was sie in sich selbst ablehnen. In diesem Falle projizieren Eltern abgelehnte, verdrängte inferiore Persönlichkeitsanteile, ihre negative Identität, auf das Kind. Es wird zum Sündenbock, der die Schuld der Eltern tragen und sühnen soll, und sei es um den Preis des Lebensopfers. Unglück, Versagen, ja, sogar Kriminalität des Kindes werden geradezu begrüßt, weil es die negativen Teile des elterlichen Über-Ichs entlastet und sühnt.
- Das Kind als umstrittener Bundesgenosse. Die Position des Kindes ist gespalten zwischen Vater und Mutter. Es muss die beidseitigen Rollenansprüche decken. Dabei kann es dazu kommen, dass sich schädliche Aspekte addieren; dass bei widersprüchlichen Rollenansprüchen das Kind die Konflikte des einen Elternteils assimiliert und die des anderen Elternteils verstärkt; dass das Kind zum Bundesgenossen des einen Elternteils wird und zum anderen feindselige Gefühle entwickelt; dass es unstedt zwischen den Ansprüchen beider Elternteile hin- und hergerissen wird.

In allen diesen Fällen gelingt es dem Kind nicht, ein eigenes Selbst zu entwickeln. Es ist immer nur der lichte oder dunkle Schatten der Eltern. Vor einigen Jahren hat Thea Bauriedl (1994) in ihrer beziehungstheoretischen Familientheorie darauf aufmerksam gemacht, dass Kinder nicht nur für sich allein leben, sondern in familiären Beziehungsstrukturen, durch die sie immer zugleich auch für die Eltern leben. Dabei kann es zu jenen Ko-Pathologien kommen, die Horst-Eberhard Richter schon beschrieben hat: In allen Familien bestehen ›Vertikale Ehen‹, das bedeutet, dass die Kinder für Vater und Mutter das ersetzen, was sie voneinander nicht bekommen. Die Kinder müssen die unbefriedigten Wünsche der Eltern besser erfüllen als der jeweilige Ehepartner. Dies führt zu unlöslichen Bindungen der Kinder an die Eltern, aber auch der Eltern an die Kinder. Solche Doppelbindungen sind Verklammerungen, die in der Adoleszenz dazu führen, dass Eltern und Kinder gegeneinander kämpfen, um diese Beziehungsstruktur aufrechtzuerhalten und sie gleichzeitig zu lösen.

Eine andere Form der Ko-Pathologie wird durch die Ko-Abhängigkeit beschrieben. Besonders Frauen von alkoholkranken Männern entwickeln kein eigenes Selbst, sondern definieren sich durch die Krankheit ihres Mannes. Selbstverlust und heteronome Selbstdefinition führen dazu, dass der helfende Teil selbst eine Hilfe-Krankheit entwickelt. Ko-Pathologien im Sinne der Ko-Abhängigkeit lassen sich mannigfach finden. Meist sind es Frauen, die durch ihre soziale Passiv-Rolle das Mitleiden pathologisieren zum Mit-Leiden. So opfern alleinerziehende Mütter ihr Lebensglück dem Kind. Immer also, wenn der Helfer, verschlungen von seiner Leidenschaft zu helfen, seine Selbstwerdung versäumt, pathologisiert er.

## **Welche Schlussfolgerungen ergeben sich aus der Systemanalyse?**

(1) *Kommunikation wiederherstellen.* Viele Familien sind kommunikationsarm. Wo nicht kommuniziert wird, treten ubiquitäre Aggressionen auf. Nicht reden, sondern laut schimpfen und schlagen ist dann die Konsequenz. Besonders in den neuen Bundesländern wird eine mangelnde Streitkultur beklagt (Frühauf 1994, 515). Eine gesunde Familie weiß um die Grundregeln der Kommunikation: Wertschätzung, Echtheit, Kongruenz, Verständnis aufseiten des Beraters, Offenheit und Vertrauen aufseiten des Ratsuchenden, aktives Zuhören, Reden in der Ich-Form, niederlagelose Konfliktlösung als Mittel der Kommunikation sind bekannt: Paul Watzlawick, Carl Rogers, Thomas Gordon, um nur einige bekannte Vertreter der humanen Therapie zu nennen, haben die Regeln menschlicher Kommunikation entwickelt. Das Ziel ist das, was Jürgen Habermas (1984) herrschaftsfreien Diskurs nennt.

(2) *Selbstreflexion in die Familie einführen.* Familien bedürfen der Selbstreflexion. Rudolf Dreikurs führte dafür die Familienkonferenz ein, die er Familienrat nannte (Dreikurs 1990). Die Familie trifft sich einmal in der Woche zu einem festen Zeitpunkt, damit jedes Familienmitglied Probleme, Konflikte, Freuden und Pläne mitteilen kann, gemeinsam Konflikte gelöst, Aufgaben verteilt und Pläne für die Zukunft entwickelt werden, wodurch sich die Familie als System stabilisiert. Die Familienkonferenz kann aber auch informell sein. Auf Spaziergängen, beim gemütlichen Beisammensein, beim Zubettgehen kann informell die Funktion der Familienkonferenz erfüllt werden.

Selbstreferenziell ist nicht nur die Familie; sondern jedes Mitglied der Familie bedarf der Selbstreferenz, besonders der Jugendliche. Wenn die drei Säulen der kindlichen Reifung Familie, Schule und Freizeitwelt ihre Funktion erfüllen sollen, ist Selbstreferenz nötig. Sie fordert heraus zur Identitätsfindung. Identität lässt sich definieren als ein Gefühl von Kontinuität und Gleichbleiben und als eine Integration aller Kindheits-Identifikationen (Erikson 1974, 255–258). Sie ist ein Gefühl des ›Ich-Selber‹, durch das ich mich sehe, fühle, bewerte, vergleiche, Entwürfe von mir mache, Rollen übernehme und zugleich die Akzeptanz, dass ich von anderen gesehen werde, die auf mich reagieren, mich bewerten, vergleichen, Entwürfe von mir machen und mir Rollen zuschreiben. Identitätsein bedeutet somit immer, Subjekt und Objekt zugleich zu sein. Identität realisiert sich in fünf Lebensbereichen (Rahm, Otte, Bosse und Ruhe-Hollenbach 1993, 145f.): Leiblichkeit, soziales Netzwerk, Arbeit und Leistung, materielle Sicherheit und Wertewelt. Identität finde ich, wenn ich in allen fünf Lebensbereichen Orientierung, Sinn und Kompetenz erlange. Identitätsfindung ist für alle Lebensalter in der Familie bedeutsam: Für Kinder die Frühform von Identität, in der Jugend Identitätssuche und -findung, im Alter wachsende Identität. Sie bedeutet (ebd.):

- Leiblichkeit. Sie stellt die Notwendigkeit dar, eine gesunde, ganzheitliche Lebensweise zu entwickeln, wie Vollwerternährung, verantwortlicher Umgang mit Genussmitteln, positive

Einstellung zur eigenen Leiblichkeit erlernen, durch altersgemäßen, konstitutionsorientierten Sport sowie sexuelle Reife, wodurch eine positive Einstellung zum Leib-Selbst (Noack 2007a, 39f.) gebildet wird. Die Grundfunktionen des Leib-Selbst müssen also trainiert werden, damit die Kontakt- und Integrationsfunktionen des Leibes befähigt werden.

- Soziales Netzwerk: Identität wird gewonnen durch Rezeptivität und kreative Verarbeitung des Aufgenommenen. Das geschieht durch Selbstspiegelung im Du und durch Selbsthingabe ans Du. Darum ist es wichtig, dass sowohl das System Familie wie jedes Mitglied dieses Systems kommuniziert und gemeinsam handelt mit anderen Menschen. Dies geschieht durch Verwandtschaftspflege, Freundschaften, Nachbarschaften, Freizeitfreundschaften, Arbeitskollegialitäten usw., wodurch sich soziale Netzwerke bilden.
- Arbeit und Leistung. Jeder Mensch braucht das Gefühl, nötig, gebraucht und für die Allgemeinheit nützlich zu sein. Der Selbst-Wert hängt ab vom Berufsstatus, den Karrierechancen, Berufszufriedenheit und beruflicher Anerkennung sowie von einem harmonischen Verhältnis von Arbeit und Freizeit.
- Materielle Sicherheit. Die innere Sicherheit und Zufriedenheit des Selbst korrespondiert interdependent mit der materiellen Situation. Die materielle Sicherheit ist relativ zum gewählten Lebensstandard, Konsumverhalten und Vergleich mit anderen Standards. Darum ist es wichtig, dass alle Familienmitglieder materielle Sofortwünsche an die Realität angleichen durch Einüben von Verhaltensmustern aufschiebender Belohnung (>deferred gratification patterns<).
- Werte und Normen. Die Ich-Identität erhält Konstanz und Gestalt durch Werte und Normen. Es ist darum notwendig, ganz bewusst Werte zu vermitteln, die familienkonstitutiv sind, wie Realitätssinn, Lebenskonsequenz, Bereitschaft zur Leistung für das Familienganze, Verantwortung, Hingabefähigkeit und Optimismus.

(3) *Gemeinsam handeln*. Durch den wechselseitigen Austausch zwischen allen Familienmitgliedern entsteht eine Familienkultur. Dies geschieht durch solch praktische Handlungen wie gemeinsames Lesen, Musizieren oder Musik hören, Wandern, Basteln, Theater- und Konzertbesuch, Reisen, Diskutieren, Engagements familialen gemeinsamen Handelns usw. Die Familie als autopoietisches System schafft eine Gemeinschaftskultur, die selbstreflektorisch ist, aber auch mit anderen Familiensystemen in wechselseitiger Beziehung steht: Verwandtschaft, Nachbarschaft, Arbeitsplatz- und Freizeitkontakte, Freundschaften, gesellschaftliches Handeln usw. Außenkontakte als strukturelle Koppelung mit anderen sozialen Systemen gehören zur Familienkultur konstitutiv dazu.

(4) *Zeitsynchronizität herstellen*. Wir haben bereits gesehen, dass das System Familie zeitasynchrone Spannungen aufweist. Während die ältere Generation meist vergangenheitsorientiert ist und den

Status quo stabilisiert, lebt die junge Generation hingegen überwiegend zeitsynchron (obgleich Kinder von Traditionalisten oft noch traditionalistischer sind als die Eltern). Die Aufgabe der Elterngeneration ist es, die generative Kluft zu überbrücken und Zeitsynchronizität in ihrer persönlichen Lebenswelt herzustellen. Meist allerdings beobachten wir den Versuch der jüngeren Generation, die Eltern in die Zeitsynchronizität hinüberzuziehen, ein Versuch, der glücken, aber auch scheitern kann.

(5) *Wertekonsens schaffen*. Die Wertewelt setzt sich zusammen aus dem bewussten Ich, dem Gewissen (Über-Ich), dem Wertesystem und dem Ich-Ideal. Das Ich hat die Aufgabe, das Über-Ich, die Triebwelt und die Realität miteinander in Harmonie zu bringen. Es bewirkt, dass das Über-Ich nicht straft, sondern lediglich die Werte anbietet. Die Triebe beherrscht es, indem es entweder Triebbefriedigung erlaubt, die Befriedigung zeitlich verschiebt oder sie verbietet. Vor allem übt es die Realitätsprüfung aus, indem es entscheidet, ob die Wahrnehmungen realitätsgerecht sind oder unreal.

Ohne ein intaktes Gewissen scheint Ethik nicht möglich zu sein, da es gleichsam das Reservoir der Werte darstellt. Erwin Ringel und Alfred Kirchmayr (1993, 92f.) zeigen, dass ein krankes Über-Ich starr, streng oder eng sein kann (oder alles zugleich); das Gewissen ist in diesem Falle sozusagen ein starres, statisches System von lebensfremden Werten. Ebenso krank ist allerdings ein zu schwach ausgebildetes Über-Ich, das gleichsam leer ist und die Person durch Orientierungslosigkeit psychisch verwahrlosen lässt. Das gesunde Gewissen hingegen straft nicht, sondern es urteilt über Gut und Böse. Es steht in Harmonie mit dem Ich, der Triebwelt (Es), und vermittelt dem Menschen durch Leben fördernde Werte Verhaltenssicherheit und Lebensfreude.

Das Ich-Ideal schließlich entscheidet darüber, wie stark eine Person werteorientiert und wertetragend ist. Träger des Ich-Ideals ist das Ideal-Ich, das genauso wie das Über-Ich während der Sozialisation durch Internalisierung und Introjektion entsteht, aber nicht Normen und Werte, sondern Ideal-Wünsche und Ideale internalisiert; und sie wirken darum fördernd und stimulierend. Schädlich, so Piet C. Kuiper (1968, 38–53), sind ein zu hohes Ich-Ideal, das durch Kränkung entsteht (Größenfantasien sollen die Kränkung ungeschehen machen), oder ein zu niedriges Ich-Ideal, wodurch sich die Person nicht aus den Minderwertigkeits- und Inferioritätsgefühlen erheben kann.

Schädlich ist es auch, wenn ein Kind mit fremdgesteuerten oder gar gegensätzlichen Idealen aufwächst. Dies geschieht vor allem dann, wenn unterschiedliche Elternbilder oder sich ausschließende Kulturen internalisiert werden oder auch Familienwerte und gesellschaftliche Werte kollidieren.

(6) *Wechselseitigen Austausch herstellen.* Kleine, enge Wohnungen sowie durch Straßen zerschnittene und eingegrenzte Kinder-Biotope isolieren das Kind und verweisen es an die Als-ob-Welten der toten Dinge: Medien, technisches und fertiges Spielzeug usw. Dadurch werden die Kinder nicht vorbereitet auf die soziale Öffentlichkeit und die Lebensrealität. Darum ist es wichtig, Freundschaften zu bilden und die Natur zu erleben. Genauso wie die Eltern Familienfreundschaften brauchen, bedürfen die Kinder verlässlicher Kinderfreundschaften. Die Kinder müssen ihre Freunde in ein offenes Haus einladen können. Familien, die im wechselseitigen, kreativen Austausch mit den anderen Lebenswelten stehen, verhindern das Abgleiten der Kinder in Drogenkonsum und kriminelle Nischen.

**Bindung** schließlich ist es, welche die Familie zusammenhält sowie die Bindungen an die Verwandtschaft, die Nachbarschaft, die Wohngemeinde und die politische Gesellschaft herstellt. Bindungen sind sogar die Lebensbasis für den Einzelnen und die Familie (Noack 2012b, 242–249).

Der Mensch ist bald nach seiner Zeugung ein transzendentes Subjekt, das heißt eine immer vor allen anderen sich selbst gegebene Person. Durch die Intentionalität überschreitet er seine Selbst-Welt und geht Beziehungen und Bindungen zur Mit-Welt und Um-Welt ein (Noack 2007a, 87–89). Diese Bindungen sind vielfältig, wie unsere Darstellung zeigen soll.

Am stärksten sind die Bindungen in der Familie und hier zunächst zwischen den Paaren, die Bindung zwischen Mann und Frau. Im Zentrum der Paar-Bindung steht die Liebe (Luhmann 1997, 344–347). Sie ist der Code des Ehepaars wie auch des Familiensystems. Sie grenzt eine intime von einer nicht-intimen Kommunikation ab. Liebe ist nicht ein Gefühl, sondern eine besondere Form der Kommunikation, die es ermöglicht, Gefühle auszudrücken oder sie auch zu unterdrücken (zum Beispiel wenn sie verletzen). Mit der Liebe ist zugleich eine besondere Zuweisung von Eigenschaften verbunden. Weil der eine geliebt wird, löst dies im Geliebten eine Handlung aus: Er liebt zurück. Das geht so weit, dass der Liebende die Erwartungen des anderen vorwegnimmt. Dies ist möglich durch die gegenseitige Vertrautheit. Daran sind Liebende zu erkennen. Die Bindungen zwischen Ehepaaren sind also die engsten, weil sie liebende, sexuelle und erotische Bindungen sind; es sind die Alltagsbindungen aller Gemeinsamkeiten. Während Frau und Mann beide eigene, sich selbst gestaltende und entwickelnde Personen bleiben, verbinden sie sich in der gegenseitigen Perspektivübernahme und in den liebenden Zuschreibungen zu einer lebenslangen Liebesgemeinschaft.

Fast ebenso stark sind die Eltern-Kind-Bindungen. Die früheste elterliche Bindung ist die zwischen Mutter und Kind (Hidas und Raffai 2006). Schon der Embryo erlebt ab der 8. Woche Wahrnehmungen durch die Haut. In der 18. Schwangerschaftswoche beginnt das Hören, das im 6. Monat voll entwickelt ist. Der Fötus hört instinktiv, was Vater und Mutter zu ihm sprechen. Ab dem

5. Monat kann der Fötus auf Schwingungen und starke Bewegungen reagieren. Ab 12 Wochen beginnt das Ungeborene zu schlucken und kann dies ab der 15. Woche schmecken. Mit 4 Monaten funktionieren die Bewegungen der Muskeln, Sehnen und Gelenke. Die früheste Umwelt des Kindes ist naturgemäß der Uterus der Mutter, eine Wasserwelt, ein Lebensraum, der Nahrung, Schutz und Wechselwirkung mit der Mutter bietet. Aber die Bauchdecke der Mutter ist durchlässig, sodass der Fötus Wahrnehmungen von außen hat. So hört er auch die Sprache des Vaters (tiefe Tonlage), die sich von der hohen Tonlage der Mutter unterscheidet, und stellt die ersten Bindungen zu ihm her. Allerdings ist die Bindung durch die Nabelschnur die engste Beziehung zur Mutter. Diese bildet durch Hormone und Botenstoffe die Verbindung. Dadurch wird das ungeborene Kind ein Teil des mütterlichen Gefühlslebens. Auf diese Weise wächst eine enge Bindung, indem das Ungeborene unbewusst und bewusst mit der Mutter kommuniziert. So entsteht die erste und lebensentscheidende Bindung zwischen Kind und Mutter. Auch Informationen der Außenwelt werden vom Gehirn des Fötus verarbeitet (Hüther 2010). Dadurch kann sich das Neugeborene orientieren, obwohl es aus einer Wasserwelt in eine Luftwelt mit Lungenatmung überwechselt.

Wenn das Baby geboren wird, folgen drei Phasen, in der die Mutter die Bindung räumlich herstellt (Bruschweiler-Stern 2007, 221f.). Zuerst sorgt sich die Mutter, ob es dem Kind auch gut geht. Dann will sie wissen, ob das Kind gesund ist. Schließlich betrachtet sie das Kind als eigenständige Person, beobachtet sein Verhalten und sieht es liebevoll an. So setzen sich die Bindungen aus der pränatalen Phase fort. Der Vater wird, wenn er sein Neugeborenes anschaut, zusätzlich auf dieses geprägt.

Allerdings gibt es unterschiedliche Bindungsqualitäten, je nachdem, ob Mutter und Vater verfügbare, verlässliche und Schutz bietende Personen sind, die das Gefühl von Liebe und Sicherheit vermitteln. Zwischen Eltern und Kind besteht eine Wechselseitigkeit in einer Atmosphäre von Wärme, Liebe, Gelassenheit, Sicherheit und Wertschätzung. In dieser Weltvertrautheit wächst es in seiner Gefühlswelt, seinem Denken und in seinem Sozialverhalten. Solch eine Weltvertrautheit ist die Basis für ein ganzes Leben.

Nicht immer ist die Bindung zwischen Eltern und Kindern von gleicher Qualität. Es lassen sich vier unterschiedliche Bindungsqualitäten unterscheiden (Holmes 2002, 128; Hochfilzer 2008, 9f.; Schleiffer 2009, 40–42).

- Die sichere Bindung. Zwar erlebt das Kind Trennungsschmerz, wenn die Bindungsperson das Kind verlässt; doch erwartet es, dass sie wiederkommt, und es lässt sich trösten. Das Welterkundungsverhalten setzt es fort. Es sieht die Eltern als sichere Lebensbasis an, aufgrund derer es ohne Angst die Welt um sich her entdeckt.
- Die unsicher-vermeidende Bindung. Weil die notwendigen Bedürfnisse des Kindes nicht genügend beachtet werden, fühlt sich das Kind unsicher. Die Kinder haben keine Frustrationstoleranz

erworben und darum nicht gelernt, dass die Eltern nicht immer anwesend sein können, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Besonders entsteht solch ein Verhalten, wenn vor allem die Mutter die Bindungsbedürfnisse des Kindes zurückweist. Das Kind entwickelt darum Gleichgültigkeitsverhalten. Es ist nicht beunruhigt, wenn die Bindungsperson es verlässt; bei deren Wiederkehr reagiert es teilnahmslos. Vielmehr wendet sich das Kind leblosen Dingen zu, wie Spielsachen, Gegenständen usw.

- Die unsicher-ambivalente Bindung. In dieser Bindung sucht das Kind einerseits seine Eltern oder andere Bindungspersonen, gleichzeitig jedoch erlebt das Kind diese Nähe als ablehnend; und es verzweifelt. Um die Aufmerksamkeit der Eltern zu erlangen, macht das Kind große Anstrengungen, und zwar so sehr, dass es sein Welterkundungsverhalten einschränkt oder sogar aufgibt.
- Die desorganisiert/desorientiert-unsichere Bindung. Wenn das Kind vernachlässigt wird, Gewalt erfährt oder sogar missbraucht wird, bildet sich eine Angst vor der/den Bindungsperson/en heraus. Das Kind ist unsicher, ob es die Nähe der Eltern suchen oder eher vermeiden sollte. Wird es von ihnen getrennt, zeigt das Kind keine Beunruhigung. Vielmehr wendet es sich ausschließlich der leblosen Welt zu, den Dingen und Sachen. Es zeigt oft einen unbelebten, starren, tranceähnlichen Gesichtsausdruck, besonders in der Nähe der Bindungspersonen.

Kinder brauchen Liebe, Annahme, Achtung, Wert und Würde, Gleichwertigkeit, Sicherheit. Sie müssen Für-Sorge und Um-Sorgtsein erleben, um sichere Bindung, Selbstsein, Mitmenschlichkeit und Weltvertrautheit zu erwerben. Geschieht das nicht, treten Bindungsstörungen auf. Diese können vielfältige Ursachen haben. Es sind traumatische Erfahrungen, die im Säuglingsalter beginnen und über lange Zeit anhalten können. Die wichtigsten **Bindungsstörungen** sind folgende:

**Mutterentbehrung** (Bowlby 2005, 11f.). Das Kind muss die mütterliche Fürsorge entbehren, oder die Betreuungspersonen wechseln ständig. Das bedeutet, dass zum Beispiel Großmütter ein Mutterersatz sein können, wenn sie konstante Bezugspersonen sind. In dem Fall sprechen wir von partieller Deprivation. Das Kind empfängt zwar Versorgung und emotionale und sichere Zuwendung, aber es ist eben doch nicht die Mutter. Die Folgen können Ängste sein, Suchtverhalten, starke Liebesansprüche, Schuldgefühle, Hass, Aggressivität oder auch Depression. Haben dagegen Kinder überhaupt keine Mutter oder Ersatzmutter, weil sie beispielsweise in Kinderheimen aufwachsen mit wechselnden Bezugspersonen, dann handelt es sich um die totale Deprivation. Dies beeinflusst den ganzen Habitus des Menschen; seine sozialen Beziehungen werden beschädigt.

**Vernachlässigung** (Böttcher 2011, 16; Noack 2003b, 171–179). Vernachlässigung bedeutet nicht nur, dass Kinder nicht versorgt werden, sondern dass sie emotionale und soziale Kälte und Ablehnung erfahren. Dies betrifft etwa 5 bis 10 Prozent der Kinder in Deutschland. Die Folgen können körperliche und seelische Störungen und Verletzungen sein, Depression oder gar

Delinquenz. Vor allem werden Vernachlässigungserfahrungen intergenerativ weitergegeben.

**Missbrauch und Gewalt** (Böttcher 2011, 16–18; Noack 2003b, 171–179). Die Gewalttäter können Erzieher, nahestehende Verwandte oder Bekannte oder Fremde sein. Sind es der Vater und die Mutter, die die Nähe, Vertrautheit und den Schutz missbrauchen, dann ist die Bindung gänzlich zerstört. Wenn die Missbrauchsperson, und besonders der Vater, mit Strafen und Drohungen arbeitet, leidet das Kind unter der Ambivalenz, den Vater zu lieben und gleichzeitig Panik, Angst, Schuldgefühle und Schmerzen zu erdulden. Wenn gar die Mutter schweigt oder sogar das Kind dem Vater gefügig macht, zerbricht auch die Mutterbindung. Die Folgen sind Beziehungsarmut, Distanzierung, Weglaufen oder aggressive Reaktionen.

Bindungsstörungen haben in den einzelnen Lebensphasen unterschiedliche Auswirkungen. Eine gelungene Bindung ist eng verknüpft mit dem Urvertrauen, der Autonomie, der Initiative (Explorationsverhalten), der Freude an der Leistung, dem Erwerb der Identität, der Intimität, der Generativität und der Ich-Integrität als sichere Bindung. Eine misslungene Bindung hingegen ist lebenslang verbunden mit Urmisstrauen, Scham und Selbstzweifel, Schuldgefühlen, Minderwertigkeitsgefühlen, Rollenkonfusion, Isolierung, Stagnation und am Lebensende mit Verzweiflung (Erikson 1974, 268).

In der Kindheit entwickelt, wie bereits angemerkt, das Kind zwischen 3 und 12 Jahren 200 Milliarden Neuronen und 200 Billionen Synapsen, doppelt so viele, wie Erwachsene sie aufweisen (Noack 2010b, 137). Darum ist das Kind außerordentlich aufnahme- und lernfähig. Zugleich ist es die sensibelste Phase für die körperliche, emotionale, kognitive und personale Entwicklung im Kindesalter. Eine liebevolle, fürsorgende und umsorgende Erziehung ermöglicht eine lebenslange Bindungsfähigkeit.

Die Familienatmosphäre der körperlichen Nähe, der Gerüche, der warmen Zuwendung, wie einander streicheln, miteinander lachen, reden, spielen, Natur erleben, shoppen gehen, Museen besuchen usw. erzeugt eine feste, dauerhafte Bindung des Kindes an die Mutter, den Vater und die Geschwister. Fehlt dies alles, erleben stattdessen Kinder Trennung, Traumata, Verluste und Deprivation, dann treten lebenslange Schäden auf. Solche sind beispielsweise erhöhte Krankheitsanfälligkeit, körperliche Entwicklungsstörungen, Schlaf- und Essstörungen, verlangsamte Entwicklung, Schulleistungsprobleme, Lernunwille, Konzentrationsschwäche, Unlustgefühle, Gefühllosigkeit, Widerstandslosigkeit, Teilnahmslosigkeit, Desinteresse, ein Wechsel von Aggression und Regression (Braun und Helmeke 2004, 287). Solche Verhaltensweisen bleiben lebenslang Charakterzüge.

In der Adoleszenzphase setzen sich die Bindungsstörungen fort, vor allem wenn sie verstärkt werden. Durch Vernachlässigung, gefühlsarme Bindung oder Liebesentzug sind die Jugendlichen unfähig, Bindungen einzugehen und eine liebende Beziehung aufzubauen. Sie sind unfähig, Liebe

zu geben und zu empfangen. So treten Störungen durch Verhaltensauffälligkeiten, Entwicklungsverzögerungen, Partnerschaftskonflikte, aber auch Depression, Phobien, Zwangsverhalten, anale und auch ödipale Störungen auf. Dadurch werden soziale Beziehungen unmöglich, oder sie werden zerstört (Göppel 2003, 193–197).

Im Erwachsenenalter zeigen sich gleiche Störungen, wenn sich die Bindungsentbehrungen fortsetzen und die Arbeit am Charakter ausbleibt. Bindungsstörungen lassen sich typisieren. Nach Britsch, Schroll und Militzki lassen sich folgende Typen von Bindungsverhalten unterscheiden (Britsch 2010, 102–110; Schroll 2007, 55–63; 145ff.; Militzki 2011, 15–23). Diese Typologie lässt sich auf alle Lebensphasen anwenden:

(1) Keine Anzeichen von Bindungsverhalten. Es gibt Kinder, die gegenüber ihren Bezugspersonen gar kein Bindungsverhalten zeigen. Bei Trennung reagieren sie kaum. Es gibt selten auch ein scheinbar prosoziales Verhalten, bei dem Kinder wahllos Bezugspersonen wählen.

(2) Undifferenziertes Bindungsverhalten. In diesem Fall differenzieren die Kinder ihre Bezugspersonen nicht. Es ist ihnen gleichgültig, ob sie diese Personen schon länger kennen oder nicht. Dies ist kein soziales Verhalten, sondern eher eine soziale Promiskuität. In Notsituationen suchen sie bei beliebigen Personen Hilfe, die aber

kaum in der Lage sind, sie zu trösten. Eine Variante des undifferenzierten Bindungsverhaltens sind selbst provozierte Unglücksfälle und Selbstverletzungen.

(3) Übersteigertes Bindungsverhalten. In diesem Fall klammern sich die Kinder exzessiv an die Bindungsperson und suchen ängstlichen Körperkontakt, und zwar dergestalt, dass sie bei Krisensituationen jegliche Exploration unterlassen. Bei Trennung, selbst bei einer kurzen, von der Bindungsperson zeigen sie ein übersteigertes Stressverhalten; sie weinen oder toben. Dies führt in der späten Kindheit dazu, dass sie Schulangst haben, weil ohne Kontakt mit der Bindungsperson für sie kein Explorationsverhalten möglich ist.

(4) Gehemmtes Bindungsverhalten. Die Kinder passen sich übermäßig an die Bindungsperson an. Wenn diese die Hilfe des Kindes in Anspruch nimmt, führt es diesen Wunsch sofort und ohne Widerspruch aus. Aber die Beziehung zur Bindungsperson ist schwach. Positive emotionale Kommunikationen finden kaum statt. Ist hingegen die Bindungsperson abwesend, können sich diese Kinder freier und offener austauschen.

(5) Aggressives Bindungsverhalten. Körperliche und verbale Aggressionen dienen dazu, die Aufmerksamkeit der Bezugsperson zu erzwingen. Diese Aggressivität zeigt sich auch außerhalb der Familie, zum Beispiel in der Schule. Tiefenpsychologisch versteckt sich hinter dieser Aggressivität die Angst, die Bindungsperson zu verlieren. Damit dies ausgeschlossen ist, wird die Bindung gar nicht erst eingegangen.

(6) Rollenumkehr (Parentifizierung). Die Kinder übernehmen die Elternrolle, indem sie sich den Eltern oder auch Geschwistern gegenüber übertrieben fürsorglich und einfühlsam verhalten. Dies absorbiert ihre Aufmerksamkeit so sehr, dass sie ein vermindertes Explorationsverhalten zeigen. Dadurch entwickelt sich ein übersteigertes Bindungsverhalten; die Kinder wollen immer in der Nähe

ihrer Bezugsperson bleiben, um für sie sorgen zu können. Dies fürsorgende Verhalten zeigt sich auch, wenn Eltern krank werden oder wenn bei Scheidung ein Elternteil, meist die Mutter, mit dem Kind zurückbleibt.

(7) Bindungsverhalten mit Suchtverhalten. Dies entsteht, wenn dem Kind, das Nähe und Körperkontakt sucht, Ersatz angeboten wird, etwa Süßigkeiten oder Geschenke. Dabei wird das eigentliche Bedürfnis nicht erfüllt. Die Ersatzbefriedigungen werden auf Objekte gelenkt oder auf orale Befriedigungen, was zu Süchten führt: Esssucht, Alkoholismus, Rauchen, Drogen. Die Bindung wird nun auf die Drogen übertragen. Die Sucht ist in diesem Falle eine verlagerte Bindungsstörung.

Zur Familie gehören auch die Geschwister, zu denen sich **Geschwisterbindungen** herausbilden. Geschwister sind Nebenbindungsfiguren, die die Eltern als Hauptbindungsfiguren ergänzen (Nowacki 2007, 60f.). Sie können die Eltern nicht ersetzen, aber sie sind immer da (im Gegensatz zu Freunden), und die Bindung an sie verstärkt die innerfamiliäre Bindung (Noack 2010 b, 143–146).

Die Bindungen zwischen Geschwistern beginnen in den ersten Monaten des Neugeborenen. In dieser Zeit reagiert die Hälfte der Kinder auf die Ankunft des Babys häufig mit negativen Verhaltensänderungen. Wenn die Mutter allerdings das Kind ermutigt, sich an der Pflege des Babys zu beteiligen und mit ihm über die Bedürfnisse, Wünsche und Gefühle des Neugeborenen spricht, erweist es sich als interessiert und liebevoll. Es stellt die ersten Bindungen zum Baby her.

Die zweite Phase der Geschwisterbeziehung ist oft durch die Geschwisterrivalität charakterisiert, die das ältere Kind gegenüber dem jüngeren zeigt. Es gibt aber auch eine Interaktion zwischen den Kindern, die positiv sein kann. Wenn das ältere Kind aufgrund seiner höheren Handlungskompetenz an das Jüngere Spielangebote macht, wird es freudig begrüßt, während gleiche Angebote des Jüngeren vom Älteren häufig ignoriert werden. Das Jüngere sucht aber die Nähe des Älteren und imitiert ihn gern.

Die dritte Phase der Geschwisterbeziehung ist durch zunehmende Konsolidierung und Unabhängigkeit von den Eltern gekennzeichnet. Zwar besteht die Rivalität fort, aber die Eltern greifen nicht mehr so häufig ein. Dadurch festigt sich die Geschwisterbeziehung. Es entsteht eine lebenslange Bindung.

Die weitere Entwicklung der Geschwisterbeziehung ist durch gleichzeitige Veränderung und Kontinuität bestimmt. Einerseits bleiben alte Geschwistererfahrungen und -bindungen bestehen, andererseits wachsen die Beziehungen von der anfänglichen Geschwisterrivalität über die Geschwisterliebe zur lebenslangen Geschwistersolidarität. Die Geschwisterbindung ermöglicht eine Ressource bei Schwierigkeiten und Lebenskrisen für ein ganzes Leben.

Die Familienbindungen sind, wenn nicht Bindungsstörungen auftauchen, die engsten überhaupt. Sie dauern ein Leben lang und sind in der Regel unzerreißbar. Sie bieten allen Familiengliedern Sicherheit, Angenommensein, Freiheit, Hilfe, Kommunikation und gemeinsames Handeln. Im

weiteren Sinne gehören auch die Verwandten zur Familie, wodurch Verwandtschaftsbindungen entstehen.

Verwandtschaftsbeziehungen (Noack 2001c, 200–202; ders. 2010b, 150f.) bringen gegenseitige Unterstützung, Rat und Hilfe und besitzen eine hohe Kontinuität. Verwandte lassen sich nicht im Wechsel der Lebensphasen austauschen wie Freunde, sondern bleiben es lebenslang. Was ermöglichen *Verwandtschaftsbindungen*?

Verwandtschaftssysteme schaffen ein Muster von sozialem Verhalten. So fördern sie Lern- und sozialen Aufstiegswillen der Heranwachsenden. Wenn in einer Verwandtschaft viele Kinder das Abitur ablegen, ist dies ein Ansporn, das gleiche zu tun. Es entstehen Freundschaftsverhältnisse zwischen Nichten, Neffen, Cousinen und Cousins, die oft für das ganze Leben bestehen und eine Quelle von Unterstützung, Rat, Sicherheit und Geborgenheit bieten. So ist Verwandtschaft ein Netzwerk von Bindungen mit vielfältigen Funktionen bei Krankheit, Lebenskrisen und sogar zur finanziellen Unterstützung. Verwandtschaft ist ebenfalls ein kognitives System, in dem geistiger und emotionaler Austausch stattfindet. Es scheint sogar so zu sein, dass Freunde und Nachbarn kurzfristige Hilfe leisten, während Verwandtschaft langfristige Unterstützung gewährt. Verwandtschaft garantiert (und das schichtenunabhängig) Zusammenhang, Dichte, Festigkeit und Beständigkeit. Mögen die Verwandtschaftsbindungen nicht so eng sein wie innerhalb des Familiensystems, so sind sie doch wichtig und dauernd. Sie sollten gepflegt werden durch Verwandtschaftstreffen, Hochzeiten, gemeinsamen Ferien usw.

Es gibt auch Bindungen, die die Familie überschreiten. Eng können *Freundschaftsbeziehungen* sein, die Geschwisterbeziehungen gleichen. Die Funktionen der Freundschaft sind vielfältig und altersspezifisch (Noack 2001c, 202; ders. 2010b, 151–153). Sie ist für den modernen Menschen so existenziell wichtig wie für Menschen früherer Zeiten, mögen auch die Verhaltensmuster sich gewandelt haben. Insbesondere die Intimität kann geringer sein als beispielsweise in der Zeit der Empfindsamkeit, der Klassik und Romantik. Dabei hat sich herausgestellt, dass Verwandtschaft und Freundschaft komplementär sind und sich gegenseitig ergänzen. Verwandten- wie Freundesbesuche sind etwa gleich häufig.

Einseitig auf Freunde ausgerichtete Familien gibt es nur wenige, während einseitige Verwandtschaftskontakte häufiger anzutreffen sind. Gleichzeitig gehören aber neben den Verwandten und Freunden auch Nachbarn, Berufskollegen und Vereinsmitglieder zu den Interaktionspartnern des modernen Menschen, sodass die These von der Isolation des Individuums in der industriellen Massengesellschaft begrenzt werden muss. Nicht zu vergessen sei, dass oft Verwandte die engsten Freundschaften bilden, wie Cousinen, Cousins, Neffen und Nichten.

Als Ressourcen der Freundschaft entfaltet Ursula Nötzoldt-Linden die Sozialität, die in Freiwilligkeit und Gleichwertigkeit besteht; Wissen, Nähe und Bindung, die das Wissen über den

andern beinhaltet, häufige und starke Nähe sucht sowie sich an den Freund/die Freundin bindet; Emotionalität durchwebt die Freundschaft mit freundlichen und guten Gefühlen. Vertrauen ermöglicht es, dem Freund auch die intimen Gedanken und Probleme mitzuteilen, weil ich auf seine Verschwiegenheit vertrauen kann. Solidarität als prosoziale Haltung bedeutet, dass ich für den anderen Sensitivität, Wertschätzung und Verantwortung entwickle. Personale und soziale Sicherheit heißt für den Freund, geschützt und geborgen zu sein und auch in Notlagen Hilfe erwarten zu dürfen; schließlich können Freunde trösten (Nötzoldt-Linden 1997, 7–11). Die Bindungsqualität zwischen Freunden ist einerseits sehr groß, andererseits ist sie nicht immer von lebenslanger Dauer. Die Bindungen sind indes, solange sie dauern, so eng wie in der Verwandtschaft.

**Bindung an Nachbarn** können sehr unterschiedlich sein Sie stehen unter einer Komplementarität von Distanz und Solidarität (Noack 2001c, 203; ders. 2010b, 153–155). Distanz beinhaltet, dass der Nachbar kein Freund ist (er kann es jedoch werden). Distanz entspricht dem Individualisierungsdruck, aber auch dem Wunsch des Individuums nach Selbstsein, Individualität, Nichteinmischung, Abgrenzung und Ruhe. Die Solidarität dagegen baut nicht auf Liebe und Freundschaft auf, sondern auf Hilfsbereitschaft. In den Mangelgesellschaften war sie funktional. Sie bedeutete die Ausleihe und den Austausch von Mangelgütern. Heute sind Helfen, Tauschen und Mitbenutzen fast überflüssig geworden, weil jeder Haushalt die notwendigen Güter selbst besitzt und der Sozialstaat die meisten Nachbarschaftsfunktionen übernommen hat. Aber nach wie vor gibt es Nachbarn, die zum Familiennetz dazugehören, die Nachbarschaftshilfe leisten und mit denen die Familie zusammenlebt. Naturgemäß sind die Bindungen an Nachbarn in der Regel gering. Aber alte Menschen beispielsweise werden oft von Nachbarn versorgt. Oder der Nachbar passt auf den Hund auf, nimmt die Post an, gießt bei Abwesenheit die Pflanzen usw.

Bindungen gibt es auch an die **Wohngemeinde und die politische Gesellschaft**. Die nachbarliche Familie ist zugleich eingebunden in die Wohngemeinde und die politische Gemeinde (Noack 2001c, 303 f.; Strohmeier 1989, 454–473). Als solche ist sie ein Mehrebenensystem. Familien sind einerseits Subsysteme, bestehend aus den Kommunikationen und Interaktionen der Familienglieder, die sich gegenseitig fördern. Andererseits sind sie Akteure eines Obersystems, nämlich der Wohngemeinde und der politischen Gemeinde. Die Wohngemeinde besteht einerseits in den materiellen Ausstattungen der Familie für den Alltag, wie Wohnung, Einrichtungsgegenstände und andere Ressourcen; andererseits in dem sozialökologischen Umfeld. Weiterhin besteht die Wohngemeinde aus den lokalen Netzwerken sozialer Beziehungen. Die politische Gemeinde hingegen stellt eine Gebietskörperschaft dar mit eigener demokratischer Legitimation und Selbstverwaltung.

Die Wohngemeinde ist oftmals die Heimat. Hier wuchs das Kind heran, hatte seine Freunde im Wohnquartier und in der Schule. Hier findet der Erwachsene Arbeit und gewinnt Arbeitskollegen. Auch die Verwandtschaft wohnt oft in der Nähe. Besonders in der kleinen Stadt und in Dörfern entstehen enge Verbindungen zur Heimat, die irrational, aber sehr stark sein können. Verstärkt

werden solche Bindungen durch die Heimatvereine und die Heimatfeste. Die Bindungen an die Heimat können eng sein.

In der politischen Gemeinde hat die Familie ihren Ort als verfassungsrechtliche Institution, wodurch sie den Schutz und die Förderung durch die Gemeinde erhält. Dies kann in Notsituationen wichtig werden. So bilden sowohl die Wohngemeinde als auch die politische Gemeinde einen wesentlichen Zusammenhang zum Familienalltag, der familialen Entwicklung und den familialen Leistungen.

Schließlich lebt jeder Mensch in einer **Gesellschaft**. Sie ist heute funktional differenziert (Luhmann 1997, 743–776). Eine Bindung an den Fürsten und sein Land, wie früher, ist nicht mehr möglich. Heute kann er sich mit unterschiedlicher Bindungsintensität an die einzelnen Teilsysteme binden, wie das politische System, das Wirtschaftssystem, das Wissenschaftssystem, das Erziehungssystem, das Rechtssystem, das Medizinsystem, das Kunstsystem, die Familien und die Religion. Vor allem die Bindung an die Religion und an den Staat sollte eine mittlere Bindung nicht überschreiten, weil Gottesstaaten und nationalistische Staaten sie missbrauchen.

Hinzu kommt, dass jeder Mensch in einer geschichtlichen Welt lebt, durch die er geprägt wird. Ergänzt wird sie durch die Sprache und Kultur. Deutsche zum Beispiel haben eine andere Geschichte als die anderen Völker; es gibt eine deutsche Kultur, aus der heraus wir leben. Wir können Bindungen herstellen zu Philosophen, Dichtern, Künstlern und so weiter, die das Leben bereichern (Noack 2012b, 240). Es versteht sich, dass Bindungen an die Makrosysteme Gesellschaft, Geschichte, Sprache und Kultur weniger persönlich sind.

Unterschiedliche Bindungsqualitäten ergeben sich auch durch die soziale Klasse und das Geschlecht. Jedoch ist eine geschichtliche, kulturelle, gesellschaftliche und politische unlösliche Bindung unabdingbar: die Bindung an die Menschenwürde und die Menschenrechte (ebd.).

So ist jeder Mensch in ein Netzwerk von Bindungen eingebettet, die ihm Sicherheit, Versorgung, Geborgenheit und Lebenszufriedenheit gewähren.

Ein weiterer wichtiger Auftrag der Familie ist es, für alle Familienmitglieder **Bildung** zu fördern. Dabei ist Bildung als Lebensbegleitung für Vater, Mutter und Kinder eine lebensbegleitende Aufgabe. Bildung zielt immer auf das Leben, und zwar auf ein gutes und richtiges Leben in der Welt. In diesem Zusammenhang ist Bildung ein sehr umfassender Begriff. Er beinhaltet alles das, was zur Lebensführung notwendig ist: Urteilsfähigkeit, Orientierung in der Gesellschaft und in der Welt, Beherrschung der Sprache, Weisheit, soziales Verhalten und verantwortliches Leben. Darum ist Bildung immer Gedankenwelt und Lebensform zugleich. Bildung ist als Bilden ein Unterrichts- und Erziehungsprozess. Gleichzeitig meint Bildung auch Gebildet-sein; es ist das Ergebnis von Bildung und Erziehung. Aber es bleibt als dynamisches Element immer erhalten.

Bildung ist nie abgeschlossen, sondern begleitet uns als ein lebenslanger Prozess. Darum gibt es nicht nur die Bildung von Kindern und Jugendlichen, sondern auch die Erwachsenenbildung. Als Ziel der Bildung nennt schon Frör (1975, 230):

*kognitiv*: Sachkenntnis, Sprachfähigkeit, Problembewusstsein, Gesprächsbereitschaft, kritisches Denken und Urteilsbildung;

*emotional*: lebendige Lebenserfahrung und Einfühlungsvermögen;

*handlungsbezogen*: Fähigkeit und Bereitschaft zum aktiven Handeln in Familie, Beruf und Gesellschaft.

**Bildung im Vorschulalter.** Das Kind ist, wir wiederholen es, ein »unsagbar großes Behältnis an Zukunft und Möglichkeiten« (Noack 2007a, 82). Seine Zeitform ist die des Noch-nicht, woraus sich als Seinsform, das Sein-zu ergibt. Es hat keine Vergangenheit, vor ihm liegt alle Zukunft (ebd., 82–85; ders. 2001a, 122–127). Als Sein-zu bringt es alle Voraussetzungen für seinen Weg in die Zukunft mit. Bis zum Alter von drei Jahren entwickelt es 200 Milliarden Neuronen (Gehirnzellen), die 200 Billionen Synapsen (Verknüpfungen) herstellen, wobei eine Gehirnzelle bis zu 10.000 Synapsen entwickeln kann. Dies ermöglicht es ihm, eine jede Kultur, alle Sprachen, Lebensstile, Verhaltensweisen, Milieus usw. zu lernen (Textor 2008, 2f; Noack 2010b, 137). So stellt sich uns das Gehirn des Kindes als ein Wunderwerk von Komplexität dar, das es einmalig und bewunderungswürdig macht. Vor allem ist es grenzenlos lern- und bildungsfähig. Wenn die Familie dies beachtet, kann es die Primärsozialisation ihrem Kind vermitteln.

Diese Aufgabe, die kleinen Kinder ihrem Alter gemäß zu bilden, ist vorrangig die Aufgabe der Eltern. Kinder brauchen für ihr hochkomplexes Gehirn (Noack 2010b, 138) ein reiches Bildungs-, Betätigungs- und Spielangebot, das die Kinder greifen, begreifen können: Kinderbilderbücher, Sinnesmaterialien, Hilfsmittel des täglichen Lebens, Hilfsmittel zur ökologischen Erziehung, Rechen-, Sprach- und Denkmaterialien. Sinnesmaterialien wären Tasttäfelchen, Geräuschdosen. Übungen des täglichen Lebens sind die Pflege von Pflanzen, von Tieren (wenn die Familie es wünscht) und der pflegliche Umgang mit den Einrichtungen der Wohnung oder des Hauses. Wichtig ist, dass es viel unfertiges Spielmaterial, Holz in vielfältiger Form, Steine, Seile und anderes gibt, das die Fantasie des Kindes herausfordert. Denn wichtiger ist der kreative Prozess als das fertige Produkt (bis zu 6 Jahren gibt es noch keine Werkvollendung). Ebenso sind Musikinstrumente (auch selbst gebastelte) zum Erzeugen von Tönen, vielfältige Mal- und Knetutensilien notwendig. Es muss auch erlaubt sein, dass Kinder nicht spielen, sondern träumen wollen. Dazu kommen Familienangebote, wie Feierabend gestalten, Ausflüge planen, Museen besuchen, gemeinsam die Ferien erleben, durch die Stadt bummeln, die Natur erforschen und vieles andere mehr.

**Bildung im Schulalter.** Familie und Schule stehen in einem einheitlichen Zusammenhang. Beide vermitteln Bildung – oder nicht (Engel und Hurrelmann 1989, 475–489). Bildung im Schul-, vor allem im Jugendalter (Noack 2010b, 155 f.) besteht sowohl in der Entwicklung und Schulung der

inneren personalen Kräfte und Fähigkeiten, zum Beispiel soziale Kompetenzen, als auch in dem umfassenden instrumentellen Wissenserwerb (materiale Bildung). Bildung in diesem Alter umfasst weiterhin als Aneignungstätigkeit die Selbstbildung als Eigenaktivität und schulischen Unterricht durch Dritte. Bildung hat zum Ziel, verschiedene Disziplinen wie Sprache, Kulturtechniken, Wissenschaft, Kunst, Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Erziehung etc. in den Wissensfundus von älteren Kindern und Jugendlichen zu übertragen, aber auch zur kritischen Auseinandersetzung mit diesen anzuregen. Bildung dient vor allem sowohl der Selbstverwirklichung (Bildung als Selbstzweck) als auch einem gesellschaftlichen Nutzen (der Konstitution der Gesellschaft).

Bildung kann schließlich gedacht werden als Prozess einer kognitiven, ethischen, sozialen und emotionalen Aneignung von Lerninhalten. Kinder- und Jugendbildung durch die Schule ist grundlegend für das ganze Leben.

**Die Grundschule** (Frör 1975, 192–195) wird von allen Kindern besucht. Das bedeutet, dass die Klassen außerordentlich inhomogen sind. Die Schüler kommen aus den verschiedensten Milieus, Gesellschaftsschichten und Familien, die die Kinder in ihrer Entwicklung fördern oder nicht. Wie kann sich die Schule darauf einrichten, wenn sie die Schüler unterrichtet?

(1) Grundlegend ist die Entwicklung der Sprach- und Fragefähigkeit für die Grundfragen der menschlichen Existenz; denn die Schüler bringen noch keinen ausgeprägten Sprachschatz mit.

(2) Schüler sollen fähig werden, die Grundlagen unserer Gesellschaft zu verstehen.

(3) Dem Alter gemäß (naiver Realismus) werden noch keine abstrakten Unterrichtsangebote dargeboten, sondern die Kinder hören fachspezifische Geschichten, spannend erzählt, die zusätzlich visualisiert und in Spiele und Malereien und einfache naturkundliche Experimente umgesetzt werden. Eine der Grundformen der unterrichtlichen Erstbegegnung sind also Geschichten, über die die Kinder sich offen äußern. Dazu gibt

es Bilder, Fotos, Plakate, audiovisuelle Medien, bildnerisches und erzählerisches Gestalten, Szenenspiele und Experimente. Dies alles wird als Sachwissen angeboten.

Sobald das Kind die Grundschule verlässt, tritt es ein in das Jugendalter. Jetzt nimmt es die jugendliche Zeitform an, das Nicht-mehr und Noch-nicht: Der Jugendliche ist nicht mehr Kind. Er reduziert die Zahl der Neuronen auf 100 Milliarden und die der Synapsen auf 100 Billionen. Diese Anzahl bleibt nun ein Leben lang stabil (Textor 2008, 2; 4; Noack 2010b, 137). Zwischen dem Nichtmehr und dem Noch-nicht liegt ein Dazwischen, ein Chorismos, eine Zeit der Unsicherheit, in der 100 Milliarden Neuronen und 100 Billionen Synapsen abgebaut oder umgebaut werden und neue, bleibende erzeugt werden müssen. Ab etwa 16 Jahren wird aus dem Nicht-mehr das Noch-nicht. Jetzt baut der Jugendliche eine neue, feste Welt in sich auf, in der er das Noch-nicht überwindet und seine Identität findet (Noack 2007a, 132–136). Die Jugend nimmt heute die Zeitspanne von etwa 12 bis 25 Jahren ein. In dieser Zeit werden Kinder zu jungen Erwachsenen. Sie finden ihre Identität, die nun stabil ist und durch lebenslange Bildung wächst und reift. In dieser

außerordentlich kritischen Entwicklungsphase muss der Heranwachsende die Haupt- oder Realschule oder das Gymnasium durchlaufen.

**Die Hauptschule** (ebd., 195–197). Ihr Leitziel ist die Vorbereitung auf die Arbeitswelt, der Umgang mit den Medien, Orientierung in der Gesellschaft, Berufswahlhilfe, Vorbereitung der Bewerbungsunterlagen und auf Vorstellungsgespräche sowie auf Praktika in den Betrieben (Noack 2011, 298). Für die Lehrer bedeutet das, sich auf die Entwicklungsphasen der Schüler einzustellen. Zwischen 10 und 12 Jahren überwiegt noch die Freude am Sachwissen. Mit Eintritt in die Pubertät muss der Schüler seine Kindheit verlassen und seine Identität suchen. Zunächst allerdings leidet er zwischen 12 und etwa 16 Jahren unter der Identitätsdiffusion: Er löst sich von der Kindheit, ist aber auch noch kein Erwachsener. Der Lehrer hat es also mit Schülern zu tun, die unsicher sind und dies regressiv oder aggressiv überspielen. Er muss darum ihr Interesse gewinnen. Dies kann er erreichen, wenn er die Schüler bei der Unterrichtsplanung und –gestaltung mitbestimmen lässt und sie handelnd in den Unterricht einbezieht. Die Schüler können Informationen, zum Beispiel aus dem Internet besorgen, Bilder, Fotos, Tonträger sammeln, eine Erzählung dramatisch gestalten, Texte verstehen und, wenn diese alt oder sehr modern sind, zeitgemäß verfremden, zeichnen und modellieren oder auch selber Gedichte und Geschichten schreiben. Die Hauptschwierigkeit der Hauptschüler ist die Sprachschwierigkeit. Sie kommen in der Regel aus der Arbeiterklasse und der sozial verarmten Basisschicht (Noack 2010b, 59f.; ders. 2011, 301). Ihr Sprachschatz, den sie in der Familie und ihrem Wohnquartier erwerben, ist der restringierte Sprachcode: geringer Wortschatz, Alltagssprache, einfache Grammatik, kurze Sätze, wenige logisch verknüpfende Konjunktionen, kaum ausschmückende Attribute usw. Die Schule, sogar bereits die Hauptschule, verlangt einen elaborierten Sprachcode: Wortreichtum, strukturierende Grammatik, logische Verknüpfungen durch vielfältige Konjunktionen und charakterisierende Eigenschaftswörter. Die Kultur der sozialen Basisschicht ist eine Notwendigkeitskultur und eine Kultur des Mangels. Es ist eine Handlungskultur (Noack 2010b, 61; Bernstein 1960). An solchen sprachlichen Anforderungen und kulturellen Einbindungen scheitern viele Haupt- und auch einige Realschüler. Der Lehrer wird in seiner Bildungsbegleitung der Jugendlichen gerade auch solche benachteiligten Jugendlichen fördern. Von den Jugendlichen aus dem Armutsmilieu wird die Schule als Ort von Misserfolg und Konflikt betrachtet. Erfolgserlebnisse sind in der Schule selten. Die Unterrichtsinhalte, so meinen die Hauptschüler, sollten einfach sein. Bessere Noten werden von ihnen gewünscht (Sinus-Jugendstudie 2012, 4).

**Die Realschule** (Frör 1975, 198) ist das Bindeglied zwischen Hauptschule und Gymnasium. Sie bereitet nicht so intensiv auf den Beruf vor wie die Hauptschule, soll vielmehr bereits eine gehobene Allgemeinbildung bieten, Theorie und Praxis miteinander verbinden und Sprach- und Sachkompetenz gleichermaßen fördern. Dem hat der Unterricht Rechnung zu tragen. Er muss Lebensnähe und praktische Ausrichtung mit zunehmender Abstraktion verbinden. Es werden nicht mehr Geschichten erzählt, sondern die unterrichtlichen Themenkreise mit zunehmender Abstraktion

besprochen. Wichtig ist es auch, in steigendem Maße die Unterrichtsinhalte kritisch zu hinterfragen, einschließlich ihrer geschichtlichen und kulturellen Bedingtheiten. Es können in den Klassen 9 und 10 bereits weltanschauliche und gesellschaftliche Fragen und das Leben in der modernen Gesellschaft behandelt werden. Für sie, die vorwiegend aus dem konservativen, aus dem adaptiv-pragmatischen oder auch aus dem genussorientierten Milieu stammen, ist die Schule als Sozialraum wichtig. Bei Anerkennung entwickeln die Schüler Schulfreude. Sie möchten gern einen unterhaltsamen Unterrichtsstil und Lehrer, die schülerfreundlich sind mit Verständnis für die Jugendlichen. Die Schule wird aber auch als autoritär geprägt betrachtet. Überdies wollen sich die Schüler in den Pausen und auf dem Schulhof bewegen. Sie wünschen Abwechslung im Unterricht. Dabei wird die Schule als wichtiger Schritt zum Berufsleben gesehen. Darum fordern sie einen berufsbezogenen Praxisbezug (ebd.)

**Das Gymnasium** (Frör 1975, 203–205). In der Unterstufe und der Mittelstufe gilt gleichermaßen vieles, was über die Realschule gesagt wurde. In der Mittelstufe wird allerdings mehr das beginnende abstrakte Denken der Schüler berücksichtigt. Die Oberstufe, die Klassen 11 bis 13 (12), bereitet auf die Hochschulen vor. Die Arbeitsformen sind bereits wissenschaftsorientiert und berücksichtigen stärker die Schülermitbestimmung. Die Schüler arbeiten sehr selbständig, indem sie Arbeitsmittel beschaffen, Referate halten und anderes. Texte werden in ihren historischen, kulturellen und persönlichen Bedingtheiten gelesen, die fächerspezifischen Methoden und Denkformen geübt. Die Arbeitsformen sind arbeitsteilige oder homogene Gruppenarbeit, Einzelarbeit, Schülervortrag, freies oder themengebundenes Gespräch, Diskussion, aber auch vertiefender interessanter Lehrervortrag. Die Arbeitsmittel und Unterrichtsinhalte werden aktualisiert durch Zeitungsberichte, wissenschaftliche Aufsätze, Dokumentationen, Texte aus der Literatur und Geschichte, aus dem globalen Zeitgeschehen, über die gesellschaftlichen Strukturen und die Probleme des persönlichen Lebens in der Lebenswelt. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit der Globalisierung. Das Problem heute ist die Schulzeitverkürzung auf 12 Jahre. Der Stoff wird so sehr gedrängt, dass die Schüler unter Stress stehen und für Bildung kaum noch Zeit haben. Darum ist es notwendig, sie zur Allgemeinbildung zu ermutigen. Von den Gymnasiasten, die vorwiegend aus dem bürgerlich-konservativen, sozialökologischen oder aus dem expeditiven (unkonventionellen, kreativen, mobilen, individualistischen) Milieu kommen, wird die Schule als ein Ort des Lernens und der Bildung gesehen, und zwar als Lernen fürs Leben, nicht für die Schule. Darum sind sie an selbständigem Lernen interessiert.

Ein gutes Verhältnis zu den Lehrern ist für die Schüler wichtig. Sozialökologisch orientierte Gymnasiasten kritisieren die Notengebung und fordern von den Lehrern Engagement sowie fachliche und menschliche Kompetenz. Viele Gymnasiasten sind fleißig und leistungsbereit, weil sie optimistisch in die Zukunft schauen und der Fleiß sich lohnt. Die Schule wird als eine wichtige Entwicklungsmöglichkeit gesehen; darum sind die Schüler kreativ tätig und zu Leistungen bereit. Die Lehrer sollen unkonventionell und hochkompetent sein (Sinus-Studie 2012, 4).

**Berufsbildende Schulen** (Frör 1975, 200–203). Berufsschulen wollen Jugendliche bis zu 18 Jahren (wenn sie kein Gymnasium besuchen) zu fachlicher Tüchtigkeit und zu ethischer Verantwortung in der Gesellschaft heranbilden. Der Unterricht in der Berufsschule geht auf die Lebenswirklichkeit der Schüler ein. Dies beinhaltet die soziale Rolle in der Gesellschaft, die Statusunsicherheit vieler Jugendlicher ohne Abitur, die neuen Rollen in der Familie, die Fragen um Geschlechterrollen und Sexualität, die Rolle im Betrieb und viele andere Probleme, die die Schüler in den verschiedenen Unterrichtsfächern thematisieren. So ist der Unterricht in der Berufsschule weniger abstrakt-wissenschaftlich als vielmehr lebenskundlich. Der Unterricht findet an ein bis zwei Tagen in der Woche statt, wöchentlich 8 bis 12 Unterrichtsstunden. Die schulfreie Zeit dient der Ausbildung im Betrieb. Es besteht Anwesenheitspflicht und es gibt benotete Zeugnisse. Die Abschlussprüfung erfolgt durch die Industrie- und Handelskammer, durch die Handwerkskammer und ähnliche Einrichtungen, nach der ein Abschlusszeugnis ausgestellt wird. Die Milieus, aus denen die Berufsschüler kommen, sind die gleichen wie die von den Haupt- und Realschülern. Sie kommen aus dem Armutsmilieu, aus dem konservativen, aus dem adaptiv-pragmatischen und aus dem genussorientierten Milieu.

In allen Schulformen sind die schulgefährdeten Kinder ein besonders Problem (Noack 2010a, 185–192; Weyand 2005). Es sind Kinder und Jugendliche, die von Schulversagen und Schulverweigerung bedroht sind. Dies sind Migranten, Schüler mit Legasthenie, mit Rechenschwäche, ADHS-Syndrom, Hochbegabung, Schulangst und Sprachschwierigkeiten durch ihr Milieu. In der Beratung ist es bedeutungsvoll, sich die Wünsche der Schüler der einzelnen Schulformen zu eigen zu machen.

**Universität, Fachhochschule.** Die Studenten stammen wie die Gymnasiasten aus dem bürgerlich-konservativen, dem sozialökologischen und dem expeditiven Milieu. Nur 9 Prozent der Studenten kommen aus der Arbeiterklasse. Alexander von Humboldt schuf die neue deutsche Universität mit dem Ideal der universalen Bildung. So entstand das gebildete Bürgertum des 19. und noch 20. Jahrhunderts. Selbst das Kleinbürgertum, die sozialen Unterschichten und die Arbeiterklasse folgten dem Ideal der Bildung. Noch bis vor Kurzem hatten Studenten Muße, sich fächerübergreifend zu bilden. Zumindest konnten sie sich innerhalb ihrer Fächer weit orientieren und Unterrichtsangebote nach ihrer Wahl auswählen. Hinzu kommt, dass sie während des Studiums nur wenige ›Scheine‹ erwerben mussten; dies jedoch tiefgründig taten. Durch die Umstrukturierung in das Bachelor- und Magisterstudium, die Haus- und Seminararbeiten in jeder Unterrichtsveranstaltung oder doch in jedem Modul, ist ihr Studium derartig verschult und stoffmäßig überlastet, dass sie nur unter Stress die vielen ›Scheine‹ erwerben können. Bildung als Lebensform ist unmöglich geworden. Darum ist es notwendig, dass unsere Studenten sich ihre Lebensbildung außerhalb der Hochschule erwerben (falls ihnen dazu die Zeit bleibt). Gerade gebildete Eltern können ihre Kinder, die studieren, dazu ermutigen, Allgemeinbildung zu erwerben.

Die **Erwachsenenbildung** betrifft die Eltern in der Familie. Sie hat eine lange Tradition (Kade 2002, 277 f. Noack 2010b, 166 f.). Seit der Aufklärung gibt es die Idee der Freiheit und Gleichheit aller Menschen, die dazu führt, dass der Mensch sich mit Hilfe der Bildung zum Individuum gestaltet. Darum blieb bis in die Gegenwart hinein die Vorstellung von der Bedeutung der Bildung für alle Lebensalter lebendig. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden die Volkshochschulen, die sich die Volksbildung als Erwachsenenbildung zur Aufgabe machten. Heute hat die Bildungsgesellschaft alle Bereiche der Gesellschaft durchdrungen. Wir werden von Bildung geradezu überschwemmt: Es gibt vielfältige öffentliche und private Bildungseinrichtungen, die sich zum Teil thematisch spezialisiert haben. Daneben gibt es Freizeit-, Kultur- und politische Bildungsveranstaltungen. Bilden wollen aber auch die Gewerkschaften, die Kirchen, die Betriebe, die Parteien. Es gibt Merkblätter vom Gesundheitsministerium, die Apothekerzeitung, Expertenrunden im Radio und Fernsehen, Weiterbildungsangebote, bildende Zeitschriften, Testzeitschriften zur Konsumorientierung und andere. So entwickelt sich die Erwachsenenbildung zu einem Teil der Alltagskultur und wird zum Bezugspunkt für das Handeln vieler Menschen. Sie erhält die Funktion, viele Probleme des Lebens lösen zu helfen, und das auf kostensparende Weise. Oft wird sogar das ganze Leben aufgrund der Bildungsangebote erfahren und gestaltet.

Erwachsenenbildung wird auf diese Weise zu einem Prinzip des lebenslangen Lernens, des Überlebenswissens, der kulturellen Orientierung und sogar des beruflichen Fachwissens. Unsere Gesellschaft ist eine Lerngesellschaft geworden. Die Familien dürfen vor solchen Bildungsangeboten nicht zurückstehen, wenn sie Alltags- und Lebenshilfen vermitteln. Vor allem brauchen Erwachsene Orientierungshilfen in der modernen, säkularen Gesellschaft.

Zur Bildung gehört auch die Kultur (Noack 2006). Darum schließt sowohl die Kinder- und Jugend- als auch die Erwachsenenbildung die vielen Ausgestaltungen der Kultur ein. Das ist Literatur in der Form von Gedichten, Geschichten, Romanen und Schauspielen. Weiterhin gehört zur Kultur die Aufführung von Theaterstücken. Eine wichtige Rolle spielt die Musik. Ebenso sind bildende Kunst, Malerei und Skulpturen, Tanz und Spiel wichtige Bestandteile der Kultur. All diese Kunstformen können wir genießen oder auch selber ausüben. Schließlich gehören auch Kommunikation, Medien, Museen und Ausstellungen der Kultur dazu. Wichtig ist es, nicht nur Kultur in ihrer Vielfalt zu genießen, sondern auch sich selbst kulturell und künstlerisch zu bilden und tätig zu sein. Die Familie kann gemeinsam Dichtung erarbeiten und selber schreiben (am besten Kurzformen, wie Gedichte und Geschichten), gemeinsam musizieren, Theaterstücke schreiben und aufführen sowie Malerei und Skulpturen kunstvoll gestalten. Sie kann gemeinsam Museen und Kunstaustellungen besuchen. So wird die Familie der Bildungs- und Lerngesellschaft nicht nachstehen, sonst bilden sich die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen an den vielfältigen Massenangeboten der Gesellschaft und entfremden sich gedanklich und emotional der Bildung.

## **Inklusion und Exklusion im Familiensystem**

Die Familie entscheidet neben der Schule am stärksten von allen Teilsystemen über Inklusion und Exklusion. Wenn sie die Kinder fördert, ihnen alle Möglichkeiten einer kognitiven, emotionalen und sozialen Entwicklung gibt, werden sie den Kindergarten besuchen, die Schule erfolgreich abschließen und an einer Hochschule studieren. Dies ist heute der sicherste Weg zur Inklusion. Wenn aber umgekehrt das Kind nicht gefördert wird, wenn es keinen Kindergarten besucht, wenn es nur in die Hauptschule geht und womöglich auch diese abbricht, ist der Weg zur Exklusion bereits vorgezeichnet. Dabei spielt nicht nur die Familie eine entscheidende Rolle, sondern die ganze Verwandtschaft. Wenn in ihr die meisten Kinder das Gymnasium besuchen und studieren, wirkt dies motivierend auf alle Kinder und Jugendlichen der Verwandtschaft, ebenfalls eine höhere Bildung anzustreben (Noack 2010 a, 185–192).

Exklusionen aus der Familie erleiden Frauen, die vom Mann verlassen werden: Die Familie wird unvollständig und verfällt meist der Armut mit allen ihren Folgen. Noch schwerwiegender fällt ins Gewicht, wenn Kinder aus der Familie exkludiert werden, weil sie Vernachlässigung, Gewalt und Missbrauch erfahren und sie zwangsweise anderen Familien oder einem Kinderheim zugeordnet werden. Darum ist der Schutz der Kinder so wichtig, damit sie in gesunden Familien aufwachsen können.

### ***Exkludierte Kinder***

Kinderschutz bezieht sich auf drei mögliche schädigende Erlebniskreise des Kindes:

Vernachlässigung, Gewalterleben und sexueller Missbrauch (dazu im Folgenden Noack 2003b, 171–179).

*(1) Vernachlässigung* geschieht naturgemäß vor allem in der Familie. Dabei ist die alte Vorstellung, Vernachlässigung und Verwahrlosung seien Erscheinungen der sozialen Unterschicht (Mollenhauer 1968, 148), nicht mehr aufrechtzuerhalten. Kurt Eberhard und Gudrun Kohlmetz (1973, 91) konnten nachweisen, dass die durchschnittliche Verwahrlosungsintensität als Folge von Vernachlässigung von Mittelschicht und Unterschicht im Verhältnis 10,4 zu 10,1 liegt. Die Erklärung dafür scheint zu sein, dass in beiden Schichten oftmals beide Eltern arbeiten, in der Mittelschicht, um den Lebensstandard zu heben, in der Unterschicht hingegen, um angemessen leben zu können. In beiden Fällen kann es zu einer Vernachlässigung der Kinder kommen. Deshalb schlagen Eberhard und Kohlmetz für die Erklärung der Kindesvernachlässigung die Familientheorie vor (ebd., 98–114). Kinder brauchen den Zusammenhalt der Familie, materielle Fürsorge, die gefühlsmäßige Zuwendung der Mutter zum Kind, verlässliche Werte und Verhaltenssicherheit, die gefühlsmäßige Zuwendung des Vaters zum Kind und das sozialintegrative Erziehungsverhalten der Eltern. Wenn in desintegrierten Familien Pflegemängel auftreten, das heißt das Kind durch Vernachlässigung seine durch die Anthropologie des Kindes geforderten Bedürfniserfüllungen nicht erhält (Für-Sorge, Umsorgtwerden, Daseinsvertrautheit), dann treten, unabhängig von der sozialen Schicht, Verwahrlosungen und Dissozialisationserscheinungen auf (Noack 2007a, 125f.).

(2) *Gewalterfahrungen* erleiden die Kinder ebenfalls am stärksten in der Familie und in den Gleichaltrigengruppen, bestehend vor allem aus Schulkameraden und Freizeitfreunden. Experten haben festgestellt (Schwind, Baumann, Schneider und Winter 1990, 72–76), dass die elterliche Gewalt gegenüber Kindern in allen Arten von Verletzungshandlungen und Tötungen, wie auch Gewaltanwendung zu sexuellen

Zwecken besteht. Besonders gefährdet sind Kinder im ersten Lebensjahr. Misshandelte Kinder sind häufig unerwünschte Kinder. Missbildungen sowie ungewöhnliches und von der Norm abweichendes Verhalten des Säuglings erhöhen das Risiko, misshandelt zu werden. Auf der Täterseite treten besonders junge Eltern in Erscheinung, und hier wiederum häufiger Mütter als Väter. Misshandelnde Eltern stammen aus allen Schichten, vor allem aber kommen sie aus Familien mit materieller Not und sozialer Isolierung. Gewalt in der Familie beinhaltet allerdings auch Geschwistergewalt, vor allem älterer Geschwister gegenüber jüngeren, und hier wiederum besonders Gewalt gegenüber Schwestern. Jedoch nehmen mit zunehmendem Alter die Gewalthandlungen gegenüber den Geschwistern ab. Michael-Sebastian Honig betont (1994, 143–361), dass Gewalt in der Familie historisch nichts Neues ist. Die Anwendung von roher Gewalt gegenüber Kindern und Kindestötung waren früher weit häufiger als heute. Der Zivilisationsprozess nötigte das Individuum zum Selbstzwang und zur Selbstdisziplinierung. Allerdings bedeutet die Pazifizierung der Gesellschaft noch nicht die Befreiung von Gewalt. Dabei lassen sich Strukturwandlungen erkennen:

(1) Die Gewalt gegen Kinder wandelt sich von einem Problem der Verarmung zu einem familienpathologischen Syndrom.

(2) Im Zuge der Modernisierung erweist sich die Entdeckung der Lebensphase ›Kindheit‹ als ein Novum, das Unsicherheit bei den Eltern hervorruft. Die Spezifität familialer Gewalt lässt sich an zwei Kennzeichen aufzeigen: Bei familialer Gewalt handelt es sich in der Regel nicht um ein abgrenzbares abweichendes Verhalten, sondern sie stellt Extremformen eines Normalitätsmusters dar. Auf der interaktionalen Ebene ist die Gewalt gegen Kinder geprägt durch die Unklarheit von Normalitätsmaßstäben. Die Familie ist ein privater, nicht öffentlicher Raum, in dem Macht, Erotik und Unterwerfung nicht getrennt sind wie in der modernen Gesellschaft, sondern vermischt. Gewalthandeln in der Familie steht unter der speziellen Botschaft, dass sich Liebe und Gewalt nicht ausschließen; im Gegenteil werden Kinder in der Erziehung aus Liebe oder Sorge geschlagen, und die sexuelle Gewalt geht einher mit der Maske der Zuneigung und Zuwendung.

Gewalterfahrungen von Kindern geschehen auch in der Schule und auf dem Schulweg. Schwind, Baumann, Schneider und Winter (1990, 72–76) unterscheiden verschiedene Modalitäten von Gewaltanwendung zwischen Schülern: Kraftproben, Wettkämpfe, Revierkämpfe, Durchsetzungskämpfe und Terror. Während erstere zwischen Gleichstarken stattfinden und als altersspezifisch einzustufen sind, zeigt der Terror gegenüber jüngeren und schwächeren Mitschülern oftmals erhebliche Brutalität. Allerdings findet sich Gewalt von Schülern gegen Schüler vorwiegend in den Sonder- und Hauptschulen, weniger in den Realschulen und sehr selten in Gymnasien. Auch

ist Gewalt an Stadtschulen häufiger anzutreffen als in Schulen auf dem Land. Das Alter gewaltbereiter Kinder liegt bei 14 bis 16 Jahren. Jedoch wird betont, dass die Mehrzahl der Schüler friedfertig ist. Es sind immer nur einzelne Gewalttäter, die auftreten. Gegen sie sollte ein kollektiver Widerstand organisiert werden, was nicht einfach ist. Das Ausmaß von Gewalt an Schulen scheint in den letzten Jahren nicht zugenommen zu haben. Um der Gewalt an Schulen vorzubeugen, müssen nachstehende Ziele von der Schule verfolgt werden:

(1) Es muss die Verantwortlichkeit der Schüler und Lehrer für ihre Schule gestärkt werden, indem die Bildung eines Wir-Gefühls gefördert wird, und die Schüler an der Schule partizipieren, besonders werden sie bei Sanktionsmaßnahmen gegenüber Gewalttätern einbezogen.

(2) Es müssen Frustrationen, die die Schüler von der Schule aufgrund ihrer gesellschaftlichen Leistungs- und Selektionsfunktion erleiden, gemildert werden durch gezielte Betreuung bei Misserfolgen und motivierende Leistungsförderung.

(3) Es muss sich die Schule auf ihren Erziehungsauftrag zurückbesinnen. Zur Erfüllung der erzieherischen Ziele gehören schülerorientierte Erziehung, schülergerechtes Lehrerverhalten, das Kontrolle über Schüleraggressionen mit einschließt, und nicht zuletzt die Bindung der Schüler an die Menschenrechte, die zum Mittelpunkt die Menschenwürde haben. Subjekthaftigkeit des Kindes und die Kindeswürde fordern eine Erziehung zur Gewaltfreiheit. Über Gewalterfahrungen von Kindern auf dem Schulweg gibt es wenige Untersuchungen. Nach meiner Erfahrung ist aber der Schulweg der häufigere Ort von Gewalt zwischen Gleichaltrigen. In den meisten Schulen funktioniert noch die Aufsicht durch die Lehrer; aber der Schulweg ist unkontrolliert und ungeschützt. Es wäre notwendig, dass Eltern eine Schulwegsicherung organisieren. Auch Dan Olweus (1996, 32) berichtet, dass sich der Schulweg als außerordentlich gefährdeter erwiesen hat als die Schule. Deshalb fordert er eine Schulwegsicherung.

Innerhalb der Gruppe der Freizeitfreunde geht es in erster Linie um Anerkennung. Gewalt dient hier zur Rollenfindung, der Positionierung und dem Status in der Clique. Wer seine Position am Rande der Clique findet und einen niedrigen Status zugewiesen bekommt, ist eher Ziel von Aggressionen innerhalb der Clique. Das Opfer befindet sich im Konflikt, zur Gruppe gehören zu wollen und gleichzeitig aus ihr zu fliehen, um der Gewalt zu entgehen. Aber nicht in jeder Clique üben die Gleichaltrigen gegeneinander Gewalt aus. Besteht sie aus Kindern, die in multiplexe Beziehungsnetze eingebunden sind, das heißt, wenn sie vielfältige Beziehungen zu Gleichaltrigen, zu Älteren, zur Familie und zu Verwandten haben, dann sind diese Cliquen gewaltarm. Uniplexe Beziehungsnetze hingegen, wenn die Kinder vorwiegend in der Gleichaltrigengruppe leben, fördern gewaltbereites Verhalten (Kühnel und Matuschek 1999, 261–269).

(3) *Sexueller Missbrauch und sexuelle Gewalt* finden wie die Vernachlässigung und die Gewalterfahrung vorwiegend im kindlichen Umfeld statt. Das Kind ist bereits ein sexuelles Wesen (Noack 2003 b, 172 f.). Diese kindliche Sexualität kann missbraucht werden. Die Oralität des Säuglings, die Analität des 2- bis 3-Jährigen, vor allem die Genitalität des 3- bis 6-Jährigen und die

Rollenfindung des Mädchens als Mädchen und die Rollenfindung des Jungen als Junge werden von Erwachsenen missbraucht.

Allerdings zeigt die Forschung, dass der Schwerpunkt des Missbrauchs erst am Ende der Kindheit liegt, bei Jungen im Alter von 11,2 Jahren und bei Mädchen im Alter von 10,2 Jahren (Burger und Reiter 1993, 19f.). Das bedeutet natürlich nicht, dass nicht schon in kindlichem Alter sexueller Missbrauch vorkommt. Dieser ist umso schlimmer, weil das Kind gänzlich auf die Für-Sorge und das Um-Sorgtsein angewiesen und beim Missbrauch völlig hilflos dem Erwachsenen ausgeliefert ist (Trube-Becker 1992, 38–45). Das Ausmaß des sexuellen Kindesmissbrauchs ist epidemiologisch schwer feststellbar. Alle Untersuchungen erbrachten sexuelle Missbrauchserfahrungen von mindestens 7 Prozent der Frauen und 3 Prozent der Männer. Die Höchstschätzungen lagen bei 36 Prozent bei Frauen und 29 Prozent bei Männern (Finkelhor 1998, 75). Die hohe Abweichrate ergibt sich aus der Art der Definition, der Fragestellung und der gewählten Methode (Schetsche 1994, 32–46; Kutschinski 1994, 49–62; Gilbert 1994, 63–76).

Es ist auch möglich, zwischen sexuellem Missbrauch und sexueller Gewalt zu unterscheiden. Während Frauen und Homophile beim Kindesmissbrauch in der Regel keine Gewalt anwenden, geschieht dies bei Männern häufiger (Trube-Becker 1992, 50–54). Die Täter sind vorwiegend männlich, obgleich auch Frauen zunehmend als Täterinnen in Frage kommen. Die Missbrauchstäter rekrutieren sich folgendermaßen (Burger und Reiter 1993, 58–61): Zu 36,1 Prozent waren es leibliche Väter, 29,5 Prozent waren Stief-, Pflege- und Adoptivväter oder Partner der Mutter, 12,4 Prozent waren Stiefbruder, Bruder, Großvater oder Onkel, 12,6 Prozent kamen aus dem sozialen Nahbereich, wie Freunde der Familie, Nachbarn, Babysitter, 1,7 Prozent waren Lehrer, Erzieher, Heimerzieher und Ähnliches, 1,8 Prozent waren entfernte Bekannte und 5,6 Prozent waren Fremde und Unbekannte.

Auch die weiblichen Täterinnen gegenüber Mädchen und Jungen sind weitgehend die biologischen Mütter (63,7 % bei Mädchen und 82,3 % bei Jungen). Kindesmissbrauch und sexuelle Gewalt gegen Kinder findet also fast ausschließlich auf der Mikroebene der Gesellschaft statt, das heißt in der Familie und Verwandtschaft. Herta Richter-Appelt weist allerdings zu Recht darauf hin, dass sexuelle Traumatisierung nicht nur durch Missbrauch erfolgt, sondern auch durch die Unterdrückung der kindlichen Sexualität durch körperliche Züchtigung, wenn sich Kinder autoerotisch oder sozio-sexuell betätigen (Richter-Appelt 1994, 122f.). Die aus der Anthropologie des Kindes gewonnene Erkenntnis, dass zum Kindsein auch die Sexualität gehört, führt zur Einsicht, dass Kinder traumatisiert werden, wenn sie ihre natürliche kindliche Sexualität nicht erleben dürfen, sondern sie ihnen unter Strafandrohung (Kastrationsangst oder Gefühl von Klitorisminderwertigkeit) verboten wird.

Inwiefern sind solche vernachlässigten, Gewalt erleidenden und missbrauchten Kinder exkludiert? Die Folgen solcher Traumatisierungen sind zahlreich: Antriebsarmut, Rückzugstendenzen, Misstrauen, negative Selbstwertgefühle, Schlafstörungen, Aggressivität, dissoziale Verhaltensweisen, Lern- und Leistungsstörungen, Schuldgefühle, Scham, Verwirrung, Rückzug,

Rollenverwirrung, psychosomatische Störungen, Depression, Zwangshandlungen, Selbstdestruktion, sexuelle Störungen, kurz: eine regressive, passive Lebenslinie (Textor 2008). Dies wirkt sich auf die gesamte Lebensführung aus. Das Schulversagen ist vorgezeichnet. Dies bedeutet: Die Hauptschule ist die einzig mögliche Schulform. Wenn die traumatischen Störungen gravierend sind, ist die Abschulung in die Sonderschule unausweichlich. Weil aber die Traumatisierung sich nach der Schule fortsetzt und die gesamte Lebenslinie regressiv-passiv ist, sind alle Lebensäußerungen Entmutigung und Hilfe suchend. Leben im ›Hartz-IV‹-Bezug oder ein Behindertenheim sind die Folge. Das bedeutet Teilexklusion aus vielen Teilsystemen und die Totalexklusion aus der Gesamtgesellschaft. Die Lebensform zeigt sich als zurückgezogen in eine Selbstexklusion, in der ein Leben in Selbsttrauer dahingeht.

### **Exkludierte Senioren**

Exkludiert aus der Familie werden auch manche alte Menschen. Sie wollen genauso dazugehören, wollen nicht Außenseiter sein oder gar ausgegrenzt werden. Dafür hat die Familie ihre Hauptarbeit zu leisten. Dies wird immer schwieriger, weil die Kinder meist berufstätig sind, die Zahl der Berufstätigen zwischen 19 und 60 Jahren abnimmt, aber die Zahl der alten Menschen wächst. Dies führt zu einem wachsenden Bedarf an Pflege. Weil jedoch die arbeitenden Bevölkerungsanteile abnehmen, ergibt sich daraus, dass die Grundlage für die Versorgung älterer Menschen, sei es in Form von Beiträgen zur Sozialversicherung oder in Form von direkter, persönlicher Hilfe (Betreuung und Pflege) fehlen wird.

Die gesellschaftliche Ausgrenzung alter Menschen beginnt damit, dass sie die Arbeitswelt verlassen. Oft reicht die Rente nicht aus. Aufgrund erheblicher finanzieller Einbußen sind sie grundsätzlich darauf angewiesen, dass die Solidargemeinschaft ihnen Unterstützungsleistungen zukommen lässt. Weiterhin geraten alte Menschen zunehmend in die Vereinsamung, vor allem in den Senioren- und Pflegeheimen. Oft sind sie vom kulturellen Leben ausgeschlossen, wegen fehlender ökonomischer Mittel, mangelnder Mobilität und nachlassendem Interesse. So bleibt einzig das Teilsystem Familie, um ein Mindestmaß an Pflege und Fürsorge zu gewährleisten. Wer aber soll die Leistungen übernehmen, wenn die jüngeren Familienmitglieder berufstätig sind? Angela Kümmerling und Gerhard Bäcker haben festgestellt, dass zu pflegende Personen von 60,4 Prozent Frauen und 35,7 Prozent Männern gepflegt werden und dass das durchschnittliche Alter der pflegenden Angehörigen 58,5 Jahre betrug (2012). Das bedeutet, dass insbesondere ältere Menschen, wenn sie Senioren pflegen, großen Belastungen ausgesetzt sind. Diese Zahl ist sicher realistisch und macht deutlich, dass diejenigen, die die Pflegeverantwortung übernehmen, diese aufgrund ihres Alters und der damit einhergehenden, oftmals reduzierten physischen Belastbarkeit in vielen Fällen nur eingeschränkt leisten können. Es wird deutlich, dass nicht nur der zu pflegende alte Mensch, sondern auch die pflegenden Angehörigen teilexkludiert werden können. Folgende Belastungsfaktoren spielen dabei eine wesentliche Rolle:

- **Kostenbelastung.** Auch wenn ein Teil der Kosten durch den Staat abgedeckt wird, führt der Pflegeaufwand zu Einschränkungen der angehörigen Familie.

- Zeitfaktor. Es bleibt erheblich weniger Zeit für eigene Interessen und Aufgaben. Die ausgleichende Freizeit und Erholung wird zum Beispiel bei intensiver Pflege auf ein Minimum reduziert. Dadurch können Freundschaften oder andere soziale oder kulturelle Angebote kaum oder gar nicht wahrgenommen werden.
- Konflikte. Das im Pflegefall sich ändernde Beziehungsverhältnis zwischen den Generationen führt zu häufigen Konflikten untereinander. Altersdemenz und/oder körperliche Gebrechen führen zu erheblichen seelischen Belastungen, die die pflegenden Angehörigen in eine Depression fallen oder ein Burnout-Syndrom entwickeln lassen.
- Insgesamt sinkt die Lebensqualität der pflegenden Angehörigen in vielen Fällen signifikant, und geht mit dem schlechten Gewissen einher, den lieben Vater, die liebe Mutter nur ungenügend zu versorgen, da sie die Grenzen ihrer Möglichkeiten und Kräfte aufgezeigt bekommen.

Wie viele Senioren bedürfen eigentlich der Betreuung (Noack 2001c, 230f.)? Die Pflege- und Hilfsbedürftigkeit bei den täglichen Grundtätigkeiten ist gering. 4 Prozent der Senioren brauchen Hilfe beim Essen, 5 Prozent beim Besuch der Toilette, 6 Prozent beim Ankleiden und 14 Prozent beim Baden. 80 Prozent der 70-Jährigen und Älteren sind völlig selbständig und unabhängig in der Lebensführung. Die Inanspruchnahme außerhäuslicher pflegerischer Dienste ist ebenfalls nicht groß. 83 Prozent der alten Menschen leben in Privatwohnungen, 8 Prozent in Seniorenwohnhäusern (die auch noch den Privatwohnungen zugerechnet werden), 6 Prozent in Seniorenwohnheimen und 3 Prozent in Pflegeheimen. Dies zeigt die große Unabhängigkeit und Selbständigkeit alter Menschen. Allerdings ist zu sagen, dass pflegerische Hilfe mit zunehmendem Alter wichtig wird. Nach Linden, Gilberg, Horgas und Steinhagen-Thiessen (1996, 476) sind 20 Prozent der über 65-Jährigen in irgendeiner Form auf Hilfe angewiesen, und zwar brauchen 5 Prozent der 65- bis 79-Jährigen Pflege leichter Intensität und hauswirtschaftliche Unterstützung. Bei den über 80-Jährigen steigt die Zahl der Hilfebedürftigen auf 13 Prozent. Intensive Pflege allerdings brauchen nur 1 Prozent der 65- bis 79-Jährigen und 7 Prozent der über 80-Jährigen. Dabei ist es hilfreich, mehrere Formen der Unterstützung zu unterscheiden (ebd., 479):

- Selbsthilfe bedeutet die Hilfe, die der alte Mensch sich selbst leisten kann, die aber auch von Familienangehörigen vermittelt wird, die im Haushalt leben.
- Informelle Hilfe erfolgt durch Familienangehörige, Verwandte, Nachbarn, Freunde und Bekannte, die nicht im Haushalt der unterstützungsbedürftigen Person leben.
- Professionelle oder formelle Pflege geschieht durch ambulante Dienste.
- Institutionelle Versorgung wird in Institutionen gegeben, wobei Seniorenwohnheime, Seniorenheime, Altenkrankenhäuser und Altenpflegeheime zusammengefasst werden.

Die *informelle Hilfe* erfolgt durch die Netzwerkteilnehmer. Wie groß ist ein soziales Netzwerk alter Menschen (Noack 2001c, 118–122; ders. 2005, 21)? Es variiert zwischen null und 49 Personen, woraus sich eine mittlere Netzwerkdichte von 10,9 Personen ergibt. Jedoch nimmt mit

zunehmendem Alter die Netzwerkgröße ab, weil Gleichaltrige sterben. Große Differenzen ergeben sich aus den Lebensverhältnissen alter Menschen. So haben Verheiratete 14,1 Netzwerkpartner, Verwitwete 10,6, bei den Geschiedenen sind es 7,8 Personen; kinderlose alte Menschen haben ein noch kleineres Netzwerk, nämlich 8,1 Personen, während das kleinste Netzwerk bei Heimbewohnern zu finden ist mit 4,5 Netzwerkpartnern. Die These von der Einsamkeit im Alter lässt sich also nicht uneingeschränkt vertreten. Sicherlich fühlen sich vor allem alte Menschen in Heimen und je älter sie werden zunehmend vereinsamt. Verwitwete fühlen sich häufiger einsamer als Verheiratete bzw. nicht-eheliche Partner. Auch sind Alte, die Kinder haben und in einem Privathaushalt leben, sehr viel weniger einsam als Heimbewohner. Ebenso zeigt die Untersuchung, dass mit zunehmendem Alter sowohl die Größe des Netzwerkes abnimmt als auch die Einsamkeit zunimmt. Insgesamt lässt sich jedoch sagen, dass der alte Mensch in der Regel nicht exkludiert wird und er in seiner Wohnung mit dem dazu gehörigen sozialen Netzwerk wohnt.

Die Hilfsbedürftigkeit hängt auch davon ab, wie die Lebensform und die Lebenswelt der Senioren aussehen. Je nach ihrer psycho-sozialen Entwicklung entwerfen auch alte Menschen unterschiedliche Verhaltensrepertoires. Daraus differenzieren sich unterschiedliche Lebenswelten. Malte Ristau und Petra Mackroth haben vier Verhaltenstypen dargestellt (Ristau und Mackroth 1993, 240; vgl. auch Brauchbar und Heer 1993, 24; Schäuble 1995, 89f., 118; Noack 2001 c, 217 f.):

(1) Die pflichtbewussten, konformistischen Älteren (etwa 30 %). Sie sind selbstzufrieden und passen sich an die gegebenen Umstände an. Sie sind traditionsgeleitet und lehnen Veränderungen ab; stattdessen erstreben sie Sicherheit und Ruhe im Privaten. Im Übrigen zeigen sie Eigenschaften, wie Bescheidenheit, Sparsamkeit, Ordnung, Familiengebundenheit, Pflichttreue auch in häuslichen Pflichten, Harmoniestreben und Konfliktabwehr. Tätigkeitsfelder sind Gartenarbeit, Kaffeekränzchen oder Stammtisch, Hobbys und der Besuch von Kindern und Enkeln. Die Aktivitäten spielen sich im kleinen Kreis der eigenen engeren Umgebung ab. Groß ist das Unabhängigkeitsgefühl, woraus auch eine Angst vor dem Altersheim resultiert. Der oftmals erreichte bescheidene Wohlstand soll bewahrt werden, woraus konservatistische Einstellungen erwachsen, die gesellschaftliche Veränderungen und die junge Generation ablehnen.

(2) Die sicherheits- und gemeinschaftsorientierten Älteren (etwa 29 %). Aufgrund des Verlustes der Werte der Arbeitswelt ergeben sich Orientierungsprobleme, woraus protestierende oder resignierende Verhaltensmuster resultieren. Dem Sicherheitsbedürfnis entspricht nüchtern-kritisches Verhalten. Mit ihm korrespondiert die Ernsthaftigkeit und Disziplin bei allen Tätigkeiten, denen allerdings Sublimationsfreude mangelt. Andererseits bedeutet der Rückzug aus der Arbeitswelt gleichzeitig einen Rückzug ins Private. Da sie aber zugleich gemeinschaftsorientiert sind, bestimmen Hobbys und der Kontakt zu Nachbarn den Alltag. Das Erarbeitete soll in traditionell geselligen Formen genossen werden. Feste zu feiern ist darum wichtig. Auf Veränderungen im Sozialleistungsbereich reagieren sie empfindlich, weil sie ihre materielle Sicherheit gefährden könnten.

(3) Die resignierten, zurückgezogenen Älteren (16 %). Sie entsprechen Eriksons Beschreibung der unreifen Alten, die keine Ich-Integrität entwickelt haben und die, wenn sie auf ihr Leben zurückblicken, merken, dass ihr Leben verfehlt war und sie es nicht wiederholen können. Deshalb entwickeln sie Gefühle von Pessimismus, Einsamkeit, Ohnmacht und Resignation. Teils entsprechen solche Einstellungen den tatsächlichen Umständen, denn bei ihnen häufen sich soziale und materielle Benachteiligungen sowie Gesundheitsprobleme und Isolationstendenzen. Oft suchen sie Trost in der Religion (besonders Frauen) oder in den Erinnerungen an frühere bessere Zeiten. Ihr Sicherheitsbedürfnis ist groß; sie haben Angst, abgeschoben zu werden. Sie gehören zu den sozial Schwachen und Benachteiligten, die von Kleinstrenten oder Sozialhilfe leben. Darum haben sie Sorge, sozial noch tiefer zu sinken, abgeschoben und entmündigt zu werden.

(4) Die aktiven, neuen Älteren (25 %). Gekennzeichnet sind sie durch aktives Freizeitverhalten, Mobilität, kulturelle Interessen, Weiterbildung sowie Leistungs- und Verantwortungsbereitschaft für neue Tätigkeitsfelder. Ihre erstrebten Werte sind Selbstverwirklichung, Kreativität, Aufgeschlossenheit für Neues, Rezeptivität, Genussfähigkeit und auch soziale Aktivität; denn sie sind sozial integriert und kontaktfreudig. Sie nehmen aktiv am politischen und gesellschaftlichen Leben teil. Während sie sich also sozial engagieren, achten sie darauf, das Leben zu genießen. In dieser Gruppe befinden sich die meisten alten Menschen mit hohem Bildungsstand und Einkommen (es übersteigt 3.200 Euro im Monat). Im Vergleich der Gruppen der resignierten Älteren und der aktiven neuen Älteren miteinander ist zu bemerken, was für eine Bandbreite im Verhalten alter Menschen möglich ist. Zugleich ist die Bedeutung von Bildung und Einkommen für den Lebensstil der Alten zu erkennen und zu beobachten, dass Exklusion nicht das Schicksal alter Menschen ist. Während die pflichtbewussten konformistischen und die sicherheits- und gemeinschaftsorientierten Alten nur teilexkludiert sind durch ihre selbstgenügsame Rückgezogenheit in einen kleinen Kreis, den sie wenig verlassen, sind die aktiven neueren Alten überhaupt nicht exkludiert, sondern bleiben inkludiert wie in ihrem ganzen bisherigen Leben. Die resignierten, zurückgezogenen Alten sind hingegen total exkludiert durch Selbstexklusion. Es sind zwar nur 16 Prozent der Alterskohorte, aber es ist doch ein recht großer Anteil.

Die **formelle Hilfe** erfolgt durch die ambulanten Dienste. Der Zweck mobilerAltenhilfe ist die Absicht, alten Menschen, wenn sie sich nicht mehr oder nur noch teilweise selbst versorgen können, zu helfen, ohne sie aus der gewohnten Umgebung und ihrer Lebenswelt zu entfernen. Exklusionsvorgänge sollen also vermieden oder hinausgezögert werden. Im Einzelnen gibt es folgende Bereiche der Hilfe, die im Wohnbereich ansetzen (Witterstätter 1994, 93): 1. Gesundheitsbereich (Essensbereitung oder -lieferung, Pflege und Gesundheitsversorgung, Fußpflege und Gymnastik). 2. Persönliche und technische Hilfen (Einkaufen, Wäsche bringen und abholen, Reparaturen, Haushaltsreinigung, Behördenumgang). 3. Kommunikationshilfen zum Beispiel Besuche, Fahrdienst, Büchereidienst, Vorlesedienst, Informationsdienste und Behördenhilfen).

Diese Dienste werden zunächst von den Trägern der freien Sozial- und Altenhilfe angeboten, also den Wohlfahrtsverbänden und den Trägern der öffentlichen Sozial- und Altenpflege in den Städten und Landkreisen. Die Grenzen der offenen Altenhilfe sind klar erkennbar: Die offene Altenarbeit ist zu wenig aufsuchend und zugehend, sondern eher reaktiv. Sie beginnt erst, wenn der Hilfebedarf dringend geworden ist. Außerdem ist das Personal vor allem in den Sozialstationen überfordert. Wenn für einen Einsatz 20 Minuten Betreuungszeit abgerechnet werden dürfen und ein Patient zweimal täglich besucht wird, kann eine Mitarbeiterin nur 12 Personen versorgen. Auch dann ist sie nur in der Lage, eine Mindestversorgung anzubieten. Man kann auf 50.000 Einwohner 225 alte Menschen rechnen, die ambulant betreut werden müssen. Bei einer Sozialstation mit 8 Mitarbeitern müsste jeder Helfer 80 Patienten versorgen (wenn man Ferien, Krankheitstage und ähnliche Ausfallzeiten berücksichtigt). Meist sind die Wohnungen nicht geeignet für eine Pflege, sodass eine Übersiedlung in ein Heim besser wäre als die ambulante Versorgung. So gibt es in der mobilen Altenpflege viele ungelöste und unlösbare Probleme. Positiv aber ist, dass die Exklusion, die in der Heimunterbringung fast unumgänglich ist, hierdurch verhindert wird.

Die aufwändigste Art der Pflege ist die institutionalisierte Versorgung in Sonderwohnformen. Dies sind zunächst die Alten- oder Seniorenwohnhäuser, die zwar auf die Bedürfnisse der alten Menschen abgestimmt sind, aber doch noch privates Wohnen darstellen. Alten- und Seniorenwohnheime bieten abgeschlossene Wohnungen, die privates Wohnen erlauben, aber gleichzeitig geben sie, soweit notwendig und von den Bewohnern gewünscht, auch pflegerische Unterstützung und Verköstigung. Diese Wohnform verhindert immer noch Exklusionen.

In Alten- und Seniorenheimen haben die Einwohner in der Regel keinen Privatraum mehr, sondern Versorgung und Pflege stehen im Vordergrund.

Altenkrankenheime und Altenpflegeheime schließlich beherbergen Personen, die gänzlich auf Versorgung und Pflege angewiesen sind, indem sie die Menschen in verschiedenen Wohnhäusern oder Stockwerken unterbringen.

Es leben ungefähr von den 2,3 Millionen pflegebedürftigen Personen zwei Drittel in Privatwohnungen und 766.000 Menschen in 11.000 Alteneinrichtungen (Pflegestatistik 2007). Wenn ein Mensch, warum auch immer, in ein Heim übersiedelt, dann verlässt er seine bisherige Lebenswelt und tritt in ein neues soziales System ein, das sich von allem, worin er bisher gelebt hat, unterscheidet. Es ist ein geschlossenes, zweckrationales System, das aus einem System von Menschen besteht mit unterschiedlichen und oft festgelegten Rollen.

Für totale Systeme hat Goffmann (1973) vier Merkmale formuliert:

- Alle Lebensvollzüge des alten Menschen finden an einem Ort unter dem Einfluss einer Autorität statt.

- Für alle Heimbewohner gilt der gleiche Tagesablauf.
- Dieser Tagesablauf ist exakt geplant. Die Durchführung und die Zeiteinhaltung werden durch das Personal garantiert.
- Die Möglichkeit des Einzelnen, sich den Zielen der Institution zu entziehen, gibt es nicht. Alle Tätigkeiten und Interessen haben sich nach den Zielen der Institution zu richten.

Wenn auch institutionales Wohnen strukturell zur totalen Institution tendiert, kann sie doch abgemildert werden von der Person des Heimleiters, dem Grad der Subjektbezogenheit der Mitarbeiter und der Durchlässigkeit des Systems nach außen. Jedoch scheint die Heimunterbringung sehr häufig zur Exklusion zu führen, denken wir nur daran, dass das Netzwerk von Heimbewohnern das kleinste ist: 4,5 Personen, während die sogenannten ›neuen Alten‹ (25 %) noch bis zu 49 Netzwerkpersonen haben.

Eine wichtige Aufgabe des Heimes und seiner Pflegepersonen, aber auch für betreuende Angehörige, ist der rechte Umgang mit ***Sterben und Tod***. Während vor hundert Jahren noch 95 Prozent der Menschen zu Hause im Kreise der Familie starben, erleben heutzutage 90 Prozent der alten Menschen ihren Tod in Krankenhäusern, Heimen oder ähnlichen Einrichtungen (Witterstätter 1994, 124f.). Darum muss sich nicht nur der alte Mensch, sondern müssen sich auch die Pfleger und die pflegenden Angehörigen mit dem Tod auseinandersetzen.

Auch der alte Mensch hat im Gegensatz zum Tier nicht nur den Augenblick als Lebenszeit, sondern die Gegenwart als Erlebnis- und Handlungsraum, der allerdings unter dem Code ›nicht mehr‹ steht, der auf den Tod verweist; die Vergangenheit, die unter dem Dual ›erinnern/vergessen‹ steht und biografisches, gesellschaftliches

und geschichtliches Traditionsgut erinnert; sowie die Zukunft als das Sich-Vorweg-sein, ein Vorlaufen in die Zukunft (Noack 2005, 18–20). Zwischen Gegenwart und Zukunft sind die Sorge und das Besorgtsein gespannt. Der Mensch sorgt vor und sorgt sich vor. Denn Zukunft heißt auch, vom Tod zu wissen. In der unendlichen Sorge um die eigene Existenz droht der Tod als Ende alles Bemühens und aller Existenzentwürfe. So führt die Sorge zum Wissen der Existenz als ein Sein zum Tod, zu Angst und Verzweiflung (Heidegger 1993, 235–267). Im Paragraphen 53 von ›Sein und Zeit‹ gibt Martin Heidegger fünf Bestimmungspunkte für das Verfallensein an den Tod:

(1) Der Tod als eigenste Möglichkeit. Der Tod ist die einzige Möglichkeit, sich selbst als Subjekt zu bestimmen, ohne Bezug auf ein Co-Subjekt oder die anonyme Masse der Menschen. Allerdings ist dies nur eine Möglichkeit, ein Können. Tatsächlich ist der Mensch faktisch verloren an das Alltägliche, die Massenanonymität, wodurch er den Tod vergisst.

(2) Der Tod als unbezügliche Möglichkeit. Wenn sich der Mensch durch seinen Bezug zum Tod selbst bestimmt, trennt er sich ab von allen anderen Bezügen, er ist bezugslos zu ihnen. So bringt er sich hervor als ein Einzelner in seiner Einzigartigkeit. Alle anderen Bezüge zu den Mitmenschen

und der Gebrauchswelt verschwinden angesichts des Todes. Wenn auch das Subjekt als ein Einzelnes nur getrennt von allen Mit-Menschen und Dingen als auf den Tod bezogen ein Einzigartiges ist, so bleibt es doch verantwortlich für Versorgung von und die Fürsorge für die anderen.

(3) Der Tod als unüberholbare Möglichkeit. Das Sein zum Tode macht dem Menschen bewusst, dass seine letzte und äußerste Möglichkeit ist, sich aufzugeben. Damit aber lernt er den Modus des Aufgebens als lebenslangen Prozess. Er lernt, sich nicht an die zufällig sich andrängenden Möglichkeiten hinzugeben, sondern frei zu sein für das Eigentliche. Indem der Mensch Zukunft hat, er in die Zukunft vorläuft, weiß er von der Möglichkeit der Selbstaufgabe und zerbricht so jede Versteifung auf die je erreichte Existenz. Das Vorlaufen in die Zukunft verhütet, dass er hinter das Erreichte zurückfällt, den jeweiligen Besitz fixiert, sondern frei wird vom Zufälligen und offen für die tatsächlichen Möglichkeiten. Frei zu werden für das Mögliche ist aber auch, frei zu sein für die vom Ende her bestimmten, die endlichen Möglichkeiten. Das Bewusstsein der Endlichkeit bewahrt davor, andere Menschen in ihren Existenzmöglichkeiten zu beschneiden und sie auf die eigenen hinzuzwingen. Denn Dasein ist immer zugleich Mit-Sein und das Sein-Können für den anderen. Weil nun schließlich das Vorlaufen in die Zukunft zum Ende alle Möglichkeiten, die bis dorthin da sind, enthält, liegt darin die Möglichkeit der existenziellen Vorwegnahme des ganzen Daseins, eines vollständigen Lebensentwurfs.

(4) Der Tod als gewisse Möglichkeit. Dies bedeutet, dass der Tod unumstößlich sicher kommt. Davon weiß ich in strikter Evidenz nicht durch den Tod anderer. Unbezweifelbare Evidenz gewinnt er nur durch mein eigenes Vorlaufen in die Zukunft, bei dem ich alle Bezüge zu dem mich Umgebenden abbreche. Es ist mein eigener Tod, nicht der anderer, der ihn so apodiktisch evident macht.

(5) Der Tod als unbestimmte Möglichkeit. Tag und Stunde des Todes sind unbestimmt. Dies Vorlaufen zum unbestimmten und doch gewissen Tod bringt eine aus diesem Dasein selbst hervorgehende Bedrohung zum Vorschein. Im Vorlaufen auf den Tod kann die Todesdrohung nie ausgeblendet werden. Sie ist immer gegenwärtig. Die Befindlichkeit aber, welche die ständige, aus dem eigensten, vereinzelt, einmaligen Sein des Daseins aufsteigende Bedrohung als eine immer vorhandene Bedrohung offen hält, ist die Angst. In ihr befindet sich der Mensch vor dem Nichts. Das Sein zum Tode ist wesenhaft Angst.

Die fünffache Bestimmung des Menschen als Sein zum Tode fasst Heidegger (1993) unter dem Begriff ›Freiheit zum Tode‹ zusammen. Denn der Mensch, vorlaufend zum Tode, löst sich von allen illusionären Stützen und Mitmenschen; er ist frei und ist das seiner selbst gewisse und doch sich ängstende Selbst. Auf diese Weise macht der Tod frei. Weil der Umgang mit dem Tod aus gesellschaftlichen Gründen ausbleibt und der Tod nicht mehr wie früher allgegenwärtig ist, gibt es

auch nur wenig bewusste Angst vor dem Tod. Es scheint sogar so zu sein, dass mit zunehmendem Alter die Angst vor dem Tod abnimmt, jedenfalls nicht ansteigt (Schmitz-Scherzer 1992, 594). Dabei haben Frauen eine ausgeprägtere Angst vor dem Tod als Männer. Jedoch scheint die Religion keinen Einfluss auf das Maß der Angst zu haben, sondern sie ist eher individuell geprägt; auch die Sinnggebung des Todes ist individualisiert. Alte Menschen stellen sich den Tod vorwiegend als Erlösung von Schmerzen, jüngere vorzugsweise als angstbesetzt vor. Ein hoher Bildungsstand scheint hingegen die Angstbesetzung der Todesvorstellung zu reduzieren. Immer aber ist es wichtig, dass Sterbende begleitet und nicht allein gelassen werden.

Vier Grundsätze sollten dabei beachtet werden (Witterstätter 1994, 125):

- Sterbende sollten möglichst zu Schmerzfreiheit medikamentiert werden.
- Das Bewusstsein des Sterbenden soll, soweit die Schmerzmedikamente es zulassen, bei personalem Bewusstsein bleiben, um die letzte Lebensaufgabe, das Loslassen des Lebens und das Sterben, zu bestehen.
- Sehr wichtig ist, dass der Sterbende nicht einsam sterben muss, sondern dass ihm nahestehende Personen anwesend sind; das können der Ehepartner, Kinder, Verwandte oder auch Freunde sein (die sich bei einem längeren Sterbeprozess ablösen).
- Hilfreich ist auch der Besuch eines Seelsorgers, der dem Glaubensbekenntnis des Sterbenden angehört, der mit ihm betet, Verheißungsworte der Bibel (oder bei anderen Religionen der entsprechenden heiligen Bücher) spricht, ein geistliches Lied singt oder auch das Abendmahl gibt oder eine adäquate geistliche Handlung zelebriert. Selbst Ungläubige schätzen einen liebevollen, einführenden und undogmatischen Zuspruch eines Seelsorgers.

Solch einen verstehenden Zugang zum Sterbenden will die Hospizbewegung öffnen (Prah und Schröter 1996, 216–218). Entstanden ist sie vor allem in Großbritannien; sie führt ihre Wurzeln bis ins 19. Jahrhundert auf die Krankenschwester Mary Aikenhead in Dublin zurück, die eine Pflege für unheilbar Kranke ins Leben rief. 1967 gründete die Ärztin Cicely Saunders das St. Christopher's Hospice in London, um mit einem Team von Ärzten, Physiologen, Schwestern, Psychologen, Geistlichen und über 200 freiwilligen Helfern Menschen beim Sterben zu begleiten. Die Idee ist, dass viele pflegebedürftige Menschen in den normalen Kliniken nicht angemessen sterben können, weil sie durch die Apparate am Leben erhalten werden mit dem Ziel, das Leben unter allen Umständen zu verlängern. Während also das System Krankenhaus in der Sterbebegleitung versagt, sind die Familien mit der Pflege und Begleitung ihrer Sterbenden oftmals überfordert. Das Hospiz nun will weder das Leben der Sterbenden technisch verlängern noch alle medizinisch-technischen Möglichkeiten ausnutzen, sondern durch Schmerzlinderung und intensive Begleitung mit Gespräch, durch Zeit und Einfühlen das Sterben menschlich machen. Auch den Schwerkranken und Sterbenden sollen Mündigkeit und Autonomie zugebilligt bleiben. Die Angehörigen werden in den Prozess der Begleitung einbezogen. Mitunter besteht die Möglichkeit, dass sie sogar im Hospiz wohnen. Patienten können aber auch nur zeitweise im Hospiz unterkommen, um die Angehörigen

vorübergehend zu entlasten. Die Hospizbewegung will die letzte und schwerste Exklusion, die in geschlossenen Sterbeanstalten, und die letzte und schwerste Exklusion, die vor dem Leben, humanisieren.

So kann das System Familie allen Mitgliedern des Systems Halt, Sicherheit, lebenslanges Zugehörigkeitsgefühl, Hilfe und Inklusion in die Gesellschaft durch intergenerative Weitergabe schenken. Aber es können auch die Exklusionsdrifte von den Eltern an die Kinder weitergegeben werden. Wenn darüber hinaus Kinder vernachlässigt werden, Gewalt erfahren müssen und missbraucht werden, wird ihrem Leben die Daseinsvertrautheit verweigert und stattdessen in ihnen Daseinsangst ausgelöst.

### **Exkludierte Ein-Eltern-Familien**

Die Zunahme von Ein-Eltern-Familien ist eine Folge der zunehmenden Ehescheidungen. Allerdings gelten als Alleinerziehende, das heißt, es erzieht nur ein Elternteil, auch ledige Mütter, deren Zahl zunimmt sowie Verwitwete und getrennt lebende Verheiratete, wobei aber geschiedene Alleinerziehende den Hauptanteil aufweisen. In Deutschland betrug die Zahl der Alleinerziehenden 2009 etwa 1,6 Millionen (siehe [http://www.vamv.de/Statistik\\_2009.pdf](http://www.vamv.de/Statistik_2009.pdf)), 300.000 mehr als noch 1996. Ehepaare mit Kindern stellen immer noch drei Viertel aller Familien, aber ihre Zahl nimmt ab und die der Alleinerziehenden nimmt zu. Die Zahl der Kinder Alleinerziehender beträgt 1,9 Millionen. Dabei ist zu bedenken, dass 90 Prozent in den Ein-Eltern-Familien Frauen sind. Allerdings sind die Ein-Eltern-Familien sehr veränderlich. Nach fünf Jahren waren nur noch 56,5 Prozent in dieser Familienform verblieben. Zum Teil hatten die Mütter und Väter erneut geheiratet oder eine feste Partnerschaft begründet, wodurch eine Patchwork-Familie entstand; andere blieben allein, weil die erwachsenen Kinder sie verlassen hatten. Nach zehn Jahren waren 28,8 Prozent eine feste Partnerschaft eingegangen (Noack 2001 c, 161).

Die Exklusionsmerkmale solcher Familien sind beengte Wohnungen, geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt, Bildungsrückstand und mangelnde Gesundheit. Nach ihnen lassen sich vier Exklusionsebenen unterscheiden:

(1) Am stärksten wirkt sich die *wirtschaftliche Exklusion* aus. Wie oben angedeutet, sind für Alleinerziehende, besonders wenn die Kinder noch klein sind, die Chancen auf dem Arbeitsmarkt sehr gering. Die Folgen sind (Trabert 1999, 758) Verarmung, Angewiesensein auf ›Hartz IV‹ oder Löhne im Niedriglohnsektor, in dem sie nur Arbeit finden, Billigwohnungen, die die Gesundheit beeinträchtigen und die in Exklusionsverdichtungen liegen. 40 Prozent der von Einkommensarmut Betroffenen sind Alleinerziehende.

(2) Die *Exklusion durch die Wohnverhältnisse* ist mit der wirtschaftlichen Exklusion eng verknüpft (Andres 2001, 12f.). Die hohen Mietkosten trotz Billigwohnungen, die kleinen Wohnungen (sozialer

Wohnungsbau), dazu oft in sozialen Brennpunkten gelegen, Vorurteile von Vermietern gegenüber Alleinerziehenden führen zur Exklusion.

(3) Solche Belastungen und eingeschränkte Möglichkeiten führen zur *sozialen Exklusion*. Durch die hohen Mieten, die Kosten für den Lebensunterhalt, für die Versorgung der Kinder, den hohen Zeitaufwand für die notwendigen Alltagspflichten und für die Kinder bleiben wenig Kraft und Zeit und darum auch mangelndes Interesse für soziale Kontakte, soweit sie mit finanziellen Mitteln verbunden sind. Wenn für den Weg zu früheren Freunden Kosten für Verkehrsmittel benötigt werden, wenn kulturelle Veranstaltungen Kosten verursachen, sind die Möglichkeiten begrenzt. Vor allem aber spielt der Zeitfaktor eine entscheidende Rolle. Die Alleinverantwortung für Beruf, Haushalt und Kinder lassen weder Zeit noch Kraft übrig für soziale Kontakte.

(4) Die *politische Exklusion* resultiert aus der totalen Absorption der alleinerziehenden Frau durch den Beruf, den Alltag und die Kinder. Dies lässt auch die politischen Interessen verblassen. Sozial integrierte Personen identifizieren sich mit dem Staat und der Gesellschaft, worin sie leben. Exkludierte Personen hingegen haben eher eine skeptische Haltung gegenüber der Gesellschaft und noch mehr gegenüber der Regierung (de la Hoz 2004, 8).

Die Folgen dieser Exklusion sind für die Mütter und die Kinder weitreichend. Es sind nicht nur geringe Arbeitsmarktchancen, niedriges Einkommen, vielfältiger hoher Zeitaufwand für Kinder, Haushalt und Beruf. Hinzu treten psychische Belastungen. Alleinerziehende Frauen leiden unter Stress, Gesundheitsmängeln, geringem sozialem Status, dem Gefühl, zu versagen und wenig wert zu sein, innere Unsicherheit, Erziehungsschwierigkeiten, mit denen Rollenkonfusion verbunden ist. Darauf weist vor allem Andres (2001, 13) hin. Alleinerziehende müssen die Rolle des Familiernährers, des alleinigen Erziehungsverantwortlichen übernehmen, müssen den Haushalt organisieren, kurz: Sie müssen die Vater- und Mutter-, die Mann- und Frauenrolle ausfüllen. Diese Rollenüberlastung kann nicht nur zu Gesundheitsschäden führen, sondern auch dazu, dass die Frau notwendigerweise sich und ihre Gesundheit vernachlässigt. Auch die Kinder spüren die Ausgrenzung, leiden unter den beengten Wohnverhältnissen, der Armut, den begrenzten Freizeitmöglichkeiten, der Ausgrenzung durch Gleichaltrige. Vor allem können sie mit den Anforderungen der Peergroup-Kultur nicht mithalten. Der Weg in die Hauptschule und die intergenerative Weitergabe der Armut und Exklusion sind vorgezeichnet.

Inklusionsbemühungen scheitern in der Regel an den Finanzen und dem mangelnden Interesse der Politik. Zwar gibt es zahlreiche Hilfen für Alleinerziehende: steuerliche Entlastungen, Kindergeld, Wohngeld, Erziehungsgeld und anderes. Allerdings wurden im Jahr 2010 von der Regierung die Sozialleistungen gekürzt, wovon besonders die Alleinerziehenden betroffen waren. Vor allem betonen Experten, dass sich die Alleinerziehenden mehr noch als materielle Hilfen vor allem gesellschaftliche Anerkennung und Achtung vor ihrer Erziehungsleistung wünschen (Helfferich, Hendel-Kramer und Klintworth 2003, 22).

## **Globalisierung im System Familie**

Die einzelne Familie kann sich kaum globalisieren, ausgenommen sie ist international zusammengesetzt, was nicht selten vorkommt. Aber das System Familie breitet sich global aus. Der Grund ist, dass sich die euro-amerikanische Kultur, Bildung, Kunst, Wirtschaft, Staats- und Regierungsform global ausweitet und damit gleichzeitig die Vorstellung von Individualität, Selbstsein und Gleichheit der Geschlechter (wenn auch begrenzt). Dies bedeutet für das Familiensystem, dass sich die Vorstellung durchsetzt, dass der Ehepartner frei gewählt wird und dies ein lebenslanges Liebesverhältnis ist, geprägt von Intersubjektivität und Gleichheit der Geschlechter, und die Kinder in einer umfassenden Bildung gefördert werden. Auch bei uns ist diese neue Rollenverteilung ungewöhnlich. Deshalb sei sie hier vorgestellt, um zu zeigen, wie sie entstanden ist und wie sie ein Spiegel für die globale Entwicklung sein kann.

Auch unsere Familien waren im Mittelalter hierarchisiert (siehe oben). Bis ins 19. Jahrhundert hinein nahm der Vater die ›patria potestas‹ ein, die Frau war ihm untergeben, die Söhne wurden bevorzugt, die Mädchen in das Haus verbannt. Auch in Deutschland bedurfte es eines Normenwandels im 20. Jahrhundert. Noch im 19. Jahrhundert wurden die Kinder in der Schule und vom Vater geschlagen. Im England der viktorianischen Zeit missbrauchten in der Oberschicht Brüder ihre Schwestern und jagten sie dann als Hure aus dem Haus (Noack 2003b, 174). Wie wichtig sind darum die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts für die Emanzipation der Frau und des Kindes, wodurch eine völlig neue und humane Familienstruktur entstand. Sie ist gekennzeichnet durch die völlige Parität zwischen Mann und Frau, ihre gemeinsame Erziehungsverantwortung, in der sie den Kindern Fürsorge, Um-Sorgtsein, Weltvertrautheit und allseitige Bildung schenken. Dazu war es notwendig, dass sich die Rollenverteilung in der Familie aus der hierarchischen in eine parallele Struktur umwandelte (dazu Noack 2001c, 170–175).

Eine soziale Rolle steht in Wechselwirkung und Komplementarität zu einer anderen Rolle. So ist die Mutterrolle nicht denkbar ohne das Kind, die Rolle der Ehefrau nicht ohne den Ehemann und umgekehrt, die Elternrolle nicht ohne die Kinder und so weiter. Ebenso werden die Erwartungen komplementär verteilt: Die Eltern erwarten vom Kind, dass es sich in die Familie einfügt; das Kind braucht von den Eltern Verständnis und Versorgung. Wir können die Familie also als ein Rollensystem und Rollengefüge verstehen. Deshalb sind alle Rollen, wie wir gesehen haben, komplementär. Jede Ich-Definition erfordert eine Du-Definition. In der Familie gibt es unterschiedliche Familienrollen. Nach dem Strukturfunktionalismus gelten Geschlecht und Generationszugehörigkeit als die Rollendeterminanten. Die Familienmitglieder übernehmen demzufolge ihre Rollen je nach Alter und Geschlecht, beispielsweise von Ehemann und Ehefrau, Vater, Mutter, Kind, Geschwister, Onkel, Tante, Großeltern usw. Diese Rollen entsprechen einander und werden in diesem Falle mit Gefühlen der Befriedigung belohnt, oder sie treten in Konflikt zueinander, wodurch das System Familie in Spannung gerät. Diese Rollen sind verknüpft mit unterschiedlichen Funktionen, Rechten und Pflichten, die durchaus alters- und geschlechtsspezifisch

sind, sich aber auch während der Altersveränderung wandeln, wie die Rolle der Tochter und des Sohnes. Solche Rollen werden im Verlaufe der Kindheit erlernt durch Imitation, Identifikation, Nachahmungslernen, durch lang andauernde, gleichförmig wiederkehrende und starke Reize, die durch Belohnung und Bestrafung Verstärkung erfahren.

Eine besondere Funktion im Familiensystem nehmen die Geschlechterrollen ein. So wurde noch vom Strukturfunktionalismus der Frau die Rolle der Ehepartnerin, Hausfrau und Mutter zugesprochen. Sie sollte passiv, sensibel, offen, emotional, hilfsbedürftig sein und den Haushalt ästhetisch beseelen. Charakteristisch für sie war die soziale Rolle. Der Mann hingegen sollte die aktive, dominante Rolle spielen. Er sollte technisch-rational denken, aggressiv, hart, leistungs- und außenweltorientiert sein. In diesem Zusammenhang wurde dem Mann der höhere Wert beigemessen. Wir beobachten, wie lange sich auch bei uns die mittelalterliche Rollenverteilung erhalten hat. Seit der Emanzipationsbewegung der Frauen und der 68er-Bewegung ist die traditionelle Geschlechterrollenverteilung in Frage gestellt worden. Eine Umfrage, von Sinus 1983 durchgeführt, zeigte damals schon, dass nur noch wenige der 15- bis 30-Jährigen Eigenschaften und Fähigkeiten wie Zärtlichkeit, Kinderliebe, Empfindsamkeit nur der Frau zuschreiben wollten. Der Mann sollte sie in gleichem Maße aufweisen; nur die Beschützerrolle wurde ihm weiterhin zugeordnet (Textor 1991, 73). Es ist festzustellen, dass sich die sozialen Rollen verändert haben: sowohl vom Mann als auch von der Frau und die der Kinder. Die genaue Untersuchung dazu sieht folgendermaßen aus:

(1) **Der Rollenwandel der Frau.** Durch die Industrialisierung und Modernisierung der Gesellschaft löste sich die Haushaltsfamilie auf, indem Berufs- und Hausarbeit getrennt wurden. Diese Polarisierung der beiden Lebenswelten führte dazu, dass sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in zwei geschlechtsspezifische Welten trennte, die Welt der Männer und die Welt der Frauen: Der Mann musste in der mobilen, zeit-ökonomischen, technisierten, von Wettbewerb und Kalkulation geprägten Lebenssphäre, der Welt der Arbeit als totaler Absorption, sogenannte männliche Tugenden entwickeln, wie Härte, Cleverness, Durchsetzungsvermögen, Rationalität und so weiter. Diese emotionale Verkümmerng erforderte einen Ausgleich, der im Familienleben gefunden werden sollte. Die Frau musste darum den emotionalen Beitrag zur Familienkultur leisten, das heißt Wärme, Mütterlichkeit, Verständnis, Schwäche und Nachgiebigkeit, kurz: Passivität einbringen. Diese Polarisierung in zwei Lebenswelten führte dazu, Mann und Frau zu typisieren und schließlich das Wesen des Mannes und der Frau zu konstruieren. So haben noch in den 1960er und 1970er Jahren die Frauen sich selbst als freundlich, zärtlich, gefühlsmäßig, sensibel, also positiv sozial orientiert, eingeschätzt, während die Männer sich als durchsetzungsfähig, unabhängig, rational-analytisch, also sozial neutral orientiert, bezeichneten (Neuendorf-Bub 1979, 82f.). Im Gegensatz zur Selbsteinschätzung der Geschlechter ist zu beobachten, wie sich die Sozial-Biografien von Männern und Frauen angleichen. Im Zusammenhang mit dem Individualisierungsschub individualisieren sich auch die Frauen, wodurch sich die Rollenstereotype oder gar das sogenannte Wesen der Frau auflösten. Zwei Entwicklungen scheinen dafür

verantwortlich zu sein (Hettlage 1992, 96–103): die Bildungsrevolution und die Frauenerwerbstätigkeit.

Während im 19. Jahrhundert die Mädchen der Unterschichten in den Alltagsfertigkeiten des Haushaltes unterrichtet wurden, erhielten die Töchter des Bürgertums die schöngeistige Bildung der sogenannten ›höheren Töchter‹. In beiden Fällen wurden den Mädchen höhere Bildung und das Hochschulstudium vorenthalten. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg konnten erstmals Frauen einen Hochschulabschluss erwerben. Zur Bildungsrevolution der Frau kam es erst während der 1960er Jahre und durch die 68er-Bewegung. Heute stellt der Anteil der jungen Frauen an den Bildungseinrichtungen folgende Anteile: 50,5 Prozent der Gymnasiasten, 40,9 Prozent der Universitätsstudenten und 36,9 Prozent der Diplomanden waren Frauen (ebd., 97). Ein Studium vermittelt nicht nur Wissen, sondern vielmehr eine ausgeweitete und individualisierte Identität und ein ausindividualisiertes Bewusstsein. Dadurch werden Frauen zu egalitären Partnern, aber auch zu Konkurrenten der Männer.

Seit den 1950er Jahren des 20. Jahrhunderts zieht sich die Frau nicht mehr nach der Heirat aus dem Berufsleben zurück, sondern zumeist erst nach der Geburt des ersten Kindes. Allerdings geschieht das nicht in jedem Fall. Es ist zunehmend eine Müttererwerbstätigkeit zu beobachten. Frauen, sofern sie an der stillen Revolution der Frauenbildung beteiligt waren, sehen heute die Berufstätigkeit als erwünscht, erstrebt und normal an. Sie stellen sich auf eine lebenslange Berufstätigkeit und den eigenen Lebenssubsistenzwerb ein. Bildung und Beruf sind für sie die Paradigmen der Frauenemanzipation. Dabei bedeuten Bildung und selbständig erworbenes Geld Mittel der Selbstdefinition, sie werden Maßstäbe für ihr selbstgestaltetes Handeln, für Selbstbewusstsein und Anerkennung. Auch für die Frau ergibt sich nun die Trennung von Berufsleben und Familienleben, was ihr dieselbe Unabhängigkeit und Machtposition verschafft wie dem Mann. In allen hoch industrialisierten Ländern Europas nimmt die Frauenerwerbsquote zu, am ausgeprägtesten in den skandinavischen Ländern; aber auch in der Bundesrepublik sind etwa 64 Prozent der Frauen erwerbstätig (Statistisches Bundesamt 2006). Allerdings muss berücksichtigt werden, dass Frauen den höchsten Anteil an Teilzeitbeschäftigten stellen (91,9 %) und ihre Arbeit sich zumeist im Dienstleistungssektor abspielt, der traditionellen Dienstrolle folgend. Hinzu kommt, dass Frauen über ein geringeres Durchschnittseinkommen verfügen, ein höheres Arbeitsplatzrisiko tragen und vor allem auch geringere Aufstiegschancen besitzen. Es zeigen sich in der Berufswelt immer noch alte Diskriminierungen und geschlechtstypische Spaltungen. Dies kann bei Frauen zu Frustrationen führen mit den Reaktionsweisen Aggressivität, Rückzug oder Flucht in Scheinwelten.

(2) *Der Rollenwandel des Mannes.* Da die Emanzipation der Frau wegen der Rollenkomplementarität ohne den Mann nicht möglich ist, erscheint der Rollenwandel der Frau auch als ein Rollenwandel des Mannes. Wenn jedoch Männer zum Rollenwandel nicht bereit sind, ist aufseiten der Frau die Doppelbelastung von Familie und Beruf zu beobachten, was ihre Erfolgsaussichten am Arbeitsplatz schmälert und den Wertvorrang des Mannes stärkt. Es existiert

eine hohe Diskrepanz zwischen den Erwartungen der Frau und den Präferenzen des Mannes; denn die Stereotypen von Mann und Frau sind nach wie vor weit verbreitet (Hettlage 1992, 104f.). Das bedeutet, dass in den Ehen ein hohes Konfliktpotenzial herrscht.

Dagegen lehnen Männer, wenn sie der jüngeren Generation angehören und gebildet sind, das hierarchische Verständnis der Ehe ab, sind frauenfreundlich und bereit, alte Stereotypen aufzugeben (Metz-Göckel und Müller 1986, 16); aber dennoch unterstützen sie in der Regel die Gleichstellung der Frau nicht wirklich, denn sie zeigen keine reale Bereitschaft zur Aufgabenteilung. So überlassen immer noch viele Männer Hausarbeit und Kindererziehung den Frauen. Allerdings je gebildeter beide Ehepartner sind, desto egalitärer ist auch ihr Verhältnis.

(3) *Der Rollenwandel in der Ehe-Dyade.* Es ist verständlich, dass der Rollenwandel der Frau und des Mannes auch die dyadischen Beziehungsmuster der beiden Geschlechter prägt. Die Individualisierung in der modernen Gesellschaft wirkt sich vor allem auf die Beziehungsstrukturen aus. Sie werden weniger hierarchisch organisiert, sind formloser, freier von Machtpotenzialen und offener für die Eigengestaltung. Dies ist durchaus positiv einzuschätzen.

(4) *Der Rollenwandel in der Kindheit und Jugend.* Wenn auch heute noch mehrere Erziehungsstile miteinander konkurrieren, so ist doch der Wandel vom Befehlshaushalt zum Verhandlungshaushalt zu beobachten (Pfeffer 2010, 259–277). Die mittelalterlich stratifizierte Familie wird zur demokratisch egalitären Familie (wobei die Kinder altersspezifische Rollen einnehmen). Die Machtverhältnisse in der Familie haben sich dadurch gleichmäßiger verteilt. Deswegen strafen die Eltern weniger, und vor allem nicht mehr körperlich, sondern sie führen eher ein klärendes Gespräch. Die Kinder können an den Entscheidungsprozessen innerhalb der Familie ihren Beitrag leisten. Dies betrifft alle Bereiche der Familienkultur, alle Problemkreise, wie Nahrung, Wohnen, Ferien, Lebensstil der Kinder usw. Dadurch ist die Elternrolle einerseits schwieriger geworden. Familienfragen müssen diskutiert, Familienwerte bei der Durchsetzung begründet, gerechtfertigt und von den Kindern eingesehen werden. Zwischen den Freiräumen, die die Kinder haben, und berechtigten Geboten und Verboten muss immer wieder neu (aufgrund des Heranwachsens der Kinder und des Gesellschaftswandels) verhandelt werden. An die Stelle der Strafe tritt das problemlösende Gespräch.

Auch die Erziehungsziele haben sich grundlegend gewandelt. Die Kant'schen Tugenden, die die Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert bis in die 1960er Jahre prägten und auch heute noch in der Wirtschaft und den Bürokratien gelten, sind nicht mehr oder nur eingeschränkt Erziehungsziele, wie Anpassung, Gehorsam, gute Umgangsformen, Sauberkeit, Ordnung, Pflichterfüllung, Pünktlichkeit usw. Durch die 68er-Generation sind neue Werte in der Gesellschaft und damit auch in den Erziehungsabsichten der Eltern hervorgetreten: Selbständigkeit, Individualität, Interessiertheit und Offenheit für Neues, Vernünftigkeit und Urteilsgabe, Verantwortungsbewusstsein, Einfühlsamkeit,

Sozialverhalten, Lebensgenuss, Lebenszugewandtheit und Naturverantwortung.

Auf dieser Basis können Eltern und Kinder gleichberechtigt miteinander glücklich sein. Zum ersten Mal in der Geschichte scheint es so zu sein, dass es glückliche Familien gibt und eine Harmonie der Generationen. Die autoritäre Erziehung erschien vielen Eltern früher als gut, weil die Kinder an die Arbeitswelt angepasst wurden und darüber hinaus gut handhabbar waren. Aber es stimmt nicht, dass die Kinder den Eltern gegenüber wirklich Gehorsam aufbrachten. Autoritärer Erziehung werden sich nur schwächliche Kinder unterwerfen, robuste leisten Widerstand. Beide aber sind dabei unglücklich. Heute hat sich die Ansicht durchgesetzt, dass die Eltern darauf achten sollten, dass die Kinder grundlegende ethische Werte und Familienregeln, wie Hilfen und Aufgaben zu übernehmen, einhalten, dass sie aber zugleich in ihren Bedürfnissen toleriert werden. Was für die Kinder wichtig ist, wird im Familienrat besprochen und gemeinsam beschlossen. Dadurch fühlen sich die Kinder geliebt, geachtet, wertgeschätzt und gefördert.

Diese Gegenüberstellung der Situation von früher und heute zeigt zugleich den Gegensatz der westlichen Kulturen zu den traditionellen. Ihr Weg ist derselbe, den wir gegangen sind, und wo die Europäisierung in der Welt voranschreitet, da wird auch das neue europäische Familienbild übernommen. Wenn wir bedenken, dass die neue Familienstruktur in Deutschland und Westeuropa erst etwa 50 Jahre existiert, können wir nicht erwarten, dass sie zeitgleich überall auf der Welt gilt. Aber wir können nicht dahinter zurück, weil sich die Aufklärung vollendet hat und glückliche Familien entstanden sind. Andererseits ist es erfreulich zu sehen, dass sich in diesem halben Jahrhundert die neue Weise, Familie zu leben, global ausgebreitet hat, und zwar durch die europäische Bildung und durch das Internet. Aber wo die Familie noch ein Befehlshaushalt ist, da verweilt sie noch im Mittelalter und verweigert die neue Zeit. Es gibt noch sehr viele autoritäre Staaten und stratifizierte Gesellschaften auf der Welt – seien sie zivil oder religiös.

\*\*\*

## Literatur

**Andres, H.-J.:** Die wirtschaftliche Lage Alleinerziehender, in: BMSFJ (Hg.), Alleinerziehen in Deutschland, Bonn 2001, 8-24 / **Baraldi, C.; G.Corsi, E. Esposito:** Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Ffm 1998 / **Bauriedl, T.:** Auch ohne Couch. Psychoanalyse als Beziehungstheorie, Stuttgart 1994 / **Beer, M.:** Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen usw., Nürnberg 1990 / **Bernstein, B.:** Soziokulturelle Determinanten des Lernens, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sh.4, 1960, 52-70 / **Böttcher, O.:** Aspekte sozialarbeiterischer Intervention bei Bindungsstörungen (Bachelorthese Friedensau 2011) / **Bowlby, J.:** Frühe Bindung und kindliche Entwicklung, 3. Aufl., München 2005 / **Brauchbar, J., H.Heer:** Zukunft Alter, Hamburg 1993 / **Braun, K., C.Helmeke:** Der Einfluss früher Bindung auf die Entwicklung des kindlichen Gehirns; in: L.Ahnert (Hg.): Frühe Bindung, München 2004, 287-294 / **Britsch, K.H.:** Bindungsstörungen, 10. Aufl. Stuttgart 2010 / **Brühan, W.:** 10 Thesen für die familienpolitische Diskussion. Tagungs-Dok. Bad Honnef 1993 / **Bruschweiler-Stern, N.:** Momente der Begegnung und die Entwicklung der Mutter-Kind-Bindung, in: Brisch/Hellbrügge (Hg.): Die Anfänge der Eltern-Kind-Bindung, Stuttgart 2007, 119 ff. / **Burger, E., K.Reiter:** Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen, Stuttgart 1993 / **Dreikurs, R.:** Kinder fordern uns heraus, 22. Aufl. Stuttgart 1990 / **Eberhard, K., G.Kohlmetz:** Verwahrlosung und Gesellschaft, Göttingen 1973 / **Engel, U., K.Hurrelmann:** Familie und Bildungschancen, in: Nave-Herz/Marefka (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Ffm. 1989, 475 ff. / **Erikson, E.H.:** Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1974 / **Esser, J. u.a.:** Frieden vor Ort. Alltagsfriedensforschung, Münster 1996, 209 ff. / **Finkelhor, D.:** Zur internationalen Epidemiologie von sexuellem Missbrauch von Kindern, in: Amann/Wipplinger (Hg.): Sexueller Missbrauch, 2. Aufl. Tübingen 1998 / **Frör, K.:** Grundriss der Religionspädagogik, Konstanz 1975 / **Frühau, C. u.a.:** Kinder, Jugendliche und Familien nach der Wende, in: Christenlehre 12/1994), 511 ff. / **Gilbert, N.:** Kinderschutz in den Vereinigten Staaten, in: K.Rutschky, R.Wolff (Hg.), Handbuch sexueller Missbrauch, Hamburg 1994, 63 ff. / **Goffmann, E.:** Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Ffm. 1973 / **Göppel, R.:** Die Bedeutung früher Bindungserfahrungen für die sozialen Interaktionen von Kindern in späteren außerfamiliären Kontexten, in: Finger-Trescher/Krebs (Hg.), Bindungsstörungen und Entwicklungschancen, Gießen 2003, 191 ff. / **Gordon, H.:** Die neue Familienkonferenz, Hamburg 1993 / **Grundmann, M.:** Milieuspezifische Einflüsse familialer Sozialisation auf die kognitive Entwicklung und den Bildungserfolg, in: Klocke/Hurrelmann (Hg.), Kinder und Jugendliche in Armut, Opladen 1998, 161 ff. / **Habermas, J.:** Theorie des kommunikativen Handelns, Hamburg 1984 / **Heidegger, M.:** Sein und Zeit, 17.Aufl., Tübingen 1993 / **Helfferrich, C. u.a.:** Gesundheit alleinerziehender Mütter und Väter. Gesundheitsberichterstattung des Bundes Nr. 14, Berlin 2003 / **Hettlage, R.:** Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch, München 1992 / **Hidas, G., J.Raffai:** Nabelschnur der Seele. Psychoanalytisch orientierte Förderung der vorgeburtlichen Bindung zwischen Mutter und Baby, Gießen 2006 / **Hochfilzer, H.:** Die Bindung von Kindern. Ein Vergleich von Pflegekindern und Kindern in Heimen. Saarbrücken 2008 / **Holmes, J.:** John Bowlby und die Bindungstheorie, München 2002 / **Honig, M.-S.:** Sondergutachten, in: Schwind/Baumann (Hg.): Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt, 2. Aufl. Berlin 1994, 343 ff. / **Hoz, P. de la:** Familienleben und Gesundheit – aus der Perspektive der sozialen Inklusion, Berlin 2004 / **Huber, H.:** Lebensraum Familie – lebensweltliche Perspektiven. Donauwörth 1998 / **Hünersdorf, B.:** Die Bedeutung der Familie für die Soziale Arbeit als autopoietisches Funktionssystem, in: Merten/Scherr (Hg.), Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit, Wiesbaden 2004, 33 ff. / **Hüther, G., I.Krens:** Das Geheimnis der ersten neun Monate. Unsere frühesten Prägungen, Weinheim 2010 / **Kade, J.:** Art. Erwachsenenbildung, in: Fachlexikon für Soziale Arbeit, 5. Aufl. Ffm. 2002, 277 f. / **Kegan, R.:** Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben, München 1986 / **Kludt, M.:** Von der sozialen zur Generationengerechtigkeit? , Wiesbaden 2008 / **Kühnel, W., I.Matuschek:** Netzwerkanalysen zu Schule und Gewalt, in: Holtappels u.a. (Hg.): Forschung über Gewalt an Schulen, 2. Aufl. Weinheim 1999, 261 ff. / **Kümmerling, A., G.Bäcker:** Zwischen Beruf und Pflege: Betriebliche Maßnahmen zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Pflegevers., Univ. Duisburg u. Essen, 2012 / **Kuiper, Piet C.:** Die seelischen Krankheiten des Menschen, Stuttgart 1968 / **Kurschinsky, B.:** Missbrauchspanik. Häufigkeit und Befund sexuellen Kindesmissbrauchs, in: Kutschky/Wolff (Hg.): Handbuch sexueller Missbrauch, Hamburg 1994, 49 ff. / **Linden, M. u.a.:** Die Inanspruchnahme medizinischer und pflegerischer Hilfe im hohen Alter, in: Mayer/Baltes (Hg.): Die Berliner Altenstudie 1996, 475 ff. / **Luhmann, N.:** Sozialesystem Familie. In: Soziologische Aufklärung Nr. 5, Opladen 1990, 198 ff. / **Luhmann, N.:** Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Ffm. 1984 / **Maturana, H., F.Varela:** Der Baum der Erkenntnis, Bern 1987 / **Merleau-Ponty, M.:** Das Sichtbare und das Unsichtbare, Paris 1964 / **Metz-Göckel, S., U.Müller:** Der Mann, Weinheim 1986 / **Militzky, C.:** Heimerziehung und Pflegefamilien im Vergleich bezüglich Bindungsstörungen, Bachelorthese Friedensau 2011 / **Mollenhauer, K.:** Gesellschaftliche

Bedingungen der Sozialpädagogik, in: Erziehung und Emanzipation, München 1968 / **Morgenthaler, C.:** Systemische Seelsorge, Stuttgart 1999 / **Nauck, B.:** Familien- und Betreuungssituation im Lebenslauf von Kindern, in: H.Bertram (Hg.): Die Familie in Westdeutschland, Opladen 1991, 389 ff. / **Neuendorf-Bub, B.:** Stereotype und geschlechtstypisches Verhalten, in: R.Eckert (Hg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979 / **Noack, W.:** Bindungen als Lebensbasis, in: Soziale Arbeit 7/2012, 242 ff. / **Noack, W.:** Gemeindeaufbau und Gemeindeentwicklung in der säkularen Gesellschaft, Berlin 2012c / **Noack, W.:** Seelsorgerliche Diakonie, Berlin 2010b / **Noack, W.:** Anthropologie der Lebensphasen. Grundlagen für Erziehung, soziales Handeln und Lebenspraxis, Berlin 2007a / **Noack, W.:** Inklusion und Exklusion – Ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit, in: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 3/2006, 55 ff. / **Noack, W.:** Sozialräumlicher Kinderschutz, in: Soziale Arbeit 5/2003, 171 ff. / **Noack, W.:** Sozialpädagogik. Ein Lehrbuch, Freiburg i.Br. 2001 / **Noack, W.:** Die Familie als selbstreferentielles, autopoietisches System, in: Soziale Arbeit 6/1997, 187 ff. / **Nowacki, K.:** Aufwachsen in Pflegefamilien oder Heim, Hamburg 2007 / **Nözoldt-Linden, U.:** Freundschaftsbeziehungen versus Familienbeziehungen: in: Ethik und Sozialwissenschaften 1/1997, 3 ff. / **Olweus, D.:** Gewalt in der Schule, 2. Aufl. Bern 1996 / **Palentien, C.:** Familiärer Rückhalt von Kindern und Jugendlichen im Kontext der Folgen veränderter Strukturen von Familie, in: Zeitschr. f. Familienforschung 1-2/1994, 64 ff. / **Petzold, H.:** Integrative Therapie, Paderborn 1993 / **Petzold, H.:** Organismuskonzept und Anthropologie, Paderborn 1988 / **Pflegestatistik 2007**, Statistisches Bundesamt Wiesbaden (Hg.), 2010 / **Pfeffer, S.:** Art. Soziologie, in: C.Scriptor (Hg.): Kinder erziehen, bilden und betreuen, Berlin 2010, 238 ff. / **Prahl, H.-W., K.R.Schroeter:** Soziologie des Alterns, Paderborn 1996 / **Probst, G.J.B.:** Selbstorganisation: Ordnungsprozesse in sozialen Systemen aus ganzheitlicher Sicht, Bern 1987 / **Rahm, D. u.a.:** Einführung in die Integrative Therapie, Paderborn 1993 / **Richter, H.E.:** Eltern, Kind und Neurose, Hamburg 1969 / **Richter-Appelt, H.:** Sexuelle Traumatisierungen und körperliche Misshandlungen, in: Rutschky/Wolff (Hg.) Handbuch sexueller Missbrauch, Hamburg 1994, 116 ff. / **Ringel, E., A.Kirchmayer:** Religionsverlust durch religiöse Erziehung? Freiburg 1983 / **Ristau, M., P.Mackroth:** Macht und neue Produktivität der Älteren: in: Aus Politik und Zeitgeschichte 44/1993, 27 ff. / **Schäuble, G.:** Sozialisation und Bildung der jungen Alten vor und nach der Berufsaufgabe, Stuttgart 1995 / **Schetsche, M.:** Vom Triebverbrecher zum Missbraucher. Wandelnde Deutungen sexueller Kontakte, in: Rutschky/Wolff (Hg.): Handbuch sexueller Missbrauch, Hamburg 1994, 32 ff. / **Schleiffer, R.:** Konsequenzen unsicherer Bindungsqualität: Verhaltensauffälligkeiten und Schulleistungsprobleme, in: H.Julius, B.Hasteiger-Kliepers (Hg.): Bindung im Kindesalter, Göttingen 2009, 39 ff. / **Schmitz, H.:** Leib und Gefühl, Paderborn 1989 / **Schmitz-Scherzer, R.:** Sterben und Tod im Alter, in: Balthes/Mittelstraß (Hg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung, Berlin 1992, 544 ff. / **Schroll, B.:** Bezugsbetreuung für Kinder mit Bindungsstörungen, Marburg 2007 / **Schwind H.D. u.a.:** Endgutachten, in: Schwind/Baumann (Hg.): Ursache, Prävention und Kontrolle von Gewalt, Bd. 1, Berlin 1990, 25 ff. / **Sinus-Jugendstudie**, SPIEGEL online / **Strohmeier, K.P.:** Familie und Gemeinde, in: Nave-Herz/Markefka (Hg.): Handbuch der Jugend- und Familienforschung, Ffm. 1989, 453 ff. / **Szydilik, M.:** Zum Zusammenhang von Generationen und Ungleichheit, Wiesbaden 2004 / **Textor, M.R.:** Gehirnentwicklung bei Babys und Kleinkindern, in: Das Online-Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik 2008 / **Trabert, G.:** Soziale Dimension von Krankheit vernachlässigt, in: Deutsches Ärzteblatt 12/1999, 28 ff. / **Trube-Becker, E.:** Missbrauchte Kinder. Sexuelle Gewalt und wirtschaftliche Ausbeutung, Heidelberg 1992 / **Weyand, B.:** Schulversagen, Trier 2005 / **Witterstätter, K.:** Soziologie für die Altenarbeit, 9.Aufl., Freiburg 1993

---

# Sozialisation

## Studienbrief 5



*Sehr geehrte Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer!*

*Im Studienbrief-Beitrag von Prof.Dr. Noack wurde sehr vieles abgehandelt, das unter den Begriff*

*„Sozialisation“ gehört. Ich möchte lediglich einiges systematisieren und nur wenige Aspekte ergänzen, die m.E. ebenfalls Beachtung verdienen.*

H.Seibert

## **Sozialisation: Definitionen**

„Unter Sozialisation versteht man den komplexen Lernprozess, durch den das Kleinkind zu einem ‚handlungsfähigen Subjekt‘ im Sozialsystem wird“ (H.Legewie/W.Ehlers).

„Der Begriff 'Sozialisierung' bezieht sich auf den Prozess, durch den Individuen jene Qualitäten entwickeln, die für ein wirksames Bestehen in der Gesellschaft, in der sie leben, wesentlich sind. Wie aus dieser Definition hervorgeht, betrifft S. sowohl die Eigenschaften, die die Individuen erwerben, als auch die psychol. Mechanismen, die ihnen zugrunde liegen... Das wichtigste Endziel erfolgreicher S. ist die Ersetzung externer Sanktionen durch interne Kontrollen!“ (A.Bandura).

Durch Sozialisation wird „die Anpassung von Motivationen des Individuums an Systemerfordernisse und Rollenerwartungen erreicht“ (T.Parsons).

*Sozialisationsforschung* bezeichnet die Versuche einiger Wissenschaften - wie Soziologie, Psychologie, Ökonomie, Anthropologie, Erziehungswissenschaft – „Voraussetzungen und Verlauf jenes Prozesses zu klären, währenddessen der nur mit rudimentären Instinkten geborene Mensch allmählich die Verhaltenssicherheit eines Erwachsenen erwirbt und dabei psychisch wie sozial die Fähigkeit gewinnt, als Individuum zum arbeitsteiligen Reproduktionsprozess der Gesellschaft beizutragen“ (A.Pressel).

„Die Sozialisationsforschung, in ihrer Vielfalt kaum noch zu überblicken, untersucht die komplexen Interaktionsprozesse, durch die der Mensch wird, was er ist“ (D.Stoodt).

## Modelle

Die **Psychoanalyse** geht von der notwendigen Kanalisation der Triebenergie des Kindes aus. Das Kind identifiziert sich mit seinen primären Bezugspersonen und übernimmt dabei deren Normen und Einstellungen. Nach Erikson bildet sich in den aufeinander folgenden Krisen eine stabile und differenzierte Psyche (Ich-Identität), die alle sozial bedeutsamen Faktoren zu integrieren vermag (s.u.).

Der **Behaviorismus** interpretiert die Übernahme von Haltungen und Einstellungen der Bezugspersonen als Folge von positiven Verstärkungen im Lernprozess, konstatiert daneben die schichtspezifischen Variationen in den Erziehungsvorgängen (strafender oder permissiver Erziehungsstil; objekt- oder liebesorientierte Kontrolle usw.) und unterscheidet (nach Parsons) vier frühkindliche Phasen (Identifizierung mit der Mutter; Erlangung größerer Selbständigkeit ihr gegenüber; Rollendifferenzierung von Vater und Mutter; weitere Differenzierungen in Gruppen).

In **soziologischen Theorien** (z.B. bei Bandura, Mead, Parsons, Dahrendorf, Habermas) kennzeichnet der Begriff "Rolle" das zentrale Konzept. „Als wichtigster Mechanismus des Rollenlernens wird in Anlehnung an Freuds Theorie der Internalisierung (Verinnerlichung) des elterlichen Wertsystems (Überich-Bildung) die Identifikation mit dem Rollenvorbild angenommen. Dabei kommen die von Bandura als Nachahmungslernen experimentell untersuchten kognitiven Lernvorgänge ebenso zur Wirkung wie die von Freud beschriebenen motivationalen Prozesse der Wunscherfüllung durch 'Verinnerlichung des Liebesobjektes'“ (Legewie/Ehlers)

**Wissenssoziologische Theorien** beschreiben primär die gegenseitige Beeinflussung von Kindern und ihren Bezugspersonen. „Es entwickelt sich eine Erkenntnisform, weil das Kind Erfahrungen mit seiner Umwelt und seinen Reaktionen auf sie macht und sie auf der Basis individueller Bedingungen, im Rahmen seiner familiären Situation und angesichts seiner elementaren psychophysischen Bedürfnisse in sein weiteres Verhalten einbringt“ (Stoodt).

## Metamorphosen der Familie

Epochaler Strukturwandel äußert sich z.B. in der Entwicklung von

- polygamen zu monogamen Lebensformen
  - standesbedingter zur standesfreien Gattenwahl
  - elternvermittelter Gattenwahl zur eigenen Liebeswahl
  - der Sicherungsheirat (Mitgift u.a.) zum selbständigen Existenzaufbau
  - der patriarchalischen Ehestruktur zur gleichberechtigten Partnerstruktur
  - der kinderreichen zur kinderarmen Familie
  - der Mehrgenerationen-Wohngemeinschaft zur Zwei-Generationen-Wohnung
- (Darstellung großteils in Anlehnung an A.M.Däumling)

Besonders augenfällig sind die familialen Veränderungen zwischen vorindustrieller Agrargesellschaft und moderner Industriegesellschaft. Nach K.M.Bolte/K.Aschenbrenner lebten bis ins 19.Jh. hinein 4/5 der deutschen Bevölkerung unter den folgenden (verallgemeinerten) Bedingungen in landwirtschaftlichen bzw. handwerklichen Familienbetrieben:

- ohne spezifische Berufsrollen
- persönliche Emotionalität floss maßgeblich in die Arbeit ein (Arbeit als familialer Sozialisationsfaktor)
- Rechte und Pflichten waren vorrangig nach familialen Kriterien verteilt (Geburtsrang, Alter, Geschlecht)
- persönliches Verhalten, soziales Verhalten, Bindungsverhalten usw. war orientiert an traditionellen und auf bestimmte Personen (vor allem Väter, die leiblichen wie die "Väter" im übertragenen Sinn, z.B. Handwerksmeister) bezogenen Kriterien

## Typologien u.a.

D. Claessens unterscheidet zwei Familientypen in unserer Gesellschaft,

- einen mit „positiver Rückwärtsperspektive“, „mit positiv eingeschätztem traditionellem Rückhalt“; diesen Typ findet er in Gestalt der besitz- und bildungsbürgerlichen Familie, die er in den beruflichen Bereichen von Verwaltung (mittlere bis höhere Beamte), Gesundheits- und Bildungswesen lokalisiert;
- und einen Familientyp „ohne positive Rückwärtsperspektive“; diesen Typ sieht er durch die abhängigere Familie repräsentiert, „die aus einem geschichtlichen Sinnzusammenhang“ desintegriert wurde: die Arbeiterfamilie, die des kleinen Angestellten, sozial abgesunkene Handwerker und abgestiegenes Kleinbürgertum; hier wirken sich die Konstitutionselemente unseres Wirtschaftssystems voll und ungehindert aus: „Diese mächtige Entwicklung war (und ist) wegen ihrer ausdrücklichen Beziehungslosigkeit zur Geschichte groß im Niederreißen oder Umgehen der alten, den Menschen mindestens formal und/oder an der Oberfläche noch orientierenden Institutionen..., aber schwach im Aufbau neuer sozialer Kontrolle, die über die reine Waren/Markt-Beziehung hinausging und –geht“.

S.Günther u.a. unterscheidet Familien nach ihrem jeweiligen *Dominanzsystem*:

- vaterzentrierte F. (durchschnittl. Charakteristikum: Funktionalisierung vor allem der Kinder, die hier überwiegend als Belastung, als Arbeitskräfte oder als Instrumente familiären Prestiges betrachtet werden),
- mutterzentrierte (in denen es offenbar besonders häufig zu Fehlreaktionen des Mannes kommt, was wiederum das Erziehungsklima stört),
- kindzentrierte (durch Übertragung der elterlichen sozialen Hoffnungen auf die Kinder; oder das Kind wird Ersatz für mangelhafte oder fehlende Liebe zwischen den Eheleuten; in beiden Fällen kommt es zur Überforderung des Kindes),

- partnerschaftliche (Familie wird zu einer Art Dienstgruppe und bietet Kindern die "multiforme Atmosphäre eines gesicherten Spielraumes" [v.Oppen]).

An *Erziehungsstilen* werden z.B. unterschieden

- der liebesorientierte Stil (Vorrang von Lob und Belohnung; Liebesentzugsdrohung als Strafe; nach Sears wird dadurch eine besonders zuverlässige Verinnerlichung des elterlichen Wertsystems erreicht)
- und der machtorientierte Stil (Strenge; vorwiegend materielle Belohnungen; Strafe durch Entzug von Vorteilen).

\*\*\*

## **Familie / Gesellschaft**

Hinsichtlich der *Vergesellschaftung* der Familie (Grad u. Funktion) gibt es zwei Grundauffassungen:

> nach Wilhelm Reich spiegelt die Familie die ökonomischen und Herrschaftsverhältnisse wider, die Familie ist eine „Miniaturgesellschaft der Gesamtgesellschaft“ (M.Horkheimer)

[Die Theorie, wonach die Verbindung von Klassenlage und Lebensorientierung, auch des Familienlebens, sich in unserer Gesellschaft allmählich löse (Claessens u.a.), steht nicht unbedingt im Widerspruch zu einem gesellschaftsorientierten Familienverständnis, sondern weist daraufhin, dass zunehmend alle Schichten von ähnlichen Familienproblemen betroffen sind: vom gesellschaftlichen Funktionsverlust der Familie oder von sozialer Desintegration]

> Familie spiegelt gerade die Spaltung zwischen gesellschaftlichem und privatem Leben wider; im Rahmen dieser Konzeption sind wiederum unterschiedliche Schlussfolgerungen, Wertungen u.a., möglich, z.B. spricht H.Schelsky von Stabilität durch Absonderung (eine positive Anpassungsleistung), S.Günther, H.E.Bahr u.a. entdecken im "Zufluchtsort Familie" eine Regressionstendenz, einen gesellschaftlichen Funktionsverlust.

Nach Erich Fromm ist die Familie eine "Agentur" der Gesellschaft: angesichts einer Leistungsgesellschaft mit bürokratisch-institutionalisierten Organisationen ist die Familie ein Ort der Tröstungen und der privaten Gefühle. Dass bei solcher Rollenaufteilung zwischen Gesellschaft und Familie Verschiebungen stattfinden, durch die die Familie u.a. zum „Hort von Illusionen und Sammelbecken für Konflikte“ wird, akzentuiert z.B. H.J.Enke: „Die außerfamiliären Konflikte werden in die Familie getragen und so gewissermaßen an einen Ort verschoben, der letztlich nicht der geeignete Adressat für eine angemessene Konfliktlösung ist Es entsteht... ein Überdruck, weil Konflikte zwar hinein, jedoch selten wieder herausgelangen“.

Die Familie entwickelt verschiedene Techniken, um mit dieser - im allgemeinen unbewussten bzw. unreflektierten - Konfliktumleitung fertig zu werden:

- z.B. Techniken des Druckausgleichs (Burgess/Locke), meist zu Lasten der Schwächeren in der Familie,
- z.B. die Technik der "Interessenarena Familie" (J.Sprey), ein Konfliktsystem, das sich häufig mit Beschwichtigungen oder Drohungen am Leben erhält,
- oder z.B. die Technik "Spiel" (Jackson), die die familiäre Homöostase durch eine Art Spieltheorie, wonach bestimmte Regeln aufgestellt werden, die zu beachten sind, schaffen will (bei klaren Dominanzstrukturen).

\*\*\*

## **Rollentheorie und Schichtenproblematik**

Weite Teile der Sozialisationsforschung stellen die familiäre Rollenfestlegung als im Grunde schichtabhängig dar:

- demnach sind in Unterschicht-Familien die Rollen von Vater, Mutter und Kindern relativ starr („Aus der 'Rolle' ergeben sich verbindliche Erwartungen und Normen für das Verhalten des einzelnen. Diese Form der Sozialbeziehungen erfordert kaum eine sprachliche Kommunikation individueller Gefühle und Bedürfnisse oder allgemeiner, situationsunabhängiger Gedankengänge. Stattdessen dienen Gespräche mehr zur Erzeugung oder Bestätigung von Konformität und Solidarität; der dazu erforderliche Wortschatz, eine „Auswahl aus nur wenigen 'Fertigbausteinen', ergibt eine hohe Vorhersagbarkeit des Gesprächsablaufs.... Gefühle werden außersprachlich vermittelt“, so H.Legewie/W.Ehlers).
- In Mittelschichtfamilien sind die Rollenverteilungen in Beruf und daheim weniger starr und statusorientiert, dafür eher personenorientiert (B.Bernstein u.a.). Generell: „Die Erziehungsstile in der Mittel- und Unterschicht ... zeigen den gleichen Trend, von den traditionellen ‚machtorientierten‘ Methoden mehr und mehr zur ‚liebensorientierten‘ Erziehung überzugehen“ (Legewie/Ehlers).
- Die Kombination von tiefenpsychologischen und systemtheoretischen Ansätzen führt zu Theorien wie z.B. der von R.D.Laing, wonach im Sozialisationsprozess nicht nur Vater- und Mutterpersonen, sondern ein „Set von Beziehungen“ verinnerlicht werden: „Was verinnerlicht wird, sind nicht Objekte, sondern Modelle der Beziehung..., auf deren Grundlage eine Person eine inkarnierte Gruppenstruktur entwickelt“.

\*\*\*

## Überlagerungs-Systeme

Nach Claessens überlagern sich im familialen Prozess drei Systeme:

- > das *Dominanzsystem* (ergibt sich sozusagen "natürlich": durch die Angewiesenheit des Kindes auf die ältere Generation; andererseits ein besonderes Konfliktfeld: weil die außerfamiliären Sozialisationsinstanzen heute früher und massiver zu wirken beginnen),
- > das *Sympathiesystem* (berührt z.B. die komplizierten Mechanismen von innerfamiliären Bevorzugungen und Benachteiligungen),
- > das *Sachsystem* (betrifft z.B. Fragen der Familien-Organisation in der Auseinandersetzung mit der Realität etwa in Gestalt der Berufstätigkeit des Vaters oder der Eltern, der Wohnraumsituation, der Schule).

\*\*\*

## Symptomneurotische Familien und Substitutionsphänomene

Neurosen sind seelische Fehlhaltungen, Störungen in der Persönlichkeitsentwicklung. Viele der heutigen Störungen haben nach Horst Eberhard Richter (Buchtitel: Eltern, Kind, Neurose) damit zu tun, dass Kinder mehr und mehr in die Rolle familiärer Problemlöser gedrängt werden (= Substitutionstheorie: die Kinder stehen für etwas oder jemand anderes).

- Kinder als E l t e r n e r s a t z : Kinder sollen die unerfüllten elterlichen Liebesbedürfnisse abdecken, sollen für narzisstische Kränkungen in der eigenen Kindheit entschädigen. Krankmachend ist dabei die Überforderung der Kinder.
- Kinder als G a t t e n e r s a t z : z.B. bei tatsächlichem Partnerverlust, aber auch bei Vorhandensein des Partners als ideelles Substitut. Problematisch wird es vor allem dann, wenn die Rolle "abgebrochen" wird (etwa wenn eine Witwe wieder heiratet, deren Sohn vorher die "Männerrolle" im Haushalt hatte). Weitere Gefährdungen: die Ablösephase kann leicht misslingen, es kann zu schweren Sexualkonflikten kommen, zu manischer Eifersucht etc., auch Verhaltensdeformationen in der Prägung der Jugendlichen (es entsteht z.B. häufig der Charmeur-Typ; das Kind will gefallen).
- Kinder als G e s c h w i s t e r e r s a t z : Erfahrungen, vor allem Enttäuschungen, die man mit dem eigenen Bruder oder der eigenen Schwester gemacht hatte — spez. aus dem Bereich der Geschwister-Rivalität — werden auf das entsprechend-geschlechtliche Kind übertragen.
- Das Kind als Ersatz für das eigene (elterliche) S e l b s t kennt verschiedene Formen. Grundsätzlich sucht man da im Kind etwas, was man selbst ist, selbst war, selbst sein möchte, einen Teil des eigenen Selbst (und setzt ihn durch) — oder was man selbst nicht sein darf (z.B. erwarten Mütter im allgemeinen, dass ihre Töchter die gleichen Abwehrformen gegenüber Männern übernehmen). Der Selbstersatz kann sich äußern als

- Ersatz des idealen Ich: z.B. das Kind als Instrument familiären Prestiges; problematisch: auf irgendeinem Wertgebiet ist das Kind maximalen Forderungen ausgesetzt, die es nicht erfüllen kann;
- oder: Ersatz des negativen Ich (Sündenbock): Dieses "Rollenspiel" ist am gefährlichsten. Das Individuum will von Selbstvorwürfen entlastet werden und schafft sich auf Kosten des Kindes entweder Selbstbefriedigung oder Selbstbestrafung (oft beides in einem, was zu typischen Formen - erzieherischen - Widerspruchsverhaltens führt, zu sog. double-bind-Verhalten: z.B. wird ein Kind dauernd vor einem "Laster" gewarnt — und andererseits gerade so dauernd darauf gestoßen). In diesem Fall wird die notwendige Triebabwehr des Kindes ständig geschwächt.
  - Schließlich: das Kind als (umstrittener) B u n d e s g e n o s s e: als "Zeuge" oder "Spion" des einen Ehegatten gegenüber dem andern. Beim Kind entstehen so permanent Ambivalenzkonflikte.

## **Persönlichkeitsentwicklung und Identitätsfindungsphasen**

Zu einem der meistakzeptierten Modelle der Persönlichkeitsentwicklung gehört das stufenartige Konfliktlösungs- bzw. Aufgabenlösungsphasenmodell von E.Erikson (Buchtitel: Identität und Lebenszyklus). Demnach besteht kindliche Reifung zum erwachsenen Menschen darin, dass in jeder Lebensphase durch die Lösung einer Aufgabe, eines Grundkonflikts, eine Fähigkeit erworben werden muss, die wiederum entscheidend ist für die Fähigkeit, die Aufgabenstellung der nächsten Lebensphase zu meistern.

- Im 1. Lebensjahr: Konflikt zwischen U r v e r t r a u e n und U r m i s s t r a u e n . Ohne vertrauenerweckende Umwelt erfahren zu haben, bleibt destruktives Misstrauen gegen andere, auch: selbstquälerische und zerstörerische Schuldgefühle („Warum bin ich überhaupt vorhanden?“).
- Im 2. Lebensjahr: A u t o n o m i e (Selbstbestimmung) gegen S c h a m und Z w e i f e l . Das Brechen kindlichen Willens (z.B. klassische Sauberkeits- und Gehorsamserziehung) erzeugt mutlose und trotzig Menschen ohne Spontaneität und Kreativität.
- 3. - 6. Lebensjahr: I n i t i a t i v e gegen e i n e n g e n d e S c h u l d g e f ü h l e . Unter dem Druck triebfeindlichen Gewissens kann es zu Trieb- und Wirklichkeits-Verleugnung kommen und damit zu Entwicklungshemmungen. Gelingt in dieser Phase nicht die emotionale Bindung an Eltern(teile), entwickelt sich kein realitätsgerechtes Gewissen.
- Zeit zwischen Schulbeginn und Pubertät: M i n d e r w e r t i g k e i t s g e f ü h l e gegen L e i s t u n g . Versagen und Entmutigung können den Lebensweg negativ steuern - bis hin zu einer Art Trotzkriminalität („Es geschieht euch recht, wenn nichts aus mir wird“).

- Pubertät - Adoleszenz: I d e n t i t ä t gegen R o l l e n k o n f u s i o n . Der Jugendliche weiß noch nicht genau, wer er ist, und muss dabei die unterschiedlichsten Rollenerwartungen erfüllen. Flucht in die Clique und Identifizierung mit "Idolen" sind häufig, begleitet wird derlei oft von Schuldgefühlen wegen der Ablösung vom Elternhaus.
- Frühes Erwachsenenalter: I n t i m i t ä t gegen I s o l i e r u n g . Die Gruppe der Gleichaltrigen verliert an Bedeutung bzw. löst sich ganz auf. Isolierung widerstreitet der Fähigkeit, eine feste Bindung einzugehen.
- Erwachsenenalter: K r e a t i v i t ä t gegen S t a g n a t i o n . Man/frau hat sich eingerichtet in Beruf und Familie; die zu lösende Aufgabe besteht darin, nicht im Gleichbleibenden zu resignieren, sondern noch im Routinisierten kreativ zu bleiben (vor allem auch in der Erziehung der Kinder).
- Altersphase: I c h - I n t e g r i t ä t gegen das T o d e s s c h i c k s a l . Das, was der Mensch geworden ist, muss im Alter in neuer Weise verteidigt werden: durch Verzicht auf kindliche Allmachtsvorstellungen und den Wunsch nach Unvergänglichkeit. Wenn die Ergebung in das Todesschicksal nicht gelingt, kann die Sorge, nicht genügend gelebt zu haben, den alternden Menschen in tiefe seelische Krisen stürzen.

## **Geschlechtsspezifische Gruppendynamik**

Daniel Maltz und Ruth Borker haben sich mit unterschiedlichem Gruppenverhalten von Mädchen und Jungen beschäftigt; beide sind Anthropologen; das heißt, sie beschreiben allgemeine Zustände, Verhalten, das etwa auch unserer Kulturerziehung vorausgeht.

„Kleine Mädchen neigen zum Spiel in kleinen Gruppen oder, noch häufiger, in Zweiergruppen. Im Zentrum ihres sozialen Lebens steht für gewöhnlich die beste Freundin, und Freundschaften werden geschlossen, aufrechterhalten und abgebrochen, indem man miteinander redet - vor allem über »Geheimnisse«. Wenn ein kleines Mädchen das Geheimnis ihrer Freundin an ein anderes Mädchen verrät, hat sie damit vielleicht eine neue beste Freundin gefunden. Die Geheimnisse als solche können wichtig oder unwichtig sein, doch ob man sie erzählt oder nicht, ist enorm wichtig. Für Neulinge ist es immer schwer, in solche festen Gruppen einzudringen, aber jedes Mädchen, das aufgenommen wird, ist ein gleichberechtigtes Mitglied. Mädchen mögen kooperative Spiele; wenn sie nicht kooperieren können, bricht die Gruppe auseinander. –

Kleine Jungen spielen eher in größeren Gruppen, oft draußen, und sie verbringen ihre Zeit eher mit Aktivitäten als mit Worten. Für Jungen ist es leicht, in eine Gruppe hineinzukommen, aber nicht jeder wird als gleichwertiges Mitglied akzeptiert. Einmal in der Gruppe müssen Jungen um ihren Status kämpfen. Eine der zentralen Ausdrucksformen dieses Statuskampfes ist das Gespräch in Form von sprachlichen Darbietungen: Jungen erzählen Geschichten und Witze, sie kritisieren und sabotieren die sprachlichen Darbietungen der anderen Jungen und müssen ihre eigenen Geschichten

- und ihren Status - gegen die Angriffe ihrer Freunde verteidigen. Ihre Unterhaltungen entwickeln sich oft zu Streitgesprächen über das Thema, wer der Beste in irgendetwas ist“ (Deborah Tannen, Das hab ich nicht gesagt. Kommunikationsprobleme im Alltag).

## **Vaterlose Gesellschaften**

Insbesondere Männersozialisation heute ist ein schweres Geschäft. Darin stimmen auch weibliche Vertreter der Pädagogik, der Psychologie, der Soziologie überein. Denn nicht nur aus der öffentlichen Erziehung verschwinden die Männer und damit die pädagogischen Angebote zur Identitätsbildung von Jungen (je nach Bundesland gibt es zur Zeit zwischen 16-30% männliche Lehrer, 70% davon liegen über dem Altersdurchschnitt, sind eher Auslaufmodelle; in dieser Statistik sind Rektoren, die kaum mitunterrichten, eingeschlossen), sondern die Männer verschwinden auch aus der häuslichen Erziehung. Die Ausbildung einer Jungen- und dann einer Männer-Identität ist in einer vaterlosen Gesellschaft erheblich erschwert. Väter und Söhne haben sich zu oft nichts mehr zu sagen. In der Vater-Sohn-Beziehung werden viele um etwas Fundamentales betrogen.

In den letzten Jahren haben sich die Probleme der vaterlosen Gesellschaft noch verschärft. Wir haben jetzt nicht mehr nur die abwesenden, sondern immer mehr überflüssige Väter. Ins Rennen geschickte, ausgelaugte und ausgemusterte Väter. Rest-Väter allerorten, wenig zur Identifikation einladend.

Die Sozial- und Verhaltenswissenschaften entfalten einen makabren Fächer aktueller Vaterbilder. Dieter Schnack und Rainer Neutzling beschreiben in ihrem Buch „Kleine Helden in Not“ eine breite Palette von Rest-Vätern recht anschaulich:

- > z.B. den sog. Großer-Bruder-Vater, selbst nicht ganz erwachsen, ein guter Spielkamerad für den Sohn, aber in Familienangelegenheiten - gemessen an seiner Frau - inkompetent.
- > z.B. den sog. geflohenen Vater, der die Familie als Ruheinsel benutzt,
- > z.B. den sog. Kumpelvater, der ein freundschaftliches Verhältnis zu seinem Sohn hat - und dabei vergisst, ihm Grenzen zu setzen, weil er Störungen vermeiden möchte;
- > z.B. den sog. bedeutenden Vater, der große Angst hat vor den schwachen Seiten seines Sohnes;
- > z.B. den sog. abgewerteten Vater, der sich in seiner Ehe als Opfer fühlt - und sein Sohn leidet mit ihm;
- > z.B. den frauenverachtenden Vater, der den Sohn in Zwiespalt stürzt oder zu gewalttätigen Gedanken und Handlungen gegen Frauen;
- > z.B. den sog. alternativen Vater, der sich dem Leitbild des „neuen Vaters“ anpasst und oft versteckt machtorientiert bleibt; seine Geschlechtsgenossen machen ihm angst, und insgeheim glaubt er, dass Frauen eigentlich die besseren Menschen sind - außer seiner eigenen, die sich

undankbar zeigt; der Sohn ist oft „im sozialen Leben sehr schüchtern und zu Hause frech und aufbegehrend“ (Dieter Schnack/Rainer Neutzling) und spiegelt so das Innenleben des Vaters wider;

- > z.B. den sog. Schattenvater, der sich daheim aus allem heraushält und keine Identifikationsflächen bietet;
- > z.B. den sog. Kuckuck-Vater, der bindungsunfähig ist und dem Sohn die Freude am Mann-Werden verleidet;
- > z.B. den aggressiven, gewalttätigen Vater, an dem sich das Wesen des Sohnes spaltet: einerseits muss er so diplomatisch sein, dass der Vater nicht schlagen muss, andererseits muss er trotzdem versuchen, seine Aggressionen gegen ihn irgendwie, z.T. indirekt, zu kompensieren;
- > und es werden natürlich auch o.k.-Väter beschrieben, die vor sich und andern eingestehen können, nicht perfekt zu sein, deren Selbstwertgefühl nicht von Äußerlichkeiten abhängig ist, die Mitverantwortung tragen daheim und sich Zeit nehmen für die Familie.

Insgesamt kann das Spektrum der in den Sozialwissenschaften beschriebenen grassierenden Vätertypen keine Begeisterung auslösen. Die positiv-männliche Identifikationsfigur, die geschlechtsspezifische Orientierung gibt, verschwindet. Rollendiffusität allerorten.

Das ist ein epochaler Wandel, das Verschwinden der Männer aus der häuslichen und aus der öffentlichen Erziehung. Was macht das mit uns?

Frauen und Mütter üben immer uneingeschränkter Erziehungsmacht aus - werden aber auch für die Folgen hauptverantwortlich gemacht und fühlen sich dann wieder als Opfer. Werden also auch nicht glücklich in der neuen Lage.

## **Mütter - eine aktuelle Typologie**

Frauen spielen also nach wie vor die eindeutig größere Rolle auch in der Jungensozialisation als die Väter, was spezifische Probleme für die Söhne aufwirft. Jungen sind bekanntlich eine erheblich größere Problemgruppe als heutige Mädchen, bei denen es weniger Schulabbrüche, Kriminalität, Sucht usw. gibt. Nach Expertenmeinung hat dies *auch* Gründe in der Dominanz bestimmter Müttertypen in den Sozialisationsprozessen. Schnack/Neutzling unterscheiden:

- > z.B. die kontrollierende Mutter, die, aus Angst, an die Seite gedrängt zu werden, „in allen Lebensbereichen (weiß), was für ihren Sohn das Beste ist“;
- > z.B. die kämpfende Mutter, die mit ihren Aggressionen und den Rollenerwartungen an sich ringt, die Kämpfe aber nicht selbst besteht, sondern von ihrem Sohn austragen lässt, der sie beschützen soll und so zum Außenseiter wird;
- > z.B. die wehrlose Mutter, die keine Verantwortung für ihr Leben übernimmt, sich als Opfer präsentiert;
- > z.B. die Mitmach-Mutter, die „im Kontakt mit ihren Kindern lebendiger (ist) als im Kontakt mit ihrem Mann“, vom Sohn, der sich abgrenzen will, manchmal rüde gekontert wird;
- > z.B. die Putze, die sich abwerten lässt, damit ihr Mann sich wenigstens etwas (durch sein

abwertendes Verhalten ihr gegenüber) aufwerten kann; der Sohn erfährt nicht, dass und wie Frauen respektvoll behandelt werden sollen;

> z.B. die einsame Mutter, die ihren Sohn in einen nicht offen ausgefochtenen Grabenkrieg mit ihrem Mann, seinem Vater, zieht und ihn im Glauben stärkt, dass die Beziehung zwischen Vater und Mutter substanzlos sei - und der Sohn schwankt zwischen Schuld- und Rettergefühlen seiner Mutter gegenüber;

> es gibt auch die selbstbewusst-ehrlche Mutter, die sich in ihrer Haut wohlfühlt, mit ihren Aggressionen gut umgehen kann, viel, aber nicht alles weiß über den Sohn und ihrem Mann seinen Stil lässt, ohne unterwürfig zu sein.

## **Die Sozialisationskatastrophe: Kindesmisshandlungen**

„Laut Polizeistatistik werden in Deutschland derzeit jährlich 3600 bis 4000 Minderjährige, oft sehr kleine Kinder, krankenhausaufnehmbar geschlagen. Auf einen Fall, der bei der Polizei angezeigt wird, kommen, je nach Schätzung unterschiedlicher Institutionen im Kinderschutz, 50 bis 400 ähnlich schwere Fälle von Misshandlung, die nicht angezeigt werden. Im Schnitt werden pro Jahr 60.000 Kinder nach einem Unfall in Kliniken eingeliefert. Oft fehlt Ärzten das Wissen, um Symptome von Misshandlungen klar zu erkennen. Deutschlands offizielle Statistik weist 160 getötete Kinder pro Jahr auf, die Dunkelziffer liegt bei mindestens 320 bis 350 getöteten und etwa 200000 misshandelten Kindern pro Jahr. Bundesweit wurden 2012 rund 40000 Kinder vom Jugendamt in Obhut genommen, so viele wie nie zuvor. Geschätzte 60 Prozent der schweren Misshandlungsfälle – vermutlich viel mehr – landen nie vor Gericht. 2013 gaben 22,3 Prozent der Kinder in Deutschland in einer Gewaltstudie an, dass sie von Erwachsenen physische Gewalt erfahren“ (Caroline Fetscher, 2014)..

Hinzu kommt, was Sozialwissenschaftler die "strukturelle Gewalt gegen Kinder" nennen: schulangstauslösende Faktoren, emotionale Vernachlässigung, mangelnde Verkehrssicherheit, Gefährdungen durch Pornografie, Horrorfilme usw.

### **Ursachen**

Monokausale Erklärungsversuche haben sich als untauglich erwiesen; näherliegend ist es, ein Zusammenwirken der unten genannten Faktoren anzunehmen.

- ▶ Die in sozialwissenschaftlicher Analyse herausgestellte Zunahme der kleinfamiliären Isolation (vgl. H.-E.Richter) konzentriert nicht nur Bedürfnisse, sondern auch Konflikte zwischen Eltern und Kind(ern) auf diese Gemeinschaft und überfordert diese so ständig ("Dampfkesselfamilie").
- ▶ Einer der wenigen gesicherten Faktoren: brutale Erziehungsformen und extrem mangelhafte Zuwendung werden häufig "vererbt", werden über Generationen weitergegeben.

- ▶ Das vor allem medial propagierte Familienbild nach dem Harmoniemodell lässt oft nicht zu, Aggressionen zu realisieren und zu verarbeiten, führt oft zur Verarmung der Fähigkeit, unangenehme Gefühle so auszudrücken, dass sie die Familie nicht beschädigen oder zerstören.
- ▶ Es gibt Zusammenhänge zwischen allgemein wachsender Gewaltbereitschaft (vor allem auch in sozialen Bezügen, z.B. zwischen den Geschlechtern; vgl. die Zunahme der Zahl von Vergewaltigungen auf zwischen 70 — 140.000) und Minderbelastbarkeit, speziell auch in Form von Autoaggression (= gegen sich selbst gerichtete Gewalt); manche Sozialwissenschaftler deuten auch Kindesmisshandlung als eine Form von Autoaggression.
- ▶ Zunahme der Akzeptanz innerfamiliärer Gewalt aufgrund kultureller Normen (vor allem in muslimischen Familien).
- ▶ Die ungünstige Einwirkung misslicher Lebensumstände (der Hessische Sozialminister nennt: „unzureichende Einkommen, beschränkte Wohnverhältnisse, mangelnde Berufstätigkeit, vielfacher Berufswechsel, soziale Notstände aller Art..., höhere Kinderzahl“) scheint erwiesen.
- ▶ Nach der These von N.Postman ("Verschwinden der Kindheit") nehmen Kinder — vor allem durch die elektronischen Medien — ständig die gleichen Informationen auf wie Erwachsene und übernehmen immer früher und schneller erwachsene Verhaltensweisen; umgekehrt werden Kinder zunehmend von Erwachsenen wie kleine Erwachsene wahrgenommen und entsprechend behandelt; demnach würden also Kinder misshandelt und sexuell missbraucht, weil sie nicht mehr hinreichend das sog. "positive Kindchenschema" auslösen (gemeint ist — nach einer These von K. Lorenz — ein menschliches Pflegeverhalten auslösender kindlicher Reiz).

## **Folgen**

Kindesmisshandlungen werden durch folgende Instanzen zur Kenntnis gebracht (Reihenfolge entspricht der Häufigkeit; vgl. Hess.Soz.Min.): Freunde, Bekannte, Nachbarn — Jugendamt — Verwandte — das Opfer selbst — Schule — Zufall (z.B. Ermittlung der Polizei in anderer Sache beim Täter) — Kindergarten.

- Folgen für Misshandelte:

Neben den physischen Folgen (besonders häufig im Kopfbereich: Gehirnerschütterungen, Schädelbrüche u.a. — mit den Folgen Kopfschmerzen, Konzentrationsschwächen, mangelnde Lern- und Leistungsfähigkeit, Wachstumsstörungen) emotionale Störungen, Verhaltensauffälligkeiten, Persönlichkeitsbeeinträchtigungen, Beziehungsstörungen zu Erwachsenen, fehlendes Selbstwertgefühl, Bewältigungsformen in nach innen gerichteter Aggression (Bundesminist. Jugend, Familie, Gesundheit). Hinzu kommt: „Misshandelte Kinder haben oft das Gefühl, dass sie nicht zu Unrecht so von ihren Eltern behandelt werden. Das heißt: Sie bilden Schuldgefühle aus. Sie meinen, sie seien tatsächlich die

'bösen, unartigen oder schwierigen Kinder', die nicht anders als mit Schlägen und Gewalt erzogen werden könnten, die nichts anderes verdient hätten... Misshandelte Kinder schämen sich ihrer Situation und können anderen daher nichts davon erzählen. Misshandelte Kinder haben Angst. Sie befürchten, dass ihre Eltern sie noch mehr bestrafen würden, wenn sie anderen von ihrer Situation erzählten. Misshandelte Kinder sehen schließlich oft keine Alternative. Sie wollen keine Trennung von den Eltern, zu denen sie trotz leidvoller Erfahrungen liebevolle Bindungen haben. Sie leben gewissermaßen nach dem Motto: 'Lieber schlechte Eltern als gar keine!' " (ders.).

Häufige Folge für das Kind ist die "körperliche Sicherstellung", die im allgemeinen Trennung von den misshandelnden Eltern(-teilen) bedeutet.

- Folgen für Misshandelnde:

Kindesmisshandlung wird strafrechtlich sanktioniert, sie wird aber auch gesellschaftlich-sozial sanktioniert: „Wie wenige Probleme beunruhigen Kindesmisshandlungen gefühlsmäßig außerordentlich stark... Wichtig ist allerdings, dass bei den landläufigen Reaktionen auf Kindesmisshandlung eine widersprüchliche Haltung auffällt: einerseits wird die Misshandlung eines Kindes häufig übersehen, auch von den sogenannten Fachleuten (Sozialarbeitern, Ärzten z.B.)..., andererseits ist die Empörung groß" (ders.). Charakteristisch ist die selbstexplorative Reaktion misshandelnder Eltern(-teile): Sie schildern die Ereignisse in der Regel so, als sei i h n e n dabei etwas zugestoßen („Dass gerade mir das jetzt passieren musste!" sagte eine Mutter, die ihr Kind misshandelt hatte; „Es ist einfach mit mir durchgegangen" oder „Ich kann's mir überhaupt nicht erklären" sind häufige Äußerungen). Folgereaktion ist auch Erstaunen über das Nichtvorausgesehene einer Gewalthandlung („Ich habe in meinem Ärger den Kleinen nur ein bisschen geschüttelt, damit er Ruhe gibt"). Rechtsfolgen: „Meistens erfolgen Verurteilungen zu Freiheitsstrafen mit Bewährung. Bei einmaligem Vorfall von geringer Bedeutung und ohne bleibende Schäden können Verfahren — meist im Rahmen einer Hauptverhandlung — unter Auflagen eingestellt werden. In Fällen mit Todesfolge werden Freiheitsstrafen in der Regel ohne Bewährung verhängt. Die Verhängung weitergehender Maßnahmen kommt nur ausnahmsweise in Betracht; entsprechende Weisungen im Zusammenhang mit der Strafaussetzung zur Bewährung sind selten" (Hess.Sozialmin.).

## SCHLUSSFOLGERUNGEN

➤ Kindesmisshandlungen sind Signale umfassender Lebensunfähigkeit; hier handeln Menschen, „die schwach sind, die sich bedrängt fühlen, die nicht mehr weiter wissen,... die gewaltsam reagieren, weil sie Probleme und Kränkungen nicht mehr anders verarbeiten können" (Bundesmin. für Jugend, Familie u.Gesundheit). Das Nicht-Schichtspezifische des Phänomens und die fast stereotypen Ohnmachtsreaktionen der Misshandelnden zeigen die Normalität der Bedrohung an; Kindermisshandler sind nicht "die ganz andern", sondern "Menschen wie wir".

- Die sozialen Seismographen versagen: Die Kindesmisshandlungsproblematik spiegelt sowohl eingeschränkte allgemeine Sozialwahrnehmung wider als auch professionelle Sichtverengungen. Auch spielt in fast "klassischer" Weise das Element der doppelten Moral herein: Menschen, ja eine ganze Gesellschaft, die sich sonst von Kindern belästigt fühlen, reagieren auf Kindesmisshandlung besonders aggressiv.
- Die strafrechtlichen Instrumentarien erweisen sich im Blick auf Kindesmisshandlungen als relativ wirkungslos. Weiterführend wären familienorientierte präventive und begleitende Hilfe-Angebote, die die Familien nicht weiter entmündigen, durch Drohung oder Bestrafung noch mehr in die Enge treiben — die vielmehr die noch vorhandenen Kräfte der Familien und die Selbständigkeit familiären Handelns stärken.

---

# Sozialarbeit - Sozialpädagogik

## Studienbrief 6



*Sehr geehrte Leserinnen und Leser! Sozialarbeit und Sozialpädagogik sind teils verbundene, teils selbstständige Studiengänge, die an Fachhochschulen und Hochschulen Jahre dauern. Dieser Studienbrief kann sich daher nur auf Essentials beschränken, ein Grund- und Überblickswissen vermitteln – und er muss im Zusammenhang mit anderen Studienbriefen gelesen werden, die sozialarbeiterische und sozialpädagogische und sozialtherapeutische Teilaspekte enthalten.*

H.Seibert

## **Sozialarbeit/Sozialpädagogik**

### **Definitionen, Zielbestimmungen**

"Sozialarbeit" bedeutet die Anwendung sozialer Wissenschaft, um "durch den Aufbau sozialer Beziehungsnetze Problemlagen von Personen und Gruppen zu thematisieren, um mit ihnen Lösungen für den Alltag zu entwickeln", um "Benachteiligte zur Überwindung von erlernter Macht und Hilflosigkeit" und zur "Inanspruchnahme staatlich garantierter Rechte und gesellschaftlicher Leistungen" zu befähigen.

*(M. Scholz)*

Sozialarbeit und Sozialpädagogik haben zum Ziel: "die im Verlaufe des Sozialisationsprozesses sich vergrößernde Fähigkeit und die im Zuge der sozialen und demokratischen Entwicklung unseres Gemeinwesens sich erweiternde Möglichkeit des Individuums der Selbstbestimmung, der Eigenlenkung seines sozialen Verhaltens und der sozialen Beteiligung und Mitverantwortung an einer und für eine Gesellschaft und Umwelt, die den Lebens und Entwicklungsbedingungen aller Menschen besser entsprechen".

*(W. Bäuerle)*

"Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge muss sich über gesellschaftliche Verhältnisse und ihre Wandlungen informieren und darauf sein Handeln einstellen. Er muss bestrebt sein, im Sinne freiheitlich-demokratischer Grundordnung an der Gestaltung gesellschaftlicher Bedingungen mitzuwirken... Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge übt seinen Beruf in Achtung der Menschenwürde aus und tritt für soziale Gerechtigkeit ein. Er steht im Spannungsfeld zwischen den Interessen des Klienten und den Belangen der Gesellschaft, die er gegeneinander abzuwägen hat."

*(aus der Berufsordnung des Deutschen Berufsverbandes der Sozialarbeiter und Sozialpädagogen e.V.)*

"Das für unsere Gesellschaft primäre Konfliktlösungsmuster einer arbeitsteilig institutionalisierten und organisierten Hilfe für... soziale 'Problemlagen' erweist sich als dauerhaft widersprüchlich, ja widersinnig. Hier wird ein Konzept wie das der SP/SA besonders relevant, das offene und solidarische Hilfe im Alltag thematisiert, das vielleicht die Chancen eines gelingenden Alltags freisetzt... Diskussionen z.B. innerhalb der Frauenbewegung, in denen es um die Rehabilitation von Haus-, Erziehungs- und Gefühlsarbeit geht, weisen in die gleiche Richtung eines neuen,

selbstbewussteren Verständnisses von Aufgaben, die jenseits der systemischen 'Vernunft' eines produkt-, leistungs-, konkurrenz- und herrschaftsorientierten Lebens, die Bedeutung und Notwendigkeit der Entdeckung von Selbstrealisierungs- und Gestaltungschancen in lebensweltlicher Perspektive, im Alltag thematisieren... 'Alltag', so zitiert Nohl (1949), 'das ist der auf hartnäckige Arbeit umgestellte Traum' ".

(H.Thiersch/Th.Rauschenbach)

## **Sinn und Facetten**

### **Sozialarbeit ist Teil einer „NachReligion“ (U.Beck)**

Aufgaben, die früher einmal die Religion hatte, sind in unseren heutigen Gesellschaften zum einen aus den Kirchen ausgewandert, zum andern hat sich ihnen die Religion aber auch nicht mehr intensiv genug gewidmet. Reinmar Tschirch schrieb in der Phase, als sich die moderne Beratungsarbeit etablierte, Beratung habe ihre Vorläufer auch im Exorzismus und in der Kirchengleichung, habe nämlich eine im Grunde sozialhygienische Funktion.

In sozialetischer Sicht hat Sozialarbeit teil an einer Befreiungs-, Befriedungs- und Versöhnungsaufgabe. Die Versöhnung eines vom Leben Verletzten mit dem Leben, mit den anderen Menschen, mit seiner Gesellschaft, ist oft erst dann möglich, wenn er mit sich selbst versöhnt ist, ins Reine gekommen ist.

Das leistet im sozialarbeiterischen Gesamtsystem vor allem die Beratungsarbeit. Sozialarbeiterische Beratung ist *Erkenntnisarbeit*: Konflikte und Wirkungen werden interpretiert, die soziale Dimension privat erlebter Probleme wird deutlich, indem ein an seinen Problemen leidender Mensch erlebt, wie er auf andere wirkt. Beratung ist *Verstehensarbeit*: ein Mensch wird mit sich selbst vertraut gemacht, versteht sich selbst besser. Beratung ist auch *Konfrontationsarbeit*: sie verhindert die vorschnelle Flucht des Klienten aus seinem Problem, dem er gern ausweichen möchte.

Und: Beratungsarbeit ist alles in allem *Beziehungsarbeit*: viele Verhaltensprobleme, das zeigt die Erfahrung, sind im Grunde Beziehungsprobleme; hinter unendlich vielen seelischen und sozialen Notlagen in den modernen Gesellschaften steht die große Einsamkeit des Menschen, der nichts hat außer sich selbst und im Begriffe ist, auch sich selbst noch zu verlieren. Er findet keinen, dem er sein Leid in der Tiefe klagen kann (der hörende Gott war in den Psalmen das Gegenüber des klagenden Menschen; auch diesbezüglich geschieht in Beratung etwas Religionsanaloges); keiner, so glaubt mancher, interessiert sich für ihn, und so verschließt er sich immer mehr, verkrümmt sich in sich selbst und muss fachlich aufgeschlossen werden.

Diese Arbeit mit Einzelnen, vielen Einzelnen, ist ein Beitrag der sozialen Arbeit zur sozialen Friedenssicherung.

### **Sozialarbeit ist ein Beitrag zu sozialer Gerechtigkeit**

Die Sozialarbeit ist die einzige Wissenschaft, für die ausdrücklich die Menschenrechte konstitutiv sind. Daher hat sie eine Wurzel vor allem auch in der amerikanischen Revolution, in der jeder Mensch, auch der besitzlose, zu einem vollgültigen Vertragsrechtssubjekt wurde. Weil die Dinge - vor allem auch die Gesetze - immer komplizierter und unübersichtlicher werden, können viele Menschen nicht mehr ihr Recht einfordern. Oder Menschen sind durch ein Handicap unfähig dazu. Hier handelt Sozialarbeit stellvertretend, handelt sozialanwaltschaftlich. Daher stützt Sozialarbeit auch die Glaubwürdigkeit des Staates als eines sozialen Staates, hilft, soziale Gerechtigkeit zu üben.

Seit Menschen in größeren Verbänden zusammenlebten, gab es immer wieder einzelne, die aus der Gleichheit, dem Gleichsein mit den andern, herausfielen. Seit Urzeiten gab es Regelungen, um diesen aus der allgemeinen Gleichheit Herausgefallenen wieder gleichzumachen (z.B. nach alttestamentlichem Gesetz musste einer, der in Schuldklaverei geraten war, nach 7 Jahren wieder frei und gleich werden). Hier liegen die Wurzeln einer schon immer unverzichtbaren Bemühung um Resozialisierung und Rehabilitation. Resozialisierende und rehabilitierende Sozialarbeit arbeitet an der Wiederherstellung der menschlichen Würde - sei es, dass einem der Volksmund diese Würde abgesprochen habe oder ein Gericht.

### **Sozialarbeit stützt die soziale Leistungsfähigkeit gefährdeter Sozialsysteme**

Sozialarbeit fördert in mancherlei Gestalt die uralten und heute bedrohten kleinen Sozialsysteme, die Familien. Man mag es bedauern, aber das hilft nichts: das einstige soziale Sicherungssystem Familie - Familie war einmal Sicherungs-, Versorgungs-, Lern- und Arbeitsgemeinschaft - wird zunehmend selbst zum Gegenstand helfender Intervention. Eines der gefragtesten Angebote der sozialen Arbeit bei uns ist die sozialpädagogische Familienhilfe (vgl. *Exkurs I*), die verhindern will, dass Familien endgültig sozial abrutschen, dass Kinder ins Heim müssen oder Väter oder Mütter in die „Trinkerheilstalt“. Diese Arbeit geht hinein, ist Therapie IM bedrohten System - und deshalb oft recht erfolgreich. Und was familienstützend ist, ist sozialsystemstützend. Unsere Demokratien dürfen dem zunehmenden Zerfall der grundlegenden Systeme nicht tatenlos zusehen.

### **Sozialarbeit agiert in Spannungsfeldern**

Die Sozialarbeit ist eine Alternative zur staatlichen Gewalt. Zuviel staatliche Machtausübung ruiniert eine Gesellschaft ebenso wie zu wenig. Die ständige Präsenz staatlicher Gewalt stumpft ab. Dauernde ordnungspolitische Maßnahmen erzeugen Gegendruck. Jedem Kommunalpolitiker in unseren großen Städten ist klar: es gibt z.B. nur zwei Möglichkeiten, mit dem Problem der Nichtsesshaften, der sog. Penner, die vielerorts das Straßenbild bestimmen, umzugehen = entweder mit polizeilichen oder mit sozialarbeiterischen Mitteln.

Das Thema i s t heikel. Wie viel ordnungspolitische Anteile braucht die Sozialarbeit selbst, wie viel davon verträgt sie? Wie viel Distanz zum Staat braucht sie, um nicht das Vertrauen der Hilfebedürftigen zu verlieren? Wie viel Distanz braucht sie gegenüber ihrer Klientel, um nicht den Boden gesellschaftlicher Akzeptanz unter den Füßen zu verlieren?

### **Sozialarbeit ist auch Denkvollzug**

Sozialarbeit braucht eine Stimme im Wissenschaftssystem. Auch das ist ein wichtiges Sozialsystem einer jeden Gesellschaft. Früher war es dominiert von den klassischen Professionen: von den Theologen, Juristen und Mediziner. Kennzeichen der klassischen Professionen ist, dass sie weit über ihre wissenschaftliche Monopolkompetenz hinaus zunft- und kartellartige Netzwerke entwickelten, auch eigene Sprachen, eigenen Ehrenkodex, eigene Berufsordnungen, Versorgungskonzeptionen usw. Schon die Pädagogik hatte es schwer, auf diese Professionsebene zu kommen und mitzuhalten, ganz zu schweigen von neueren Wissenschaftsdisziplinen.

Ganz schwer hatten es unter wissenschafts- und professionspolitischen Gesichtspunkten die früheren Fachhochschulfächer. Es empfahl sich also, Grundlagenwissenschaften in die Lehre von der Sozialarbeit planvoll zu integrieren, die hohen gesellschaftlichen Professionalisierungsgrad haben, damit der wissenschaftliche und soziale Diskurs ermöglicht wird. Denn überall, wo Sozialarbeit eingeführt wurde, gibt es Durchsetzungsprobleme und Geltungskonflikte mit den etablierten Systemen.

Und: Sozialarbeit musste sich vor dem Hintergrund der jeweiligen Wissenschaftsgeschichte und der Bildungs- und Sozialtraditionen eines Landes zur wissenschaftlichen Disziplin entwickeln - im Diskurs mit den bewährten Teilen internationaler Modelle. Wie Erfahrungen gezeigt haben, kann man nicht nur auf Konzeptionen zurückgreifen, die der eigenen Wissenschafts- und Sozialtradition fremd sind. Man kam als Fachhochschulfach (heute aufgebessert zu Universities of Applied Sciences) nicht umhin, sich als eigenständige Wissenschaft zu entwickeln, und zwar aus drei Gründen:

- wegen der Überprüfbarkeit ("In marktorientierten und informationsintensiven Dienstleistungsgesellschaften der Neuzeit erwarten die Klienten fachgerechte Beratung und Beurteilung, die methodisch und systematisch überprüfbar sein muss" [Bernhard Suin de Boutemard]),
- wegen der Unterscheidbarkeit und Entscheidbarkeit ("Von den Berufsrollenträgern wird berufspolitisch erwartet, dass sie ihre besondere Fachkompetenz gegenüber anderen professionellen Zugangs- und Vorgehensweisen ausweisen können. Dieser Nachweis wird auch vom Anstellungsträger erwartet, damit er entscheiden kann, welche Berufsrollenträger er einstellen muss" [ders.]),
- wegen der Verbindlichkeit (Die Studierenden "erwarten ... von den Hochschulen für Sozialwesen, dass sie ihre Curricula von einer autonomen Wissenschaft der Sozialen Arbeit her gestalten und es nicht mehr länger den Studierenden überlassen, sich aus dem Salat einzelner Fachdisziplinen eine methodisch und systematisch kontrollierbare Wissenschaft des Verstehens und Handelns in der Sozialen Arbeit zurechtzulegen" [ders.]).

### **Das Studium der Sozialarbeit führte zur akademischen Schichten-Ausdifferenzierung**

Die Existenz von Fachhochschulen für Sozialwesen o.ä. änderte mittelfristig die Sozialstruktur nachhaltig. Die große soziale Polarisierung zwischen Studierten und Nichtstudierten erhielt eine Pufferzone - wobei eine gescheite Fachhochschulplanung die Übergangsmöglichkeiten zwischen Fachhochschule und Universität offenhielt und noch offenhält.

In Deutschland waren Fachhochschulen bildungs- und sozialpolitisch wichtig geworden, weil sie typische Aufsteigereinrichtungen waren und sind, Hochschulen für Sozialaufsteiger, für die die Universität noch eine zu hohe soziale und gesellschaftliche Barriere gewesen wäre. Die meisten Studentinnen und Studenten an Fachhochschulen für Sozialwesen o.ä. waren in ihren Familien die jeweils ersten, die studieren.

Fachhochschulen bzw. heute meist Universities of Applied Sciences sind also generell ein Beitrag zur Bildungs-Chancen-Gleichheit, zum gesellschaftlichen Aufstieg, wichtig vor allem für die traditionellen Mittelschichten, aber auch die obere Unterschicht. Wir haben in den Sozialwesenfächern viele bildungsaufgestiegene Arbeiterkinder, die den Abstiegsbedrohten, denen sie helfen sollen, in der eigenen Sozialgeschichte recht nahestehen, die daher die Erfordernisse der Hilfe kennen, die oft ein Verstehen haben, das allem Lernen und Studieren voraus ist. Diese neuen aufgestiegenen Bildungsschichten tun den Hochschulstrukturen gut.

### **Fachhochschulen für Soziales/Universities of Applied Sciences entsprechen Veränderungen des Arbeitsmarktsystems**

Der Arbeitsmarkt ist hochdifferenziert geworden, und er besteht nicht mehr nur aus entweder wenig qualifizierten oder hochqualifizierten Arbeitsplätzen. Das Niveau der Leistungsanforderungen bewegt sich unaufhörlich, füllt alle Zwischenebenen. Und es entstehen in Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung und im Sozialbereich ständig Aufgaben, für die es eigentlich noch gar keine Ausbildungsstruktur gibt. Zum Beispiel hatten seit längerem alle Städte eine Frauenbeauftragte, die sich um die Frauenbelange in Kommune und Institutionen kümmert. Diesen Beruf konnte man nirgendwo eigentlich erlernen. Er wurde und wird ausgeübt von Juristinnen, Lehrerinnen und vor allem von Diplom-Sozialarbeiterinnen und -pädagoginnen.

Die beruflichen Chancen für Absolventinnen und Absolventen von Fachhochschulen (und ihren Weiterentwicklungen) sind im Schnitt besser als für die von Universitäten. Die Fachhochschulleute sind stärker praxisorientiert, gleichwohl wissenschaftlich genug ausgebildet, strahlen so etwas wie die Verheißung patenter Tüchtigkeit und unkomplizierter Einpassungsfähigkeit aus - und kosten ein wenig weniger.

### **Sozialarbeit verbindet Hilfesysteme**

Sozialarbeit ist schließlich wichtig für die sog. intermediären Systeme, für die Wohlfahrtseinrichtungen und Sozialinitiativen von gesellschaftlichen Körperschaften, von Kirchen und Parteien und Vereinen. Sie bekommen mehr Fachlichkeit und gesellschaftliche Legitimation, aber es verbindet sie nun auch etwas, das es so vorher oft nicht gab zwischen ihnen. Sozialarbeit ist dann wie ein Netzwerk aus bestimmten sozialwissenschaftlichen Standards: über konfessionelle und andere

Prägungen hinweg. Soziale Einrichtungen verschiedenster Couleur lernen es so, öfter einmal mit *einer* Stimme zu sprechen. Und das macht die Stimme gewichtiger. Stützende Strukturen und helfende Netzwerke können entstehen. Und die dienen einzelnen Menschen, den kleineren Sozialsystemen und dem ganzen Gemeinwesen auch.

## **Sozialarbeit und Sozialpädagogik**

sind Sozialberufe, die sich als angewandte Sozialwissenschaften definieren; sie werden trotz unterschiedlicher Traditionen (Sozialarbeit hat sich aus dem Berufsbild des früheren Wohlfahrtspflegers bzw. Fürsorgers, Sozialpädagogik aus dem Frauenberuf Jugendleiterin mit dem ursprünglichen Arbeitsfeld Kindergarten bzw. Hort entwickelt) wegen vieler Gemeinsamkeiten als integrierte Studiengänge an Fachhochschulen für Sozialwesen/Universities of Applied Sciences o.ä. angeboten. Wo sie noch als gesonderte Disziplinen erscheinen, wird in der Sozialpädagogik der Akzent stärker auf entwicklungspsychologische und pädagogische Fragestellungen gelegt: um in der sozialen Praxis vor allem Sozialisationshilfen, ergänzende und unterstützende Erziehung vermitteln zu können.

Weithin gemeinsam sind Sozialarbeit und Sozialpädagogik

> die Zielvorstellungen (darauf hinwirken, dass Menschen durch soziales Lernen fähig werden, sich selbst zu helfen: zur Eigenlenkung ihres Sozialverhaltens, zu sozialer Beteiligung und Mitverantwortung in der Gesellschaft; Interessenvertretung für Unterprivilegierte)

> und die Vorstellungen über die Methoden der Verwirklichung (soziale Intervention: Veränderungen auslösender aktiver Einfluss auf Personen und Zustände, ohne Zwang, eher als Vermittlung von Chancen und Erfahrungen, planerisch, vorbeugend, beratend unter Einsatz fachlich überprüfbarer Arbeitsformen wie Einzelfallhilfe, Beratung, Familientherapie, Soziale Gruppenarbeit, Gemeinwesen bzw. Stadtteilarbeit, Methoden und Didaktik der Bildungsarbeit).

> In Sozialarbeit wie in Sozialpädagogik geht der Trend seit geraumer Zeit gleichermaßen in Richtung relativ kleinräumigen Handelns, Methodenvielfalt, Vernetzung von Hilfesystemen und Demokratisierung von Strukturen (Helmut Lukas).

Je nach Anteil und Ausformung derjenigen Wissenschaftssysteme, die der Ausbildung in Sozialarbeit bzw. Sozialpädagogik zugrunde liegen (Soziologie, Sozialempirie, Psychologie, Pädagogik, Ethik, Sozialmedizin, Recht, Verwaltungslehre, Organisationstheorie u.a.), arbeiten Sozialarbeiterinnen/ Sozialarbeiter und Sozialpädagoginnen/Sozialpädagogen eher individual- oder gesellschaftsorientiert (d.h., politisch), entweder symptom- oder situations- oder klientenzentriert oder in Mischformen aus alledem.

Selbstverständnis und Selbstdefinition gehen z.T. über die rechtlich definierte Funktion hinaus, die z.B. so klingt:

"Die Fehlentwicklungen in der modernen Industriegesellschaft...bedürfen in mancher Beziehung einer Korrektur, die sich an den Bedürfnissen des Individuums ausrichtet. Diese Korrekturaufgaben können nicht in jedem Falle erledigt werden, indem der Gesetzgeber Leistungen vorsieht, die von der öffentlichen Verwaltung bereitgehalten werden. Erforderlich sind häufig Hilfestellungen, die dazu beitragen, Notlagen zu meistern sowie Fehlentwicklungen und Konflikte zu vermeiden, aber auch jene Informationen zu vermitteln, die den Zugang zu den staatlichen Leistungen erschließen. Soweit die in dieser Hinsicht entstehenden Aufgaben vorwiegend mit pädagogischen Mitteln wahrgenommen werden müssen, fallen sie vornehmlich in die Zuständigkeit von Sozialpädagogen; soweit eher administrative, organisatorische und rechtliche Bezüge bestehen, sollten sie typischerweise von Sozialarbeitern erledigt werden" (Quambusch/ Schmidt).

De facto arbeiten Sozialarbeiterinnen/Sozialarbeiter und Sozialpädagoginnen/Sozialpädagogen bei Sozialbehörden, in Sozialdiensten (z.B. als Krankenhaus- oder JVA-Sozialarbeiter), in betrieblichen Sozialbüros o.ä. als Betriebssozialarbeiterinnen und -arbeiter, bei Krankenkassen, Gewerkschaften, in Schulbehörden und vor allem bei Sozial-Verbänden.

Ihre Arbeitsbereiche sind überwiegend: Hilfe bei wirtschaftlichen Problemen (z.B. Schuldnerberatung), Kinder- und Jugendhilfe (Adoptions- und Pflegestellenvermittlung, Erziehungsberatung, Beistandschaften, Pflegschaftsarbeit, Betreuung, Jugendgerichtshilfe, Kinder und Jugendberufshilfen, Teestubenarbeit, Initiativen für arbeitslose Jugendliche usw.), Familienhilfe (z.B. Arbeit mit sozial benachteiligten Familien, mit Alleinerziehenden, mit Mädchen und Frauen in schwierigen Lebenssituationen, Schwangerschaftskonfliktberatung, Familienerholung, Mutter-Kind-Kuren; sozialpädagogische Familienhilfe), Altenhilfe (Seniorenberatung, Clubarbeit, Organisation von Besuchs- und Haushaltshilfediensten, Essen auf Rädern u.ä., Gebrechlichkeitspflegschaften), Sozialdienst im Krankenhaus, Einsatzleitung bei ambulanten pflegerischen Diensten, Hilfen für Ausländer (Organisation von Eingliederungshilfen, Sprachkursen; Hausaufgabenhilfe u.ä.), Hilfen für Aussiedler (Eingliederungshilfen u.ä.), Asylbewerber-Hilfen, Hilfe für Arbeitslose (Beratung zur Sicherung des Lebensunterhalts, Initiierung von Selbsthilfe und alternativen Arbeitsprojekten), Arbeit in sog. Sozialen Brennpunkten/Obdachlosensiedlungen (Gemeinwesen und Stadtteilarbeit, Spielstubenarbeit u.ä.), Behindertenhilfe (Beratung, Gruppenarbeit mit Behinderten und Angehörigen, Behindertenfreizeiten, Begleitung von Selbsthilfegruppen u.ä.), Suchtkrankenhilfe (ambulante Therapie, Nachsorge nach stationären Aufenthalten, Ausbildung von Suchtkrankenhelfern u.ä.), Straffälligenhilfe (Sozialdienst im Vollzug, Begleitung bei Entlassung, Hilfe bei Wohnungs- und Arbeitsplatzbeschaffung u.ä.), Nichtsesshaftenhilfe (Wohngruppenarbeit usw.).

In Sozialarbeit und Sozialpädagogik stecken - natürlicherweise - Spannungen: z.B. zwischen angebotenen persönlichen Hilfen und erkannter gesellschaftlicher Bedingtheit vieler Formen von Hilfebedürftigkeit; oder: zwischen Rechtsorientierung und der Notwendigkeit, eigentlich normverändernd arbeiten zu müssen (Sozialarbeit ist gewissermaßen ein Teil der Sozialpolitik,

bezieht ihre Legitimation durch rechtlich definierte Anlässe); zwischen dem durch Sozialwissenschaften erarbeiteten Anspruch und institutioneller Begrenzung (Sozialarbeit und Sozialpädagogik bekommen meist durch Verwaltungsrichtlinien, Finanzierungsmaßnahmen u.ä. den Rahmen abgesteckt, in dem soziale Therapie o.ä. erfolgen soll). Obwohl als unzulänglich erkannt, bildet in der Regel das allgemein Anerkannte und politisch Zugelassene den Rahmen für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Ähnliches gilt bei konfessionellen Wohlfahrtsverbänden für den Rahmen kirchlicher Maßnahmen.

Zweifellos sind Sozialarbeit und Sozialpädagogik *normativ* gesteuert. In der Regel stecken in ihren Methoden relativ optimistische Menschenbilder und weltanschaulich eingefärbte Bewertungen der Vergesellschaftung der Zeitgenossen (s.u. *Exkurs II* über Gesellschaftsmodelle in der Sozialarbeit). Karl-Fritz Daiber spricht gar von "religionsanalogen Daseinsinterpretationen". Deswegen kann es bei konfessioneller Sozialarbeit zu Geltungskonflikten zwischen Theologie und Sozialarbeit kommen, aber auch bei gegenseitiger Akzeptanz zu einer gesellschaftlich einzigartigen Dialogkultur: zumal Sozialarbeit wie Theologie "dem verletzten Lebensganzen auf der Spur" sind, und beide wollen "Wege ausfindig machen, die zu weniger verletztem oder verletzendem Leben führen könnten" (Ulke).

### **Grundformen und Methoden sozialer Arbeit**

Nach der Unterbrechung der deutschen Sozialberufsentwicklung und der traditionellen Ausbildungsgänge (z.B. an den Ausbildungsstätten für Wohlfahrtspflege) durch das Hitler-Regime nahm die Konferenz der Wohlfahrtsschulen 1947 ihre Arbeit wieder auf. "Auf Grund des erheblichen Nachholbedarfs an sozialen und verhaltenswissenschaftlichen Kenntnissen wurden zunächst Ideen und Methoden des Social work relativ unreflektiert übernommen. Unter Vernachlässigung der gesellschaftlichen und sozialen Perspektive von Armut und Hilflosigkeit, jedoch ausgestattet mit einem der eigenen Tradition fremden Methodenverständnis (Casework, Groupwork, Community Organization) begann ein neuer Versuch der Professionalisierung in der Bundesrepublik" (M.Scholz). Die in den USA entwickelten Socialwork-Methoden hatten im wesentlichen zum Ziel, "das Wohlbefinden der Einzelnen mit der Wohlfahrt der Gesellschaft, in der sie leben, in Einklang zu bringen" (W.A.Friedländer), aufgrund von vier optimistischen Prämissen, die unter anderem auch direkt mit dem amerikanischen Demokratieverständnis zu tun hatten (A.Johnson):

- > "die Überzeugung von dem immanenten Wert, der Integrität und der Würde des Individuums" (Friedländer),
- > "die Überzeugung, dass der Einzelne, der in wirtschaftlicher, persönlicher und sozialer Notlage ist, das Recht hat, selbst zu bestimmen, welches seine Bedürfnisse sind und wie sie befriedigt werden sollen",
- > "der Glaube an gleiche Chancen für alle, begrenzt allein durch die angeborenen Fähigkeiten des Individuums",

> "die Überzeugung, dass die Rechte des Menschen auf Selbstachtung, Würde, Selbstbestimmung und gleiche Chancen in Beziehung stehen zu seiner sozialen Verantwortung sich selbst gegenüber, gegenüber seiner Familie und seiner Gesellschaft".

Die *Ethik der Sozialarbeit* bildet daher seit jeher im Studium der Sozialarbeit/Sozialpädagogik einen wichtigen Themenblock. Die ideellen Wurzeln moderner sozialer Arbeit sind unterschiedliche christliche Traditionen, das humanistisch geprägte, mittelalterliche, städtische Gemeinwesen-Lebensgefühl, der wissenschaftliche Rationalismus, vor allem in seiner Einwirkung auf die Medizin, und freiheitlichdemokratische Grundwerte der französischen und amerikanischen Revolutionen. Nach Plenter „...ist die Ethik nicht in erster Linie eine Wissenschaft, die konkrete Verhaltensnormen gibt, sondern sie ist vor allem systematische Reflexion über den Sinn dessen, was man tut oder unterlässt. Ethik ist Suche nach den Horizonten der Menschlichkeit, innerhalb deren man als ein freier und verantwortlicher Mensch leben kann, der seinem eigenen Gewissen folgt, welches die konkreten Wege abwägt, auf denen man dem Appell des Guten gerecht wird“ (2001). Die Fähigkeit, ethisch zu reflektieren, ist vor allem dann wichtig, wenn die Sozialarbeiterin/der Sozialarbeiter in den klassischen Konflikt gerät: zwischen Gesetz und Gewissen. „Grundregeln stellen keinen konkreten Tatbestand fest, sondern weisen auf das hin, was sein sollte. Das ist eigentlich klar, wenn man bedenkt, dass auch Kodizes keine Gesetze sind. Ethische Grundregeln sind höher einzustufen als das Gesetz, das heißt, sie kommen vor dem Gesetz. Sie zeigen, dass Menschen moralisch handeln wollen und es auch tun; nur wenn dies nicht der Fall ist, tritt das Gesetz in Kraft“ (Tschudin).

### **Grundform Social Casework = Soziale Einzelhilfe**

Nach einer frühen Definition von L.B. Swift (1939) ist es Aufgabe der sozialen Einzelhilfe, dem einzelnen zur Entwicklung und zum Gebrauch seiner individuellen Fähigkeiten zu verhelfen, damit er sich mit den Problemen, mit denen er in seiner sozialen Umwelt konfrontiert wird, auseinandersetzen vermag. 1950 definierte dann S. Bowers, soziale Einzelhilfe sei jene "Kunst(fertigkeit)", in der humanwissenschaftliche Erkenntnisse und Fähigkeiten in der Handhabung von Beziehungen dazu benutzt würden, Fähigkeiten einzelner sowie Hilfsquellen in der Gemeinschaft zu mobilisieren - mit dem Ziel der besseren Anpassung eines Klienten an seine Umwelt. Nach diesen und ähnlichen Verständnissen von sozialer Einzelhilfe ist die Sozialarbeiterin/der Sozialarbeiter in diesem Anpassungsprozess "das grundlegend helfende Instrument" (H.S.Maas), das nach drei Prinzipien arbeitet:

nach dem Prinzip des *Akzeptierens*,

nach dem Prinzip der *Kommunikation* ("Durch dieses Geben und Nehmen beginnt eine - sich entwickelnde - Klient-Sozialarbeiter-Beziehung“ [ders.] ),

nach dem Prinzip der *Individualisierung* (= Verstehen der einzigartigen "Konstellation von Faktoren in der Belastungssituation jedes Klienten" [ders.] ).

Zu diesen Funktionsprinzipien des helfenden Instruments Sozialarbeiterin/Sozialarbeiter kommen in diesen und anderen Entwürfen von sozialer Einzelhilfe weitere allgemeine Grundsätze hinzu: der der aktiven Beteiligung des Klienten an seiner Behandlung, der der Vertraulichkeit und der Selbstkontrolle der Sozialarbeiterin/des Sozialarbeiters (ders.). Dass eine der Wurzeln dieses Verständnisses von Sozialarbeit die psychotherapeutische Tradition ist, geht unter anderem daraus hervor, dass auch die Interpretationsaufgabe (Interpretation der Bedeutung bestimmter Verhaltensweisen) und die des Aufdeckens "vergessener" Ursachen des Klientenverhaltens (ders.) durch die Sozialarbeiterin/den Sozialarbeiter zu bewerkstelligen ist.

### **Grundform Social Group Work = Soziale Gruppenarbeit**

"Der Gruppenarbeiter befähigt verschiedene Arten von Gruppen zu einer Funktionsweise, durch die die Wechselbeziehungen in der Gruppe und das Programm zur Entwicklung des Einzelnen und zur Erreichung wünschenswerter sozialer Ziele beitragen", definierte 1949 das Statement of Executive Board of the American Association of Group Workers. Ein Grundproblem sozialer Gruppenarbeit klingt hier schon an: "Wie verbindet man Individualismus mit der Sorge für eine ganze Gemeinschaft?"

Die Antwort der Social Group Worker besteht darin, dass alles Geschehen in der Gruppe, alles Deuten und Behandeln dieses Geschehens, immer sowohl aus dem Gruppenprozess als auch aus individueller Dynamik abgeleitet werden soll: es geht um die Beobachtung, Auswertung und Anwendung von Wechselwirkungen. Die Aufdeckung von Konflikten u.ä. wie auch die Behandlung geschehen durch den Gruppenprozess selbst bzw. durch das Einbringen der Person des Sozialarbeiters in seinen Beziehungen zu den Gruppenmitgliedern. Auf diese Weise soll die Gruppe größere Unabhängigkeit und die Fähigkeit zur Selbsthilfe gewinnen: befähigt durch die Sozialarbeiterin/den Sozialarbeiter, die Einsichten wecken - freilich immer zweckbestimmte Beziehungen herstellen ("bewusste und gezielte Konzentration auf den Zweck, den die Trägerinstitution verfolgt, *und* auf die Bedürfnisse der Gruppe" [Konopka]). Die Funktionsprinzipien entsprechen denen der sozialen Einzelhilfe (*Akzeptanz, Kommunikation, Individualisierung*). Theoretische Grundlage ist ein Gruppenverständnis, das auf ggfs. modifizierten Interaktionstheorien beruht (vgl. dies.: "Unter ‚Gruppen-Prozess‘ versteht man das Netzwerk psychologischer Wechselwirkungen, die in jeder Gruppe vorhanden sind"). Als besonders leistungsfähige Theorie zum Verständnis und zur Formulierung von Aufgaben des Interaktionsprozesses erwies sich der sozialpsychologische Ansatz von E.H. Erikson.

Vgl. Studienbrief Sozialisation: Erikson entwarf in „Childhood and Society“ im Zusammenhang mit der Problematik der Ich-Entwicklung des Menschen ein stufenartiges Konflikt bzw. Aufgabenlösungsmodell: demnach muss in jeder Lebensphase durch die Lösung einer spez. Aufgabe, eines Grundkonflikts, eine Fähigkeit erworben werden, die wiederum für die nächste Lebensphase und für die Bewältigung der dort angesiedelten Aufgabe grundlegend ist. Im 1. Lebensjahr ist demnach der Konflikt zwischen Urvertrauen und Urmisstrauen zentral, im 2. der zwischen Autonomie und Scham bzw. Zweifel, im 3. 6. der zwischen Initiative und einengenden Schuldgefühlen, in der Zeit zwischen Schulbeginn und Pubertät der zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Leistung, in Pubertät und Adoleszenz der zwischen Identität und Rollenkonfusion, im frühen Erwachsenenalter der zwischen Intimität und Isolierung, im Erwachsenenalter der zwischen Kreativität und Stagnation, im hohen Alter der zwischen Ich-Integrität und Verzweiflung vor dem Todesschicksal.

Zur Aufnahme dieses Modells in der Sozialen Gruppenarbeit vgl. Konopka: "Wenn der Sozialarbeiter sich diese Theorie von der menschlichen Entwicklung zu eigen macht, versucht er zu verstehen, ob ein Individuum, mit dem er in der Gruppe zu tun hat, diese Entwicklungsstufen zufriedenstellend durchlaufen hat, oder ob es einige davon nacherleben muss. Er muss dann diese Entwicklung ermöglichen." Dem Thema „Gruppe“, „Gruppenarbeit“, „Gruppendynamik“ ist ein späterer Teil dieses Studienbriefs gewidmet.

### **Grundform Social Community Organization = Soziale Gemeinwesenarbeit**

Soziale Gemeinwesenarbeit ist ein methodisch in Gang zu bringender und zu begleitender Veränderungsprozess innerhalb eines geographischen oder funktionalen Bereichs (z.B. SelbsthilfeInitiativen in Neubau- oder Obdachlosensiedlungen, in Gemeinschaftshäusern u.ä.). Ziel dieses Prozesses ist es,

- eine immer größere Annäherung zwischen sozialen Bedürfnissen und Sozialen Diensten - so die frühen, auf den Bereich des Wohlfahrtswesens eingegrenzten Konzepte (vgl. die klassische Formulierung von A. Dunham, 1943: Soziale Gemeinwesenarbeit sei ein "Prozess, der eine Abstimmung zwischen den Hilfsquellen der Sozialen Wohlfahrt und den sozialen Bedürfnissen innerhalb eines geographischen Gebietes oder eines speziellen Arbeitsgebietes herbeiführt und unterhält")
- oder zwischen sozialen Bedürfnissen und sozialer Situation - so die weitergeführten politisch orientierten und agogischen, aktivierenden Konzepte von Gemeinwesenarbeit (z.B. A. Seippel definiert aktivierende Gemeinwesenarbeit unter anderem als "Strategie antikapitalistischer Strukturreformen" bzw. als "Veränderungsstrategie kooperierender autonomer sozialistischer Gruppen") - herzustellen und zu erhalten, um so Benachteiligung aufzuheben.
- Eine mittlere Position nimmt M.G. Ross ein, wenn davon gehandelt wird, dass Gemeinwesenarbeit ein Prozess sei, "durch den ein Gemeinwesen seine Bedürfnisse und Zielsetzungen herausfindet und formuliert, diese ordnet und nach Prioritäten einstuft, das Vertrauen und den Willen hervorbringt, an der Verwirklichung dieser Zielsetzung zu arbeiten, innere und äußere Hilfsquellen mobilisiert, um Bedürfnisse zu befriedigen, Aktionen dafür einleitet und dadurch die Haltungen der Kooperation und Zusammenarbeit im Gemeinwesen entwickelt, verstärkt und praktiziert."

Ross hebt ab auf "vermehrte Identifizierung mit dem Gemeinwesen", auf "erhöhtes Interesse und Teilhabe an den gemeinschaftlichen Angelegenheiten", auf "gemeinsame Wertvorstellungen und Möglichkeiten, sie zu verwirklichen". Die Sozialarbeiterin/der Sozialarbeiter ist bei Ross "nicht Parteigänger einer Gruppe, eines Vorhabens oder einer Organisation".

Seit Mitte/Ende der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts existieren unterscheidbare GWA-Formen (Haug/Gellert):

*die Selbsthilfeinitiative*

Betroffene schließen Bedarfslücken, lernen dabei Selbstvertrauen, Kommunikation und Organisation.

*die Gemeinwesenentwicklung*

Kommunale Organisationen und Bürger lernen Kooperation, indem zuvor verdeckte soziale Probleme bewusstgemacht und angegangen werden.

*die Partizipative Planung*

Experten, Entscheidungsträger und Betroffene - letztere z.T. im Rechtsstatus, Beiräte o.ä. bilden zu können - bringen bei sozialräumlichen Planungen jeweils ihren Sachverstand ein.

*die Soziale Aktion*

Betroffene und deren "Helfer" üben zur Problemlösung Druck auf Entscheidungsträger aus, setzen z.B. Behörden durch Herstellung von Öffentlichkeit Veränderungsdruck aus.

*Stadtteilarbeit*

Betroffene lernen, im lokalen Sozialsystem ihr Mit- und Selbstbestimmungsrecht auszuüben.

**Grundform Voluntary Action = Unterstützungsnetze durch Freiwillige**

Neben der fachlichen, professionellen Hilfe entwickelte sich in den USA ein ausgeprägtes Volunteering: laizistisch, semiprofessionell oder unter planvoller Platzierung von (wenigen) Fachleuten. Aufgrund von Kompetenz-Selbstzuschreibungen, zugleich mit großer öffentlicher Akzeptanz, agieren die Volunteers in Übergangskrisen (Krankheit, Tod usw.), in überbrückender und stellvertretender Kompensation oder Repräsentation, erziehungsbegleitend, im alltagstheoretischen und praktischen Unterstützungsmanagement, aktivierend, mobilisierend u.a.m.

An diese Tradition hat die deutsche Sozialarbeit/Sozialpädagogik zunächst kaum Anschluss gesucht (die sog. Selbsthilfe trifft nur einen kleinen Teil der Intentionen). Erst seit kurzem, wohl in Reaktion auf die soziallogische Übergangssituation seit Ende des 20. Jh.s, aber offenbar auch insbesondere an neuen Ausbildungsstätten (in den neuen Bundesländern), die vom Ballast der seitherigen deutschen Professionalisierungsgeschichte relativ frei sind, werden neue, eigenständige Solidaritätsnetz-Modelle entwickelt.

Winfried Noacks (1995) Konzept privater Solidaritätsnetze geht von 4 einfachen Feststellungen aus, die kaum widerlegbar sind:

Es gibt in der Bevölkerung einen ungedeckten Bedarf an alltäglichen Unterstützungsleistungen.

In der Bevölkerung gibt es brachliegende Hilfpotentiale und eine Bereitschaft, sich sozial zu engagieren.

Die rein ehrenamtlichen sozialen Dienste bedürfen der Stabilisierung durch professionelle Unterstützung.

Das Prinzip der Solidaritätsnetze unterscheidet sich vom Spektrum bisheriger Selbsthilfegruppen durch das Prinzip der Reversibilität von Unterstützungsbeziehungen und durch polymorphe Netzstrukturen.

Besondere Aspekte des Noackschen Modells sind Verbindlichkeit und Qualitätssicherung.

## Die Annäherung zwischen Sozialarbeit und Sozialpädagogik

Trotz unterschiedlicher Traditionen (s.o.) werden Sozialarbeit und Sozialpädagogik wegen zunehmend erkannter und erwünschter Gemeinsamkeiten immer häufiger als integrierte Studiengänge an Ausbildungsstätten für Sozialwesen angeboten.

Definitionen von Sozialpädagogik in der gegenwärtigen Literatur folgen entweder dem gesonderten Verständnis - Sozialpädagogik als "Sozialisationshilfe, als ergänzende und unterstützende Erziehung im Bereich zwischen Familie und Schule vom Säugling bis zum Jugendlichen" (S.Mrochen) - oder dem weiterverbreiteten integrierten - Sozialpädagogik als "Theorie spezieller Sozialisationshilfen ist die Wissenschaft von den Bewältigungsmöglichkeiten der Sozialerziehung und Sozialarbeit einschließlich der Jugend ... und Sozialhilfe ... für die im Laufe der lebenslangen Sozialisation auftretenden Konflikte" (S.Keil). Unterschiedlich sind freilich z.T. noch die Einsatzfelder: Sozialpädagoginnen/Sozialpädagogen arbeiten häufiger im stationären Bereich.

Schon 1966 argumentierte H. Pfaffenberger: "Die soziale und sozialpädagogische Arbeit muss... als einheitliches Funktionssystem gesellschaftlicher Hilfen gesehen und verstanden werden. Der Versuch, das sozialpädagogische Ganze aufzulösen durch Zergliederung in seine Elemente - das Soziale und das Pädagogische - , würde den Wesenskern der Sozialpädagogik treffen und zerstören, der gerade in dieser Verbindung des Pädagogischen und des Sozialen, von Erziehung und Bildung, von Ermöglichung menschlicher Freiheit, Entfaltung und Selbstverwirklichung und ihren äußeren, auch materiellen Voraussetzungen und Bedingungen liegt".

Nach W. Bäuerle rückten Sozialarbeit und Sozialpädagogik wegen des Anwachsens von Fachkompetenz und von politischem Bewusstsein zusammen; beide Disziplinen befinden sich demnach "*auf dem Wege von einer reinen Erfahrungslehre zu einer angewandten Sozialwissenschaft.*" Gemeinsam seien Sozialarbeit und Sozialpädagogik:

> das Ziel, nämlich "die im Verlaufe des Sozialisationsprozesses sich vergrößernde Fähigkeit und die im Zuge der sozialen und demokratischen Entwicklung unseres Gemeinwesens sich erweiternde Möglichkeit des Individuums der Selbstbestimmung, der Eigenlenkung seines sozialen Verhaltens und der sozialen Beteiligung und Mitverantwortung an einer und für eine Gesellschaft und Umwelt, die den Lebens- und Entwicklungsbedingungen aller Menschen besser entsprechen";

> die Vorstellungen über die Erreichung dieses Ziels: durch soziale Intervention, durch welche auf Zustände und Personen aktiv Einfluss genommen wird, durch Anstöße zu sozialem Lernen;

> das Problem des Verhältnisses zwischen interner und externer Verhaltenssteuerung, "wobei externe Verhaltenskontrolle nachrangigen Charakter hat, also nur dann und in dem Maße von Bedeutung sein kann, wenn und insoweit die eigene Verhaltenssteuerung noch nicht, nicht voll oder nicht mehr ausreicht. Dies 'ausreichen' zu definieren, ist ein Politikum";

> das Problem der wünschenswerten *Konformität*: "**Sozialarbeit und Sozialpädagogik als einseitiges Instrument zur besseren Anpassung der Menschen an die gegebenen Verhältnisse ist eine Gefahr für uns alle. Wer die genaue Gegenposition vertritt, ist kurzsichtig**" (Hervorhebung durch H.S.) ), weil es den Klienten bei einseitiger Nonkonformitätsintervention ständig Konfliktbelastungen aussetze; vielmehr habe soziale Intervention (und die dadurch hervorgerufenen bzw. damit einhergehenden Prozesse sozialen Lernens) eine andere Abzielung: "mehr Fähigkeit und mehr reale Möglichkeit zur Selbstbestimmung, zur Eigenlenkung des Sozialverhaltens und zur realen Beteiligung und Mitverantwortung an einer und für eine Gesellschaft und Umwelt, die den Lebens und Entwicklungsbedingungen aller Menschen besser gerecht wird, ist nur erreichbar, wenn es gelingt, bei der Zielgruppe (den Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen) ein günstiges Verhältnis von Fähigkeiten zum friedlichen, kooperativen, angepassten Verhalten und von Fähigkeiten zu mutigem Widerstand, zum Wagnis des Experiments, zur aktiven Teilhabe an Prozessen der Veränderung zu erreichen".

Das Wissen um die Tatsache der Annäherung resp. Integration von Sozialarbeit und Sozialpädagogik bzw. um die diesbezügliche Argumentation, das Wissen auch um die im Annäherungs- bzw. Integrationsprozess beider Disziplinen mit ihren unterschiedlichen Traditionen stattgehabten Erweiterungen des Ansatzes sowohl von Sozialarbeit als auch von Sozialpädagogik lässt die gegenwärtigen, unterschiedlichen Handlungsmodelle sozialer Intervention verständlicher werden: sie sind unterschiedlich in dem Maße, in dem sie z.B. Elemente der anderen Disziplin - bzw. verschiedene Ansätze innerhalb der eigenen und der anderen Disziplin integriert haben.

## **Modelle sozialer Intervention**

### **Klassische Modelle**

Entsprechend der o.g. Annäherung bzw. Integration sozialarbeiterischer und sozialpädagogischer Ansätze, entsprechend aber auch den unterschiedlichen Ausrichtungen in den für Sozialarbeit und Sozialpädagogik grundlegenden Humanwissenschaften (wie Soziologie, Psychologie, Sozialpsychologie, Pädagogik, Medizin, aber auch: Recht, Verwaltungslehre, Organisationstheorie), haben sich verschiedene Formen sozialer Intervention mit jeweils unterschiedlichen Planungs- und Handlungsschritten entwickelt:

> *Sozialarbeit/-pädagogik als Hilfe zur Resozialisierung*

"Klassischer" Verlauf: Anamnese (Beobachtung und Registrierung abweichenden Verhaltens des Klienten) - psychosoziale Diagnose (allgemeine und individuell-biographische Ursachen des abweichenden Verhaltens) - Aufstellen und Durchführen eines Behandlungsplanes (Definition des Resozialisierungszieles, Planung der Methode, der Teilziele, des Personal-, Mittel- und Zeiteinsatzes) - Sozialtherapie (Hilfen und Interventionen; auch Arbeit mit und Vermittlung an Institutionen).

> *Sozialarbeit/-pädagogik als eine Art "kleine Psychotherapie"*

Methodischer Ablauf: Anamnese (Beobachtung, Registrierung neurotischer u.ä. Symptomatik) - Analyse der krankmachenden Ursache(n) - Bewusstmachen der innerpsychischen Zusammenhänge  
Soziales Training o.ä..

> *Sozialarbeit/-pädagogik als Vermittlung von Lernprozessen*

Methodischer Ablauf: Beobachtung unbefriedigter Grundbedürfnisse - Diagnose (Feststellung des Lernstandes, der Lernfähigkeit und des Lernstils des Klienten) - methodisch-didaktische Planung - Lernarrangements (Schaffung von lerngünstigen Situationen, von Lernanreizen; aktive Stützung von Lernprozessen).

> *Sozialarbeit/-pädagogik als angewandte Handlungsstrategie (Agogik)*

Methodischer Ablauf z.B.: Abklären und Entwickeln des Bedürfnisses nach Veränderung - Zielsetzung - Erstellung einer sozialen Diagnose - Strategiefestlegung - Einführen der angestrebten Veränderungen - "Verallgemeinerung" und Stabilisierung.

> *Sozialarbeit/-pädagogik als politische soziale Aktion*

Stationen z.B.: Feststellung von Defiziten usw. - Analyse der soziologischen, ökonomischen, politischen usw. Ursachen u. Zusammenhänge - Strategieentwicklung - Aktion bzw. Agitation (als "aggressives" Konzept z.B. bei C.W.Müller; auf Aktionsforschung basierend z.B.: A.Seippel).

## **Neuere Modelle**

> *Sozialarbeit/-pädagogik als kundenorientierte Dienstleistung*

Konkret: Sozialarbeit

- als Management sozialer Dienstleistungen (d.h. z.B., unter Fragestellungen wie Kundengerechtigkeit, Verknüpfung externer mit interner Dienstleistung, Markterschließung, Wirtschaftlichkeit),
- als marketingorientiertes Handeln (d.h. z.B. Imagekontrolle, Beherrschung marketingpolitischer Instrumentarien, „Werbe“-Konzeptionen usw.),
- als möglichst optimales Zeit und Ressourcenmanagement,
- als zielplanungsbestimmtes Arbeiten, unter Flexibilisierungs-, Dispositions- und Neuplatzierungsbereitschaft (d.h., unter Bedingungen von Modernisierungsmanagement, Qualitätsmanagement und Personalentwicklung) d.h. auch, unter stufenweisem Verlust der bislang "sicheren" Handlungsbedingungen und Arbeitsstrukturen, vor allem bei Behörden und Verbänden der freien Wohlfahrtspflege. Mittelfristig könnte der Trend nicht nur zur Privatisierung des Sozialen, sondern auch zur Privatisierung von Sozialarbeit gehen: einer sich auf Honorarbasis selbst auf dem Markt erhaltenden.

> Die Profilfrage stellt sich neu und verschärft: wie kann unter Marktbedingungen und unter dem Zwang, Standards zu definieren, ethisches Profil hergestellt werden? Wie kann soziale Arbeit überhaupt wirtschaftlich und sozial sein? Wie bekommen wir **Ethik und Effizienz** zusammen?

Kundenorientierte Dienstleistungssozialarbeit muss sich an vier Erfordernissen orientieren:

1. Es gibt neue kommunale Steuerungsmodelle und auf Länderebene: Budgetierungen und Formen des Kontraktmanagements. Die Entscheidungen über Geld-, Sach- und Dienstleistung liegen nicht bei denen, die die soziale Arbeit erbringen, sondern es sind politische Entscheidungen über gesetzlich geregelte Güter. Sozialarbeit muss sich ihre Finanzierung sozusagen verdienen.
2. Sie muss sich nach dem Modell der Kundenorientierung an den Bedürfnissen der Leistungsnehmer orientieren. Der herkömmlichen Sozialarbeit wurde in Politik und auch in Fachliteratur zunehmend vorgeworfen, mehr von eigenen internen Bedürfnissen als von denen der Leistungsempfänger bestimmt gewesen zu sein, aus Klienten Objekte organisierter Hilfe gemacht zu haben. Sozialarbeit gewinnt Aushandlungscharakter zwischen Anbietern und Kunden.
3. Sie muss sich an den gesellschaftlichen Bedarfslagen orientieren.
4. Und sie muss sich an ihrem weltanschaulichen Selbstverständnis orientieren.

### ***Wie es dazu kam (zu einer Dienstleistungssozialarbeit)***

#### **Die logischen Muster des sozialen Handelns von den Anfängen bei frühen Wohlfahrtseinrichtungen bis heute**

1. Es gab eine ausgeprägte vorsozialstaatliche christlich-bürgerliche Privat- und Vereinswohltätigkeit (statt der sozialrevolutionärer Konzepte von Marx u.a.): man konnte als Christ und Bürger sozial sein, ohne radikal sein zu müssen (bis Ende 19. Jh.).
2. Mit Bismarck entstand ein frühes sozialstaatliches Modell: es gab erstmals einen Rechtsanspruch auf Hilfe.
3. Im spätsozialstaatlichen Modell ersetzt Sozialpolitik Solidarität (: ich muss nicht mehr „meines Bruders Hüter“ sein, ich setze durch meine Abgaben den Staat in stand, um Hilfebedürftigen zu helfen; ich bin sozusagen automatisch sozial); es kommt zur Absicherung fast aller soz. Risiken [bes. seit 1961 durch das Bundessozialhilfegesetz mit seinem wohlfahrtsverbände fördernden subsidiären Konzept; Wohlfahrtsverbände konnten
  - a) ihre "Ideale" geltend machen (die beiden christlichen Wohlfahrtsverbände Caritas und Diakonisches Werk begründeten ihre Sozialaktivitäten u.a. theologisch, die Arbeiterwohlfahrt aus ihrer sozialistischen Geschichte, das Rote Kreuz aus ihrer humanitären Tradition usw.), gleichzeitig
  - b) eine professionelle Struktur unterhalten und
  - c) ihre Mitarbeiterschaften gesellschaftsüblich "sichern" (bezahlten z.B. nach dem Bundesangestelltentarif), hatten
  - d) ihre „Kundschaft“ sicher (es gab keine Privatanbieter-Konkurrenz, denn für Privatanbieter rechnete sich gemeinnützige soziale Arbeit nicht: es durften wegen des Selbstkostendeckungssystems keine Überschüsse erwirtschaftet werden)].

4. In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts (unter der Regierung Kohl und Bundessozialminister Blüm) wurden Elemente der Deregulierung, Privatisierung und (Konkurrenz)-Ökonomisierung sozialer "Dienstleistungen" politisch durchgesetzt. Fortan durften – einhergehend mit dem Abbau von Prinzipien wie Gemeinnützigkeit, Solidarität und Subsidiarität – Überschüsse aus sozialer Arbeit erwirtschaftet werden, Gewinne erzielt werden.

Die Entstehung einer Dienstleistungssozialarbeit markierte einen gravierenden Einschnitt. Zuvor hatte das deutsche soziale Sicherungssystem etwa 120 Jahre lang drei recht stabile Säulen: Versorgung, Versicherung, Fürsorge (als 4. Säule wurde nun die Pflegeversicherung implantiert). Das zentrale sozialstaatliche Regelungsprinzip der klassischen Säulen ist der sozialversicherungsrechtliche Solidarausgleich. Arbeiter und Angestellte erarbeiten soziale Transfermittel für sich selbst, für die noch nicht oder nicht mehr Arbeitenden und für Menschen in Not und Armut. Die Finanzierung von Sozialleistungen und großteils die Inanspruchnahme von sozialen Leistungen sind an Ansprüche aus Erwerbstätigkeit gebunden: vor allem Kranken-, Renten- und Arbeitslosenversicherung. Die Bedingungen dauerhaften Funktionierens sind wirtschaftliche Stabilität und ein ausgewogener Generationenvertrag. Krisenhaft wird das System vor allem bei andauernder Massenerwerbslosigkeit, bei Verschiebungen in der generativen Solidarlogik (die gegenwärtig Erwerbstätigen müssen außer für sich selbst soziale Transfermittel für mindestens drei nichterwerbstätige Generationen verdienen und bereitstellen) und bei Entgrenzungen der Unternehmensstrukturen: viele große Unternehmen produzieren und versteuern im Ausland und tragen nichts oder wenig bei zum Erhalt des deutschen Sozialsystems.

Die neue, mit dienstleistungstheoretischen und marktwirtschaftlichen Elementen durchsetzte Soziallogik wurde realisiert als stufenweise Einführung der Pflegeversicherung, als Aufgabe des Selbstkostendeckungsprinzips im Sozialhilferecht und bei gleichzeitiger Öffnung des Anbietermarkts. So kam es zur Dienstleistungssozialarbeit: "Eine Dienstleistung ist eine abgrenzbare Handlung zugunsten eines Kunden. In der Marktwirtschaft ist das Verkaufen der Dienstleistung das Ziel. Um am Dienstleistungsmarkt bestehen zu können, muss die Qualität der Dienstleistung und ihr Preis in einem angemessenen Verhältnis stehen. Häufig umfasst der Verkauf von Dienstleistungen auch die Pflege der Beziehung zum Kunden. Die Beziehung zum Kunden wird allerdings nur gepflegt, um den Verkaufserfolg zu steigern" (M. Kreplin).

Die Änderung des Bundessozialhilfegesetzes (§93,2) und die Prinzipien des Sozialgesetzbuches XI bedeuteten einen Bruch mit der seitherigen sozialen Logik, haben gedeckelte Budgets, prospektive Pflegesätze, die Ökonomisierung der sozialen Arbeit hervorgebracht. Dem Sozialhilferecht liegen eigentlich die Leitvorstellungen Solidarität und Subsidiarität zugrunde; das Prinzip der Gemeinnützigkeit wird zwar nur steuerrechtlich wirksam, war aber eine ethische Herausforderung für viele Träger sozialer Arbeit. Solidarität, Subsidiarität, Gemeinnützigkeit wurden ersetzt durch Ordnungsprinzipien des Marktes wie Wettbewerb, Wirtschaftlichkeit uä sowie durch servicebetriebliche Modellvorstellungen. Ein wirklicher Markt ist so freilich nicht entstanden: es

findet keineswegs eine Preisbildung nach dem Prinzip von Angebot und Nachfrage statt; vielmehr müssen Anbieter um dirigistisch verteilte Mittel konkurrieren. Bei den Wohlfahrtsverbänden und Leistungserbringern haben aufgrund dieser politisch gewollten Veränderungen erhebliche Anpassungsprozesse eingesetzt: Rechts und Wirtschaftsformen wurden verändert (vor allem im Sinne ökonomischer Modernisierung), Managementmuster eingeführt, neue Tätigkeitsfelder und Kooperationen erschlossen, Konzeptionen entsprechend verändert und die Öffentlichkeitsarbeit offensiver gestaltet. Zugleich erhöhte sich überall signifikant der Verwaltungsaufwand; strukturlogisch steht wegen der vielen indirekten Kontroll-Leistungen weniger Zeit für direkte Hilfeleistungen zur Verfügung. Der Nachweis der Leistung frisst einen erheblichen Teil der Leistung auf (bei der Pflege fast ein Drittel). Durch die Öffnung der Rahmenbedingungen sozialen Arbeitens entgleiten dem Gesetzgeber diese Rahmenbedingungen aber auch zusehends (Vorschriften werden z.B. häufig unterlaufen): diese werden seit Mitte der neunziger Jahre immer stärker von den managementartig handelnden Akteuren bestimmt - ein Prozess, der durch die Europäisierung sozialer Dienstleistungsfelder gefördert werden dürfte.

Aktuell zu beobachten ist, dass Dienstleistungssozialarbeit der einzelnen Anbieter einerseits immer austauschbarer, ähnlicher halt, wird: wegen der Notwendigkeit, als Wohlfahrtspflege managementartig handeln zu müssen, um gegenüber dem vom Staat Auferlegten handlungsfähig zu bleiben. Andererseits fördern die neuen Marktmechanismen die soziale Polarisierung: es entstand und entsteht 1-, 2-, 3- usw.-Sterne-Sozialarbeit, z.B. Luxus-Seniorenparks neben „normalen“ Heimen, in denen z.T. die stationäre Pflege eine Grenze erreicht hat, die nicht mehr unterschritten werden kann, ohne die Menschenwürde gravierend zu verletzen.

#### > Sozialarbeit/-pädagogik als Unterstützungsmanagement

Z.B. Wolf Rainer Wendts Modell von Sozialarbeit als "interdisziplinäre Koordinations- und Disponentenfunktion" in einem *Unterstützungsmanagement*: Wendt sieht sein Modell "zwischen dem selbständigen 'Lebensmanagement' von Personen und dem Sozialmanagement in der Meso- und Makroorganisation des Gemeinwesens" angesiedelt und propagiert ein Assessment, das "einen Vorgang (meint), in dem Professionelle und Klienten *gemeinsam* die Situation, ihren Kontext und die daraus resultierende Bedürftigkeit abklären... Die verschiedenen Ansichten interferieren, und es wird im Assessment-Prozess nach einer intersubjektiven Übereinkunft gesucht". Grundlegend für den Einschätzungsprozess ist, "nach welchen Lebensentwürfen und mit welchen Hindernissen, Einschränkungen und Aussichten" einzelne oder eine Familie zuvor zurechtkamen. "Das auffällige oder scheinbar abwegige Verhalten von Menschen, die Delinquenz Jugendlicher, auch psychiatrisch einschlägige Störungen sind oft Teil und Ausdruck persönlicher *Überlebensstrategien*... Unterstützung knüpft daran an". Bei der Planung wird geklärt, "wer in einem bestimmten zeitlichen Ablauf *was* zur Unterstützung beitragen kann... Die Planungsphase mündet in einen Beschluss, einen schriftlichen oder mündlichen oder stillschweigend geschlossenen Kontrakt", der gelegentlich nachreguliert werden kann.

Wendt bezeichnet sein Modell als "ökosozial": die Lebenslage eines Menschen oder soziale

Problemsituationen sind nicht ein gesonderter sozialer Defekt, sondern Ergebnis eines zirkulären Prozesses innerhalb "eines ganzen Kranzes ökologischer Bedingungen", die vom Sozialarbeiter zusammengebracht und eingeschätzt werden müssen. Das ökologische Modell impliziert für alle am sozialarbeiterischen Prozess Beteiligten das "Haushalten mit ihren eigenen Mitteln und Kräften, in ihren sozialen Beziehungen, mit ihren Vorstellungen und Intentionen, mit ihrer Zeit".

In der Nähe zu solchen Konzeptionen liegt das

*Empowerment-Modell* nach Norbert Herriger: s.E. war die klassische Sozialarbeit nichts als eine "Inszenierung von Hilfebedürftigkeit", Teil einer "aufgezwungenen, unterdrückenden und entmündigenden Hilfe"; Empowerment dagegen sei "Selbstbefreiung", ein Bruch "mit lieb gewonnenen Gewissheiten der helfenden Profession", stellt "das lange Zeit vorherrschende 'advokatorische Modell psychosozialer Arbeit' radikal in Frage".

Am Anfang von Empowerment als einer "Philosophie der Menschenstärken" steht ein optimistisches Klientenbild, das sich von der "Unterstellung einer tiefgreifenden Hilflosigkeit des Klienten" verabschiedet und ihn als prinzipiell lösungsfähig und potentiellen Gestalter eines gelingenden Alltags sieht. Klienten sollen ihre erlernte Hilflosigkeit verlassen, sie sollen durch Sozialarbeit in ihrer Selbstorganisation unterstützt werden. Daher gibt es in Herrigers Modell keine "pädagogischen Fertigprodukte" mehr. Der Klient macht das Programm, der Professionelle kann ihn nur spezifisch unterstützen, zugeschnitten auf das "Repertoire der Kräfte und Fähigkeiten" des Adressaten. Soziale Arbeit unterstützt den Klienten dabei, aktiv sein Umfeld und die Gesellschaft mitzugestalten. Die eigentliche Aufgabe sozialer Arbeit im Sinne des Empowerments ist das "networking", das Einrichten und Entwickeln von Unterstützungsnetzwerken.

> Immer mehr Kommunen und andere Leistungsträger, von denen soziale Arbeit wirtschaftlich abhängig ist, üben das ursprünglich holländische *Kontraktmanagement* (dargestellt z.B. von KarlHeinz Boeßenecker). Das Modell hat 7 Zentralelemente:

1. Klare Trennung zwischen politischer Leitungs- und Entscheidungskompetenz einerseits und Exekutivverantwortlichkeit.
2. Der Kontrakt zwischen politischer Leitung und "Management" ist die "kodifizierte Einigung über die grundsätzlichen Ziele und die von der Verwaltung zu erfüllenden Aufgaben und die hierzu benötigten Finanzen... Dieses Vertragsverhältnis setzt sich innerhalb der Verwaltung weiter fort. Zwischen der politischen Verwaltungsspitze... und den Fachbereichsleitern kommt es zu einem weiteren Vertragsabschluss über ein Budget..."
3. "Drittes Element bildet die Organisationsstruktur der Verwaltung, die nach dem Muster einer Holding-Gesellschaft mit entsprechenden Controllinginstanzen aufgebaut ist. Demnach übt das Kollegium von Bürgermeister und Beigeordneten nur noch die Rolle eines Generalmanagements der Dachgesellschaft 'Stadt' aus. Nach getroffenen Grundentscheidungen sind die jeweiligen Leistungserstellungen ... (usw.) Aufgabe der angeschlossenen Firmenbereiche... Gewissermaßen unter

der Oberaufsicht der 'Mutterfirma' und an deren 'langer Leine' agieren diese eigenständig und eigenverantwortlich".

4. Ein zentraler Leitungs- und Steuerungsdienst wird eingerichtet, der zwischen den Fachbereichen koordiniert, die Steuerungsinstrumente verbessern soll, die Leistungsvorgaben in ihrer Entwicklung überprüfen soll usw.

5. Die Erfüllung aller Tagesaufgaben liegt ausschließlich in Zuständigkeit und Verantwortung der Fachbereiche, denen im Rahmen des Kontrakts absolute Organisations-, Finanz- und Personalhoheit eingeräumt wurde. Diese Freiheit ist gekoppelt mit strikter Berichtspflicht.

6. Die Einrichtung eines Controllings, das Informationen u.ä. zur Verfügung stellt, durch die die Managementvereinbarungen eingehalten werden können.

7. Insgesamt bedeutet diese Philosophie "die radikale Umkehr von einer traditionellen Input-Orientierung zur Output-Orientierung. Die Steuerung der Organisation erfolgt nicht mehr mittels Zuteilung von Ressourcen (Personal, Geld, Sachmittel), sondern durch die Vorgabe erwarteter, vereinbarter Zielfestlegungen, Leistungen und Produkte. Diese am Ergebnis, an der Wirkung festgemachte Organisationssteuerung ist mit verschiedenen Konsequenzen verbunden: a) Leistungen müssen genau beschrieben werden; b) Leistungen müssen so beschrieben werden, dass sie messbar sind; c) Kostenrechnungen müssen alle Leistungen und Verwaltungszweige erfassen."

> *Agenturmodelle* (z.B. nach Bernhard Suin de Boutemard)

Die Aufgabe von (evtl. interdisziplinären) Sozialagenturen besteht darin, sozialarbeiterische, gemeindepädagogische u.ä. Dienstleistungen anzubieten und zu koordinieren. Diese können das gesamte Spektrum sozialarbeiterischer, gemeindepädagogischer u.a. Tätigkeiten erfassen "von der Kinderstunde bis zur Seniorenarbeit, von gemeindenaher Diakonie bis zu Freizeiten, von Mitarbeiterausbildung bis zu Seminaren, von Öffentlichkeitsarbeit... bis zur Bedarfsanalyse..."

Die Arbeit einer solchen Agentur wird nach Meinung von Suin de Boutemard "einen Professionalisierungsschub ungeahnten Ausmaßes nach sich ziehen..."

"Wer auf dem Markt der Anbieter und gegenüber Festangestellten konkurrenzfähig sein und bleiben will, muss über Fähigkeiten responsiver, adaptiver, integrativer und innovativer Kapazitäten sowohl in seiner Planung und Analyse, als auch in der Steuerung und Leitung seiner Praxis verfügen. Alle anderen Berufsrollenträger können sich notfalls Zeit lassen und im günstigsten Fall nach und nach sich auf verändernde Bedingungen ihres Arbeitsfeldes einstellen. Soviel Zeit bleibt aber freiberuflich tätigen Mitarbeitern einer Agentur nicht. Sie müssen schneller fachlich reagieren."

Die direkte Ökonomisierung sozialer Arbeit würde in Zeiten der Deregulierung durch den Sozialstaat gewährleisten, dass trotz allem professionell verantwortete soziale Arbeit getan werden kann.

Eine Sozialagentur "ermöglicht ferner, Spenden und Sponsoren für konkrete und unter Umständen zeitlich begrenzte Vorhaben zu gewinnen. Solche Vorhaben können in einem öffentlichen Prospekt ausgeschrieben werden. Es würde damit eine in der nordamerikanischen Sozialarbeit übliche Praxis des Sponsoring aufgegriffen. Schließlich treiben Angebote der Agentur den methodischen Standard

der Arbeit voran... Eine Agentur ist eher in der Lage, neue Arbeitsformen, Stile und Entwicklungen einzuführen, weil der Markt ihrer Abnehmer größer ist und diese in ihrer Einstellung zu Neuerungen unterschiedlicher reagieren, als es ein einzelner Arbeitgeber tun wird... Will eine Agentur wettbewerbsfähig sein, wird sie sich um die Fortbildung und Supervision ihrer Mitarbeiter kümmern, aber auch teilzeitgerechte Gestaltung der Anstellungsverhältnisse mehr berücksichtigen müssen, als es bisher bei fester Anstellung geschah. Insbesondere wird sie mehr auf die sozialen und individuellen Lagen von Frauen Rücksicht nehmen können."

> Modell *Existenzsicherung durch lebenslagenorientierte Maßnahmen für arme Bevölkerungsgruppen* (Träger: Ev.luth. Stadtkirchenverband Hannover; Anstoßfinanzierung durch Diak.Werk und EG; Bericht: Finkeldey)

Es handelt sich praktisch um eine genossenschaftsähnliche Einkäufer- und Tauschgemeinschaft, ein Projekt, "das die Versorgung der Zielgruppe mit lebensnotwendigen Gütern und die Produktion dieser Güter durch die Betroffenen selbst, soweit dies vorhandene Fähigkeiten und Qualifikationen erlauben, anstrebt. Die beteiligten Personen sollen eine Einkäufer- und Tauschgemeinschaft bilden, in der sie nach einer Einführungsphase eigenständig den Einkauf, Lagerungsformen, Verteilungsmodelle von Gütern des unmittelbaren Lebensbedarfs und desgleichen die Produktion sowie den Tausch von selbsthergestelltem Güterbedarf organisieren. Auf diesem Wege werden bisher in Passivität und Isolation gedrängten, sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen Verhaltensmuster ermöglicht, die sonst nur im Rahmen erwerbswirtschaftlicher Arbeit entstehen können. Über den Aufbau einer überschaubaren Gruppe von etwa fünfzig Personen wird die Einbindung in einen sozialen Zusammenhang ermöglicht. Durch die Begrenzung der Personenzahl und die Schaffung eines 'kleinen Sozialsystems' erleben die Beteiligten sich als wichtige Mitglieder der Gemeinschaft... Aufgrund des Einsatzes brachliegender Fähigkeiten und Qualifikation in der Herstellung von Produkten (z.B. Nahrungsmittel, Holzelemente, Möbel, Kleider) oder der Erbringung von Dienstleistungen innerhalb der Gemeinschaft werden Verhaltensmuster reaktiviert, die das verlorengegangene Selbstwertgefühl wiederherstellen. Über den Ausschluss des Geldverkehrs und die Ersetzung...durch ein System mit Anteilscheinen, das innerhalb der Gruppe zum Tausch von selbstproduzierten Gütern befähigt, wird kooperatives Verhalten ... gefördert."

> Das *Homebuilders*-Modell kommt aus den USA und wird z.B. in Holland und Australien "kopiert" (Bericht: UtaM.Walter)

Es handelt sich um einen besonders intensiven und konzentrierten personellen Einsatz: für eine bestimmte Zeit (46 Wochen) steht ein/e Sozialarbeiter/in 12 Familien ausschließlich zur Verfügung "rund um die Uhr, jeden Tag der Woche, auch an Wochenenden und Feiertagen... (sie) trägt einen 'beeper', wie die tragbaren Rufgeräte in New York genannt werden." Das Konzept hat sich, auch "in der selbst gewählten Eingeschränktheit der Arbeitsweise, als überdurchschnittlich erfolgreich erwiesen."

## **Exkurs I**

### **Sozialpädagogische Familienhilfe**

Die sozialpädagogische Familienhilfe erstreckt sich auf die ganze Familie mit dem grundlegenden Ziel, Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Sie orientiert sich dabei primär auf der Förderung des Kindeswohls und will die Erziehungsfunktion der Eltern sichern, so dass die Kinder altersgemäß und kindgerecht aufwachsen können. Hier ein bei der AWO entwickeltes Konzept:

#### **Ziele sind im Allgemeinen:**

Vorhandene Ressourcen und Fähigkeiten in der Familie aufdecken und erkennen, stabilisieren und weiter entwickeln

Eltern zur selbstständigen Lebensbewältigung und Alltagsstrukturierung befähigen

Elternverantwortung und Erziehungskompetenz entwickeln und stärken

Problemlösungskompetenzen in der Familie erhöhen

Einbindung in soziale Netzwerke und das Gemeinwesen fördern

Unterbringung von Kindern außerhalb der Familien vermeiden oder durch entsprechende Arbeit ihnen verkürzen.

Inhaltlich erhalten die Familien in folgenden drei Bereichen Unterstützung:

#### **1. Elternschaft und Leben als Familie**

Klärung eigener Motive und Ziele als Eltern

Beratung und Anleitung in Erziehungsfragen (auch Aufklärung und Verdeutlichung von kindlicher Entwicklung und Verhalten von Kindern)

Umgang mit Konflikten und Krisensituationen

Austausch mit anderen Familien in ähnlicher Situation

Behinderung und Elternschaft

Vernetzung des sozialen Umfeldes ( Kindergarten, Schule, Nachbarschaftskontakte)

Hinführen zur Entwicklung individueller Lebensperspektiven.

#### **2. Leben mit dem Kind**

Alltagspraktische Anleitung bei der Versorgung des Kindes:

Hygienetipps

Sicherstellung der notwendigen medizinischen Maßnahmen u. Vorsorgeuntersuchungen

Vermittlung von Kenntnissen der angemessenen Körperpflege und Ernährung sowie deren Überprüfung

Kindgerechte Gestaltung des Wohnraumes, auch im Hinblick auf Sicherheit. Häusliche Förderung des Kindes durch sinnvolle Beschäftigung und durch Anbindung an entsprechende Institutionen

Gegebenenfalls Einleiten therapeutischer Behandlungen

Zusammenarbeit mit den jeweiligen Institutionen.

### **3. Leben im Alltag**

Erarbeiten einer Alltagsstruktur (regelmäßiger Tagesablauf, Gestaltung von Festen usw.)

Anleitung und Unterstützung in der Haushaltsführung (Einkauf, Kochen, Ernährung, Wohnungsreinigung und Pflege, Wäsche)

Begleitung zu Behörden, Ämtern, Ärzten etc.

Unterstützung in finanziellen Angelegenheiten.

\*\*\*

## **Exkurs II**

### **Klassische gesellschaftstheoretische Grundlagen sozialer Arbeit:**

#### **das systemtheoretische Differenzierungsmodell Luhmanns**

(wonach aus dem alten Problem des Helfens im Grunde längst das Problem der Verteilung geworden sei: Organisation von Hilfe als Bedarfsausgleich im Sozialsystem, in gewisser Weise außerhalb der Entscheidung und Motivation der Sozialarbeiter, gesteuert durch Entscheidungen im *politischen* Teilsystem)

#### **das Systemmodell von T. Parsons**

(das Gleichgewicht interagierender Gruppen gewährleistet gesellschaftliche Stabilität; Mittel und Ziel = Integration [vermehrte Identifizierung mit dem Gemeinwesen, erhöhtes Interesse und Teilhabe an gemeinschaftlichen Angelegenheiten, gemeinsame Wertvorstellungen und Möglichkeiten, sie zu verwirklichen u.a.m.]

#### **die Kapitalismustheorie**

(wonach unter kapitalistischen Bedingungen die *ökonomischen* Institutionen alle gesellschaftlichen Beziehungen organisieren; Verständnis von Sozialarbeit als antikapitalistische Strukturreform z.B. mit dem Ziel, "gesellschaftliche Benachteiligungen aufzuheben, Erscheinungsformen von Herrschaft und Macht und die ihnen zugrundeliegenden Unfriedensstrukturen... radikal zu beseitigen"[Seippel])

#### **die Position der Kritischen Theorie**

(kritischer Rationalismus: gesellschaftskritische Orientierung inkl. Forderung nach intersubjektiv nachprüfbar wissenschaftlichen Methoden; politische Agitation soll nicht die pädagogische Intervention verdrängen)

## **diverse Pluralismusmodelle**

(moderne Gesellschaft als "pluralistische Massendemokratie mit institutionalisiertem Interessenausgleich" [F. Fürstenberg]; "Sozialarbeit ist Teil der Sozialpolitik, wie sie in einer pluralistischen Gesellschaft mit vielen Gruppen, unter verschiedenen Interessen und Absichten und Ansprüchen, auch von der öffentlichen Hand, betrieben wird" [W. Bäuerle]; Folge z.B.: Konkurrenz der verschiedenen Träger von Sozialarbeit)

## **Die neue Unübersichtlichkeit (Habermas): Aktuelle Gesellschaftsmodelle**

Auf die Frage: „In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?“ antworten heutige Experten:

Ulrich Beck: in der Risikogesellschaft<sup>1</sup>  
Daniel Bell: in der postindustriellen Gesellschaft<sup>2</sup>  
Ralf Dahrendorf: in der Bürgergesellschaft<sup>3</sup>  
Peter Gross: in der Multioptionsgesellschaft<sup>4</sup>  
Karin Knorr-Cetina: in der Wissensgesellschaft<sup>5</sup>  
Ronald Inglehart: in der postmodernen Gesellschaft<sup>6</sup>  
Claus Leggewie: in der multikulturellen Gesellschaft<sup>7</sup>  
Neil Postman: in der Mediengesellschaft<sup>8</sup>  
Gerhard Schulze: in der Erlebnisgesellschaft<sup>9</sup>  
Amitai Etzioni: in der Verantwortungsgesellschaft<sup>10</sup>  
Stefan Hradil: in der Single-Gesellschaft<sup>11</sup>  
Karl-Ulrich Mayer: in der Bildungsgesellschaft<sup>12</sup>  
Richard Sennett: in der flexiblen Gesellschaft<sup>13</sup>  
Peter Sloterdijk: in der undankbaren Gesellschaft<sup>14</sup>  
Richard David Precht: in der gläsernen Gesellschaft<sup>15</sup>  
Walter Wüllenweber: in der asozialen Gesellschaft<sup>16</sup>  
u.a.m.

<sup>1</sup> „Was unterscheidet diese monströse, neue Armut von der alten Armut: Diese Menschen werden schlicht nicht mehr gebraucht. Marx' Rede vom Proletariat oder Lumpenproletariat unterstellt immer noch aktuelle oder potenzielle Ausbeutung im Arbeitsprozess. Dort, wo die Zivilisation in ihr Gegenteil, in bewohnte Müllhalden umschlägt, ist selbst der Begriff ‚Ausbeutung‘ ein Euphemismus... Weder innerhalb von noch zwischen Nationalstaatsgesellschaften bildet der Klassenbegriff die entstandene Komplexität radikal ungleicher Lebensverhältnisse ab. Er gaukelt vielmehr eine falsche Einfachheit vor.“

<sup>2</sup> typisch sei „die zentrale Stellung des theoretischen Wissens und das zunehmende Übergewicht der Dienstleistungswirtschaft über die produzierende“

<sup>3</sup> charakterisiert durch „das schöpferische Chaos der Vielen, vor dem Zugriff des (Zentral-)Staates geschützter Organisationen und Institutionen“

<sup>4</sup> Kennzeichen: Entgrenzung (z.B. zwischen Kulturen und Nationen), Abbau überkommener Zeitstrukturen („Es wird Zeit gewonnen, um Zeit zu verlieren“), Enthierarchisierung („Elitäre oder auch nur gut bezahlte Positionen erringen diejenigen leichter, die den Besitzständen angehören, um hinreichend ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital zu investieren“), Säkularisierung (Betonung von Diesseitigkeit, Genuss,

Verwirklichung von Glück), Verwissenschaftlichung („Je mehr sich völlig gegensätzliche Auffassungen auf ihre Wissenschaft berufen können, umso mehr wird die Wissenschaft selbst durch externe Instanzen (Politik, Massenmedien, soziale Interessenlagen usw.) entwertet).“

<sup>5</sup> Sie meint: Experten „machen“ Wissen im Rahmen bestimmter Wissenskulturen: das „Aussagebegehren“ sei dominant.

<sup>6</sup> Inglehart: Das Streben nach materiellen Gütern sei nicht mehr so bedeutend wie bestimmte „höhere Werte“ wie Glück, Kultur, Bildung, Tier- und Umweltschutz. Postmodernität entstehe dadurch, dass physische und psychische Sicherheit in einer materiell wohlhabenden Gesellschaft.

<sup>7</sup> Leggewie: „Eine gewisse Islamisierung des Abendlandes, das nach dem Tod Gottes den Glauben an sich selbst verloren hat, kann nicht nur den modernen Muslimen aufhelfen, sondern auch Europa nachhelfen.“

<sup>8</sup> „Unser Fernsehapparat sichert uns eine ständige Verbindung zur Welt, er tut dies allerdings mit einem durch nichts zu erschütternden Lächeln auf dem Gesicht. Problematisch am Fernsehen ist nicht, dass es uns unterhaltsame Themen präsentiert, problematisch ist, dass es jedes Thema als Unterhaltung präsentiert... Fernsehen wurde nicht für Idioten erschaffen – es erzeugt sie.“

<sup>9</sup> Schulze meint eine Gesellschaft, in der das Individuum total egoistisch auf das Erreichen von möglichst viel Genuss fixiert ist, und zwar je nach gesellschaftlicher Schichtung: Arbeiter auf dem Unterhaltungsmilieu, Studierende im Selbstverwirklichungsmilieu usw.

<sup>10</sup> „Achte und wahre die moralische Ordnung der Gesellschaft in gleichem Maße, wie Du wünschst, dass die Gesellschaft Deine Autonomie achtet und wahr“<sup>1</sup>. Ziel dabei ist die Rekonstruktion der Gemeinschaft (Community) durch die Wiederherstellung der Bürgertugenden um ein neues Verantwortungsbewusstsein der Menschen zu sichern und so die moralischen Grundlagen unserer Gesellschaft zu stärken. Dies führe laut Etzioni zu einer „guten Gesellschaft“, wobei „kommunitaristisches Denken die einzige realisierbare und wirksame Alternative zum Versuch [sei], den Menschen Tugenden und Werte aufzuzwingen“

<sup>11</sup> In seinem Buch „Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde“, 2013, konstatiert er als charakteristisch für unsere Gesellschaft: Ungleichheit, Generationenkonflikt und Demokratieverlust

<sup>12</sup> wobei das seltene Gut „Arbeit“ und dessen Erfordernisse die Bildungslandschaft „dirigiere“

<sup>13</sup> Er beschreibt die Auswirkungen des neuen flexiblen Kapitalismus‘ auf den Charakter: „Durch die Flexibilisierung der Arbeitswelt verlieren Wertvorstellungen und Tugenden an Bedeutung: z.B. Treue, Verantwortungsbewusstsein und Arbeitsethos ebenso wie die Fähigkeit, auf sofortige Befriedigung von Wünschen zu verzichten und Ziele langfristig zu verfolgen. Gründe für diese Entwicklung sind die Beschleunigung der Arbeitsorganisation, die stetig wachsenden Leistungsanforderungen, die zunehmende Unsicherheit der Arbeitsverhältnisse sowie die Notwendigkeit, jederzeit aus beruflichen Gründen den Wohnort zu wechseln... Der Druck auf den Einzelnen, der sich auch in einem gewandelten Verständnis des Zeitbegriffs zeigt, steigt immens. Hinzu kommt eine engmaschige Überwachung der gesamten Produktionsprozesse - einschließlich der Arbeitenden - durch den Einsatz moderner Kommunikationsmittel. Zudem beschreibt Sennett einen Konflikt zwischen Werten, die Eltern ihren Kindern weitergeben möchten und solchen, die deren Berufsleben bestimmen. All dies trage zu einer Atmosphäre von Angst, Hilflosigkeit, Instabilität und Verunsicherung in weiten Teilen der Gesellschaft bei. Diese Instabilität und Verunsicherung lassen nach Sennett eine Ellenbogengesellschaft entstehen. Die Schere zwischen Arm und Reich werde größer. Die Mittelschichten werden ausgedünnt. Dort sei eine Polarisierung zwischen einer kleineren Gruppe von Profiteuren und einer großen Anzahl von Verlierern des neuen Systems zu beobachten“ (Zitat Wikiped.).

<sup>14</sup> In seinem Buch „Die schrecklichen Kinder der Neuzeit“, 2014, diagnostiziert er als dominante Merkmale: Autoritätsverlust der Alten, monströsen Individualismus und Undank gegen die Eltern

<sup>15</sup> Intimität und Öffentlichkeit sind neu ineinander verwoben; vor allem durch das Internet: grenzenlose, radikal offene Kommunikation

<sup>16</sup> Er definiert sowohl die Unterschicht als auch die Reichsten im Lande als Asoziale „Nicht nur die Unterschicht, auch die Oberschicht zieht sich in ihre Parallelgesellschaft zurück... Die Oberschicht überlässt die Finanzierung des Gemeinwesens weitgehend der arbeitenden Mittelschicht.“

## Netzwerkarbeit

### Zur sozialtherapeutischen Relevanz

„Die Bezirke und Quartiere, in denen die Menschen leben, die Wohnumgebung, die Einkaufsmöglichkeiten, der öffentliche Personennahverkehr, Schulen, Jugendheime, Kneipen, Kirchen und Sportplätze, alle diese Orte und Institutionen, aber auch das Leben in Vereinen und Klubs, die informellen Kanäle der Nachbarschaften, Wohnblocks und Straßen, Kultur und Klima eines Viertels, müssen zu Bezugspunkten werden für das Verstehen der Belastungen, Krisen und Notlagen der Menschen, die hier leben.

... Die traditionell beziehungs geschichtlich-biographisch orientierte Dimension des Verstehens muss durch eine sozialräumliche gleichberechtigt ergänzt, nicht ersetzt werden. Erst wenn wir auch lernen, die Menschen in ihren Verhältnissen zu sehen und verstehen, können wir auch den Einfluss der Verhältnisse auf das Verhalten begreifen und mit ihnen ausloten, wie Verhältnisse und Verhalten ausgehalten oder verändert werden können.“ (Christian Schrapper)

„... Netzwerkarbeit und Vernetzung haben sich ... zunehmend im Bereich sozialer und präventiver Gemeinwesenarbeit etabliert. Sie gehen vom Leitgedanken der Anbindung, Öffnung und Gestaltung von Lebensräumen aus, die personale Verknüpfung in gleicher Weise beinhaltet wie strukturelle. Netzwerkarbeit meint die Aktivierung und Vernetzung sozialer Unterstützungssysteme, meint die Stärkung individueller Ressourcen, meint die Erziehungsarbeit in der Familie und deren sozialem Umfeld, meint Kooperation und Koordination kommunaler Institutionen, ihre Verbindungsfähigkeit mit Bürgerinitiativen und -interessen und schließlich die politische Fähigkeit von Gemeinden und Regionen zur zukunftsorientierten Gestaltung von Lebensräumen. Netzwerkarbeit will ein integriertes Präventionskonzept entwickeln, das Lebensräume aktiviert und verbindet, das Aktionen, Reflexion und Partizipation zulässt und fördert, um so Individual- und Allgemeinwohl zu verbinden und zu gestalten“ (Werner Ludwig)

„Von Vernetzung kann man jedenfalls immer dann sprechen, wenn irgendeine Art interorganisatorischer Beziehung besteht, die ein Mindestmaß an eigener Organisiertheit oder Dauer aufweist. Diese Beziehung muss im Prinzip nicht immer aktiviert sein. Auch als latente Beziehung sollte sie aber immer eine kurzfristige Aktivierung, beispielsweise zur Realisierung einer organisationsübergreifenden Aktion ... oder eines Projekts ermöglichen“ (Langnickel).

Hans Langnickel unterscheidet Netzwerke:

1. Nach dem *Zeitraum* der Vernetzung: kurzfristige oder auf längere Dauer angelegte Kooperation.
2. Nach ihrem *Formalisierungsgrad*: Das Spektrum reicht von zufälligen losen Netzwerken (mit offenen Mitgliedschaften) bis hin zu streng formalisierten bzw. institutionalisierten Strukturen.
3. Nach dem *Umfang der Kooperation*: Die Kooperation kann ausdrücklich auf ein Thema oder Projekt begrenzt oder von grundsätzlicher Art sein.

4. Nach dem *Raum* der Vernetzung: lokal, regional, bundesweit, auch als mobile Ebene der Vernetzung (etwa im Bereich der Drogenprävention) und heute sogar virtuell, z. B. zwischen Jugendhilfeträgern per Internet mit einer ganz neuen Vernetzungskultur.

5. Unterscheiden kann man schließlich eine *horizontale, vertikale und sogar diagonale Vernetzung*: Horizontal etwa zwischen verschiedenen Kindertagesstätten in einem Stadtteil, vertikal z.B. zwischen stationären und ambulanten Einrichtungen, diagonal über „Branchengrenzen“ hinweg etwa zwischen sozialen und kulturellen Organisationen.

6. Schließlich können noch zwei Vernetzungstypen in Hinblick auf *Art und Größe der Partner* voneinander unterschieden werden: Netzwerke, in denen eine größere Anzahl gleichberechtigter Organisationen zusammengeschlossen sind. ... Netzwerke, die unter der Führung einer zumeist großen Organisation (etwa der Kommune als öffentlich-rechtlicher Träger) stehen, und diese Organisation hat dann oft auch die strategische Führung in dem Sinne, dass sie die zentralen Aufgaben und Themen der Arbeit definiert, die Strategie sowie die Art und Form der Beziehung untereinander festlegt.“

Langnickel untersucht auch, warum Vernetzungen oder Kooperationsbeziehungen scheitern. Er weist darauf hin, dass Berührungängste, Abgrenzung, Misstrauen, Aneinandervorbeiarbeiten oder sogar Gegeneinanderarbeiten auf der zwischenmenschlichen Ebene sowie fehlendes „diplomatisches Verhandlungs- und Kooperationsgeschick“ die oft nicht zu überwindenden Schwierigkeiten in der Netz- bzw. Kooperationsarbeit darstellen. Eine besondere Schwierigkeit sieht er beim Aufbau interorganisatorischer Beziehungen: in der „Entgrenzung“ der beteiligten Organisationen in einem Netzwerk oder Kooperationsverband.

Erfolgsmanagement und interorganisatorische Beziehungen, werden durch die folgenden Erfolgsfaktoren gesteuert (Badorocca, Bronder, Nölke):

1. Die Festlegung der Kooperationsziele; klare strategische Vorstellungen der Führungskräfte der beteiligten Organisationen.
2. Die Festlegung der Kooperationspartner bzw. die gezielte Partnersuche, denn nicht alle theoretisch möglichen Partner sind für Kooperation gleich geeignet: Die Partner müssen passen. ( ... )
3. Die Festlegung der jeweiligen Kooperationsbereiche oder -felder.
4. Die eindeutige Festlegung der Kooperationsform und -struktur. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, Kooperationen zu strukturieren. Immer aber muss die jeweilige Organisationsform verbindlich geregelt werden - mit z.B. dem gleichen Anspruch an Strukturqualität wie für die Strukturqualität jeder einzelnen Organisation.

Interorganisatorische Netzwerke müssen geführt werden wie eine eigenständige Organisation, d.h. mit

- klarem Aufgabenbereich,
- spezifischen Zielen,
- eigenen Ressourcen,
- einem Zeitplan,
- Offenheit und Ehrlichkeit.

Weitere Bedingungen erfolgreicher Netzwerkarbeit:

Die Bereitschaft, die eigenen interorganisatorischen Informationssysteme zur Verfügung zu stellen.

Die Bereitschaft, sich damit abzufinden, dass Erfolge nicht mehr nur der eigenen Organisation zugeschrieben werden, sondern allen am Kooperationsverbund Beteiligten.

Im Rahmen der Vernetzung und Kooperation wird das Konzept des Synergieeffektes genutzt von Menschen, die ein gemeinsames Ziel haben.

Chancen:

1. An erster Stelle steht der fachliche Kompetenzgewinn jeder organisationsübergreifenden Kooperation.
2. Durch Kooperation und Vernetzung können vielfältige wirtschaftliche Nutzenpotentiale entdeckt, entwickelt und multipliziert werden, die Einzelträgern (insbesondere kleinen Trägern) verschlossen bleiben: Die gemeinsame und neuartige Nutzung von Ressourcen - und damit im wirtschaftlichen Sinne die Nutzung von Kostenvorteilen.
3. Schließlich bieten Netzwerke den Rahmen, Hilfeangebote aufeinander abzustimmen und so miteinander zu verzahnen, dass für Hilfesuchende/Betroffene ein optimales Gesamthilfesystem zur Verfügung steht. Dies gehört auch zum Kern des traditionellen Kooperationsverständnisses.

## **Interessante Modelle**

### **Modell "Sozialer Verbraucherschutz"**

Kann über 4 Muster geregelt werden:

z.B. durch Betroffenen- und Angehörigenorganisationen (z. B. nach dem engl. Vorbild der "age concern" oder "carers")

durch „Verbraucher“-Verbände und -Zentralen

durch effiziente Mitwirkungsformen bei den Anbietern sozialer Dienstleistungen selbst

durch neutrale Instanzen nach dem Muster der Ombudsleute

\*\*\*

### **Modell Verbraucherschutz und Qualitätssicherung**

orientiert am ursprünglich nordrhein-westf. Modellprojekt "**Sozialgemeinde**" (= Konferenzen aus Anbietern sozialer Dienste, Betroffenenvertretern, Berufsverbänden, Ärzten, Medizinischem Dienst, Sozialämtern)

Ziel: im Zusammenhang mit Intentionen der Pflegeversicherung die Zersplitterung der Zuständigkeiten durch *neue Vernetzung* von Trägern und einen neuen "**Wohlfahrtsmix**" ordnen

Aufgaben:

Förderung ortsnaher Versorgungsstrukturen

Vereinbarungen über Qualitätsstandards

Verknüpfung verschiedener Versorgungsebenen (z.B. gesundheitlicher und pflegerischer)

Infomationsaustausch und -vermittlung zwischen Beteiligten und mit Blick auf die Öffentlichkeit

\*\*\*

### **Private Solidaritätsnetze** (nach W. Noack u.a.)

wollen soziale Gruppen mit ihren besonderen Bedürfnissen erreichen, die unbearbeitet blieben, und bislang unaktive Bürger zur sozialen Hilfe organisieren. Das Konzept ist im Gegensatz zu anderen aktuellen Netzwerken nicht völlig laizistisch, sondern sieht für die Tätigkeit im Vermittlungsbüro eine Fachkraft vor.

Kennzeichen:

- **Reversibilität und ServiceAustausch**
- **Skill bank (skill pool) / Vermittlungsbüro** (Aufgabe: Geflecht von Beziehungen und Unterstützungshilfen aufbauen und erhalten)
- **Soziale Integration des Vermittlungsbüros**
- **Vielfältige Leistungsbeziehungen**  
direkter Austausch von gleichartigen Leistungen,  
direkter Austausch von ungleichartigen Leistungen,  
indirekter Austausch (A hilft B, C hilft A, B hilft C)  
auch: einseitige Unterstützung

Schritte:

1. Entwicklung konkreter Ideen für den Austausch von Unterstützungsleistungen (Auflistung kurz- u. langfristiger Problem, Bedarfs, Interessenlagen)
2. Aktivierung des latenten Unterstützungspotentials
3. Vertrauensbildende Maßnahmen
4. Sammlung u. Aufbereitung von Angebots, Nachfrage und Vermittlungsdaten
5. Koordination von Angebot und Nachfrage
6. Vermittlungsbüro als Schnittstelle zu bestehenden Gruppen und Angeboten
7. Eingriff bei Problemfällen
8. Problemorientierte Schwachstellenanalyse, Anpassung und Dokumentation der Maßnahmen

Volunteers

1. Hauptberufliche verbindlich auf Volunteers beziehen
2. "Good job design"
3. Rekrutierung
4. "Interviewing"
5. "Placement"
6. Orientierung und Verbindlichkeiten
7. Einarbeiten; bewährter Trainingsplan: "Preservice Training" - Anfangsphasen Training - Arbeitsbegleitendes Training - Rückschau / Rückmeldung - Übergangstraining
8. Supervision
9. Entbindungs- und Entlassungsformen
10. Anerkennungs- und Ehrungsformen

Ein wichtiges Instrument, um in Sozialräumen Aktivitäten zu mobilisieren, ist die

### **Aktivierende Befragung**

Ihr Ziel ist: die Lebenssituation Befragter positiv zu verändern. Lernprozesse anzustoßen und Veränderungsbereitschaft zu bewirken.

Jeder Aktivierenden Befragung als Teil der sog. Aktionsforschung sollte eine Sozialraumanalyse und – nach Möglichkeit – eine Expertenbefragung vorausgehen.

In der Regel braucht man zu Beginn eine Hypothese, ein Vor-Urteil, das aus der Sozialraum-Betrachtung resultiert: z.B. der Zustand von Häusern in einer bestimmten Wohngegend ist schlecht, die Bausubstanz sichtbar verbraucht, Müll liegt vor der Tür; hier leben viele Alleinerziehende und viele Kinder; es gibt wenig Spielflächen; Jugendliche werden auffällig durch Vandalismus; es gibt ein Jugendzentrum, das aber nicht angenommen wird (es entspricht offenbar nicht dem Bedarf der Jugendlichen). Usw.

Zur Überprüfung und eventuellen Modifikation der eigenen Vor-Urteile sollte eine Expertenbefragung durchgeführt werden. Experten können sein: andere sozialarbeiterisch Tätige im Stadtteil, Geschäftsinhaber, Polizei u.a.

Prinzipiell sollte die/der Befragende als Unwissende/r auftreten, der bemüht ist, einen Informationsrückstand zu beheben. Daher sollte die Aktivierende Befragung zu zweit durchgeführt werden: eine/r fragt, die/der andere protokolliert.

Es empfiehlt sich, vor den ersten Befragungsbesuchen dazu Rollenspiele durchzuführen.

Zum Standard gehört auch die Vorab-Information derer, die man besuchen und befragen will.

Das Befragungsschema sieht in der Regel so aus (nach Seippel):

- 1) Türöffner (Wer sind wir; in wessen Auftrag handeln wir usw.?)
- 2) Mundöffner: möglichst leicht zu beantwortende Fragen
- 3) Problemfragen aus der Sicht der Betroffenen
- 4) Ideenfragen: Haben die Befragten Lösungsideen, -vorschläge?
- 5) Aktionsfragen: wie könnten sich die Befragten an Aktionen beteiligen?

Nach der Aktivierenden Befragung in einem Stadtviertel o.ä. sollte alsbald eine Einwohnerversammlung stattfinden, bei der zweierlei geschehen könnte: die Einwohner könnten sich „Luft machen“; und: die Befragungsergebnisse werden vorgestellt.

Um die evtl. zutage tretenden Ressourcen umzusetzen, können jetzt Aktionsgruppen gebildet werden, die konkrete Aufgaben übernehmen.

\*\*\*

## GRUPPENARBEIT – GRUPPENDYNAMIK - GRUPPENTHERAPIE

Die Gruppendynamik ist ein Spezialgebiet der Sozialpsychologie, die im Grunde aus Opposition gegen die klassische Psychoanalyse entstand: im Bündnis mit der wissenschaftlichen Psychologie, die die systematische Therapieforschung will und der Psychoanalyse vorwirft, in ihr seien die Grenzen zwischen Wissen und Glauben besonders unscharf.

Weitere Angriffe gegen die Psychoanalyse, die letztlich die gruppendynamischen Therapieformen entstehen ließen:

- Der tiefe Eingriff in die Persönlichkeit bei der Psychoanalyse birgt die Gefahr autoritärer Manipulationen des Patienten: der Analytiker gerät im Extremfall in die Rolle des "allwissenden und allmächtigen Vaters", und jede Kritik des Patienten, sei sie auch berechtigt, kann leicht als "Widerstand" abgetan werden.
- Die Hinwendung zu gruppendynamischen Therapieformen hat auch "politische" Motive: der Psychoanalyse wurde vorgeworfen, sie sei weithin eine Ober- und Mittelschichttherapie, weil oft - auch uneingestanden - viele Analytiker mit S.Freud der Ansicht seien, dass eine Psychoanalyse nur bei einigermaßen hoher Intelligenz möglich sei.
- Zunehmend rückten auch wirtschaftliche Argumente in den Vordergrund: die finanzielle und zeitliche Belastung in der Psychoanalyse ist groß. Gruppentherapie ist billiger und "geht" schneller.

Gruppentherapie ist wahrscheinlich gar keine so neue Erfindung. Wahrscheinlich hat jede Kultur und Gesellschaftsform in der Menschheitsgeschichte irgendwelche Techniken zur Behebung oder Milderung seelischer Abnormitäten, "Verhaltensstörungen", Verständigungsproblemen usw. gekannt. Es ist bekannt, dass z.B. Mediziner in einer Art gruppentherapeutischer Sitzung Kranke und Gestörte behandelten und behandeln.

In unserer Kulturwelt konnten gruppendynamische Abläufe als psychologisch-medizinische Therapie erst eingesetzt werden, nachdem Freud die Grundlagen der psychoanalytischen Therapie formuliert hatte. Tatsächlich gab Freud erste Anstöße zum Bedenken der Gruppenrolle. Er prägte z.B. den Begriff "Familienroman": Die Familie ist die erste Gruppe, mit der wir konfrontiert werden; sie ist zugleich die Gruppe, die uns am stärksten formt. Man bezeichnet daher die Familie als "natürliche Gruppe". Sie ist zugleich unsere "innere Gruppe": die Erfahrungen, die Kinder mit Eltern, Geschwistern und sonstigen Verwandten machen, beeinflussen in hohem Maße ihre seelische Gesundheit. Freud prägte die Formulierung, dass unsere Persönlichkeit "der Niederschlag dieser ersten Objektbeziehungen" ist.

Die Gruppensoziologie setzte bei der Beobachtung ein, wie stark menschliches Verhalten in Gruppen abhängig ist von dieser Prägung durch jene "innere" bzw. "natürliche Gruppe". Die Beobachtungen erbrachten im großen und ganzen folgende Ergebnisse:

- In den meisten Gruppen übernimmt ziemlich bald ein Mitglied die Führer-Rolle (Alpha-Position); hauptsächlich vier Führertypen zeigen sich: der Stimulator, der Fürsorger, der Deuter, der

Manager; die Art der Interaktion zwischen dem Führer und den restlichen Gruppenmitgliedern macht den Unterschied zwischen "autoritären" und "demokratischen" Gruppen aus.

- Für besondere Aufgaben und Funktionen bilden sich häufig „Spezialisten-Rollen" (Beta-Rolle) aus.
- Die Mehrzahl der Gruppenmitglieder - vor allem in größeren Gruppen - besitzt eine „Mitläufer-Rolle" (Gamma-Rolle), vor deren Hintergrund sich die profilierten Rollen erst bilden können.
- In "neurotischen" Gruppen werden einzelne Gruppenmitglieder in die Rolle des Prügelknaben oder "Sündenbocks" (Omega-Rolle) gedrängt.

Soziogramme (Moreno) und andere Methoden der Gruppenuntersuchung haben in den verschiedensten Spontan- und Arbeitsgruppen immer wieder diese typische Rollenverteilung aufgedeckt.

Obgleich für diese Art von Forschungen erst in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Bezeichnung "Gruppendynamik" üblich wurde, ist die Gruppenforschung älter. P.R. Hofstätter hatte bereits 1957 in seinem Buch "Gruppendynamik" die bis dahin vorliegenden Arbeiten der Sozialpsychologie zusammengefasst:

Erste Ansätze zur Erforschung von Gruppenprozessen (Speziell unter dem Gesichtspunkt des Gruppenführers und seiner Wirkung auf die Gruppenmitglieder) findet man schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts vor allem im militärischen Bereich. Danach konzentrierte sich das Interesse der Forschung auf zwei weitere Bereiche: den der Schule und den der Arbeitswelt.

Berühmt geworden sind die „Hawthorne-Experimente", die Elton Mayo zwischen 1933 und 1945 mit der Belegschaft eines großen amerikanischen Elektrokonzerns durchführte. Das seinerzeit verblüffende Ergebnis: das ehemals miserable Betriebsklima wurde nicht dadurch gebessert, daß die Forschergruppe systematische Verbesserungen der Arbeitsplatzverhältnisse vornahm, sondern letztlich dadurch, dass sich die Sozialforscher intensiv mit den Arbeitern und ihren Arbeitsbedingungen beschäftigten. Die Tatsache, dass man sich für ihre Tätigkeit und ihre Persönlichkeit überhaupt interessierte, dass man sie als wichtige Teile einer Arbeitsgruppe betrachtete, hatte sie letztlich zu ungeahnten sozialen "Leistungen" angespornt. Von diesen Beobachtungen her bekam die Gruppenforschung deutlichen Auftrieb.

J. Moreno prägte 1932 den Ausdruck "Gruppenpsychotherapie". Er entwickelte das Psychodrama als eine Methode, in der Konflikte und seelische Störungen durch improvisiertes Spiel bearbeitet werden. Durch die Re-Inszenierung traumatischer Situationen wird nicht nur Einsicht in die Ursachen gewonnen, sondern es ist auch ein "kathartisches Ausagieren" von Konflikten möglich. Im anschließenden Gruppengespräch kommen gruppenspezifische Verfahrensweisen zum Einsatz. Die Methode wurde ständig weiterentwickelt: später konnte das sog. Behaviordrama das psychodramatische Spiel systematisch zur Verhaltensmodifikation einsetzen.

Moreno und der ebenso bedeutsame Paul Schilder waren Ärzte, wie überhaupt auch aus der medizinischen Erfahrungswelt Anstöße zur Gruppendynamik kamen: bereits 1906 aktivierte der amerikanische Arzt Josef Pratt die lethargischen Patienten seiner Tuberkulosestation durch Gruppenkräfte, wenn auch noch sehr brachial: er ließ sie absichtlich um seine Gunst und Zuwendung wetteifern, um sie dabei körperlich widerstandsfähiger zu machen - mit Erfolg.

In den dreißiger Jahren förderte L.C. Marsh, ebenfalls ein amerikanischer Arzt, bei Gruppen von Geisteskranken eine Bruderschafts-Gruppenstruktur nach der Art mittelalterlicher Klostersgemeinschaften, um den Heilungsprozess zu verstärken (ein Modell, das dann von den Anonymen Alkoholikern mit einigem Erfolg praktiziert wurde).

Paul Schilder und S.R. Slavson waren dann die ersten, die ständig in Gruppen therapeutisch arbeiteten. Schilders Absicht war es in den 30er Jahren, „Einsicht zu vermitteln“; wobei er unter "Einsicht" die Fähigkeit verstand, „die Struktur der realen Welt zu erkennen und das eigene Handeln darauf abzustimmen“. Besonders wichtig war ihm, die Ideologien, Attitüden und vorgefassten Meinungen der Patienten in der Gruppe aufeinanderprallen zu lassen und dann die Missverständnisse psychologisch durchzuarbeiten, wobei der Therapeut behutsam die „leise Stimme der Vernunft“ (Freud) verkörperte.

Kurt Lewin, in dessen Schule der Ausdruck Gruppendynamik geprägt wurde, ersann eine Reihe von Versuchsanordnungen, die ihm u.a. erlaubten, die Qualitäten verschiedener Führungsstile zu "messen" und zu beurteilen. Er probierte sie in Jugendgruppen aus, z.B. in Ferienlagern, und stets unter lebensnahen Bedingungen: er analysierte den autoritären Stil mit seinen Merkmalen, den laissez-faire-Stil, den demokratischen Stil. Lewins Untersuchungen erbrachten den nachhaltigen Beweis für die Annahme, dass zumindest in solchen spontanen (informellen) Gruppen der demokratische Stil den anderen überlegen ist.

Lewins Untersuchungen gaben die Anstöße für das Erkennen der Bedeutung des Kommunikationsstils in der Gruppe und für die Wichtigkeit der Gruppeneffekte. Die Struktur einer Gruppe hat nicht nur Auswirkungen darauf, wie gut das gesteckte Ziel erreicht wird und wie rasch; sie bestimmt auch weitgehend, wie sich Gruppenmitglieder dabei fühlen. Der amerikanische Soziologe G.C. Homans hat für dieses Ausmaß an Wohlbefinden (positiv) oder Unbehagen (negativ), das der einzelne in der Gruppe empfindet, den Ausdruck Sentiment eingeführt.

In dieser Denktradition entwickelte sich das sog. Selbstbehauptungstraining in der Gruppe, das ursprünglich nur zur Ergänzung der bereits üblichen Verhaltenstherapie eingesetzt wurde.

Außer den auch oppositionellen Schülern S. Freuds haben auch die Nachfolger von C.G. Jung eigene Techniken der Gruppenarbeit entwickelt, die vornehmlich um das Bewusstmachen sog.

archetypischer Inhalte des Unbewussten kreist, um die Urformen unseres Denkens. In diese Tradition gehören z.B. A.Janov mit der Primärtherapie, E.Berne mit der Transaktionsanalyse (er geht davon aus, dass jeder Mensch von seinen Erziehern eine Art Drehbuch für sein Leben eingepägt bekommt; dieses Drehbuch gilt es im Falle neurotischer Störungen gewissermaßen „umzuschreiben“ (wobei die Gruppe den Prozess der Selbsterkenntnis und Neuformulierung der eigenen Persönlichkeit fördert).

Auch die späteren Gruppentheorien waren durchsetzt von Elementen aus der Frühphase.

- Ruth C. Cohn mit ihrer themenorientierten interaktionalen Methode (sie gibt dem Thema, um das es in einer Gruppe geht, und den emotionalen Bedürfnissen der Gruppenmitglieder gleiches Gewicht wie auch den davon wiederum unterschiedenen Bedürfnissen der Gesamtgruppe; es geht darum, immer wieder eine Balance zwischen diesen drei Größen herzustellen).
- F. Pearls mit seiner "Gestalttherapie": er benutzt als Material für seine Gruppensitzungen vor allem Träume, deren Figuren und Situationen er vom Träumer nacherleben lässt.
- Die sog. Encounter-Gruppen, in denen es oft recht ruppig zugeht (man versucht die Probleme möglichst frontal anzugehen, was immer auch bedeutet: das betreffende Gruppenmitglied wird von der übrigen Gruppe immer wieder massiv auf seine Konflikte hingewiesen).
- Ähnlich intensiv geht es in den Marathon-Gruppen zu (sie dauern oft bis zu 48 Stunden und bis zur völligen körperlichen und seelischen Erschöpfung mit einem Minimum an Schlaf und Pausen: sie treiben die Gruppenmitglieder bis fast an den Rand des Zusammenbruchs, um danach einen „schöpferischen Neubeginn“ auszulösen).

\*\*\*

Es gibt nicht nur Rollentypen in Gruppen, sondern auch **Gruppenfeldtypen**

### **Eberhard Stahl beobachtet 4 Gruppenfeldtypen:**

#### **Typ Gemeinschaft**

Geprägt durch: Zusammengehörigkeitsgefühl, Zuverlässigkeit, Berechenbarkeit, emotionale Wärme. Zugehörigkeit muss man sich nicht durch Leistung verdienen. Beziehungen sind wichtiger als Hierarchie u.ä. Der Typ „Gemeinschaft“ ist vorherrschendes gesellschaftliches Gruppenideal im Privat- und Sozialbereich (Familie, Sportverein, Theatergruppe, Betriebsrat, Selbsthilfegruppe u.ä.) Problem: Sicherheit auf Kosten der Freiheit; es gibt häufig ein Harmoniediktat. „Individualistische und exzentrische Verhaltensweisen gelten als Bedrohung.“

#### **Typ Truppe**

Geprägt durch klare Hierarchie, sachlichen Umgangsstil, Korrektheit, messbare Erfolge, Leistungsbereitschaft, Rollenbewusstsein, Pflichtgefühl, ggf. Traditionsbewusstsein. Emotionalität

gilt eher als Schwäche. Dominant sind Sicherheit und privatisierte Freiheit. Streit gibt es ausschließlich um Sachfragen. „Truppe“: vor allem in männlich dominierten Gruppen (Militär, Polizei, Bankenwesen, Verwaltung).

Problem: Beziehungskonflikte werden nur unterschwellig ausgetragen. Intoleranz gegenüber Neuerungen, Bürokratismus.

### **Typ Team**

Geprägt durch Lebendigkeit, Kreativität und Flexibilität, verbunden mit Warmherzigkeit, Offenheit und Teamgeist. Gewünschte „Intensität“. Privates und Berufliches dürfen vermischt werden. Prinzipientreue, Pflichtbewusstsein sind eher Sekundärtugenden.

„Team“: gilt häufig als Gruppenideal in der Wirtschaft, weil Teamtugenden „verkaufsfördernd“ sind: hohe Identifikation mit der Gruppe und Verfügbarkeit für sie, gepaart mit Flexibilität und Einsatzbereitschaft.

Problem: wenn der Spielraum, sich auszuprobieren, zu sehr wahrgenommen wird, kommen Beliebigkeit und Hektik und Überschwang auf. Teams sind anfällig für Schönfärberei und neigen dazu, ihre Ziele nicht ganz zu erreichen („Aber es hat Spaß gemacht!“).

### **Typ Haufen**

„Der Haufen ist eine Interessengemeinschaft im Hinblick auf ein klar definiertes und in absehbarer Zeit erreichbares Ziel.“ Höchstmaß an Freiheit. Ideal: Individualität plus Effizienzdenken plus Sachorientierung.

Der „Haufen“ wird von Soziologen u.a. gern als Gruppenform der Zukunft gehandelt, als wahre Heimat des flexiblen Menschen. „Wir treffen auf vergleichbare Strukturen in vielen interdisziplinären Projektgruppen, die sich ebenso rasch wieder auflösen, wie sie zusammengekommen sind.“

Problem: Anfällig für Auflösungserscheinungen. Synergieeffekte gehen leicht verloren.

E.Stahl meint zu den Feldtypen: „Es ist nicht zu erwarten, dass wir in der Realität diese Feldtypen in Reinkultur antreffen werden. Sie sollen als plastische Typisierungen dienen..“

\*\*\*

### **Gruppenphasen**

Man kann bestimmte empirische Entwicklungen von Gruppen beobachten: im allgemeinen verlaufen langjährige Gruppenprozesse über die

- a) heroische Phase,
- b) die sichere Phase,
- c) die alternde Phase und,
- d) schließlich, eine aufsteigende oder absteigende Phase.

Die sogenannte heroische Phase zeichnet sich dadurch aus, dass starke Wirkungen bestimmter Einflussführer vorhanden sind, dass Zulauf neuer Leute geschieht, dass viel Kraft aufgewendet wird für ein bestimmtes und festumrissenes Ziel; es dominieren Neugier, Ideen und Hoffnung.

In der sicheren Phase ist festzustellen, dass Nahziele erreicht wurden, es herrscht einige Zufriedenheit, es kommt zu Gewöhnung, Routine, Etablierung, zum Nachlassen der angestrengten Kräfte; in dieser Phase kommen meist keine neuen Leute mehr hinzu.

Die alternde Phase kennzeichnet den Niedergang einer Gruppe: durch Selbstgenügsamkeit, Aufgabenlosigkeit, durch das Haltfinden an Rückerinnerungen. Tradition wird immer wichtiger, es wird institutionalisiert. „Posten“ werden vergeben, das Gestern wird verwaltet. An die Stelle der Idee sind Satzungen und Paragraphen getreten, die Binnenkommunikation lässt nach; es entsteht zunehmend auch Angst vor Neuerungen; Tabus werden aufgebaut, Anpassung wird gefordert, es besteht Neigung zu Intrigen und Angst vor Selbstkritik, Sündenböcke sind die Abweichler; symptomatisch für diese Phase ist im allgemeinen Mitgliederschwund (nicht nur keine neuen Leute mehr, sondern Abgänge).

Dieser empirischen Phase schließt sich entweder der Abstieg der Gruppe an, oder es kommt zu einem neuen Aufstieg. Dieser neue Aufstieg ist dann nur möglich durch neue Ideen, Aufgaben, Impulse usw.

\*\*\*

### **Übliche Krisenreaktionen in Gruppen**

Die soziologische Empirie kennt verschiedene Krisenbewältigungsversuche im Verlauf der obengenannten Stadien: möglich ist zum Beispiel das, was in der Alltagssprache Vogel-Strauß-Politik heißt, also: nichts sehen, nichts hören und nichts tun, die Sache laufen lassen. Charakteristisch ist auch der Ruf nach mehr Experten: man glaubt, Konflikte und Krisen der Gruppe durch größere Spezialisierung derer, die sich mit ihr befassen, lösen zu können, durch mehr Analytiker etc. Ein überaus beliebter weiterer Lösungsversuch ist der institutionelle: man verstärkt die institutionellen Kontrollen, die Problemverwaltung wird verbessert, konzentriert, institutionalisiert. Das seltenste Konfliktlösungsmodell ist die Konfliktlösung durch die Betroffenen selbst: die Betroffenen erkennen ihre Betroffenheit und solidarisieren sich mit ihr, sie setzen Prioritäten (gemeinsam!), sie suchen selbst nach Lösungen, weil es um ihre Angelegenheiten geht, sie nutzen dabei aber Hilfen von außen (Fachleute).

\*\*\*

## **Wechselwirkungen zwischen Gruppentypen und Gruppenwerten (Inhalten)**

Die empirische Gruppenforschung unterscheidet in einem (freilich recht groben) Raster zwischen Gruppen von Ungleichen und Gruppen von Gleichen.

Gruppen der Ungleichen bestehen aus gemischten Mitgliedern, gemischt nach sozialer Herkunft, Bildung, Alter, beruflicher Tätigkeit usw. Ihre Kennzeichen sind Zusammenhalt an ganz bestimmten Punkten und starke Interessengegensätze in anderen Punkten, also punktuelle Solidarität, aber keine volle Identifikation; es gibt unterschiedliches Sozialprestige und Über- und Unterlegenheit. Positiv an diesen Gruppen ist zu bewerten, dass durch den Zusammenhalt von "Stärkeren" und "Schwächeren" größere Erfolgchancen bestehen, dass es weniger Einseitigkeit gibt, oft mehr Ideen, mehr Phantasie.

Die Gruppe der Gleichen aus gleichrangigen, gleichgestellten Mitgliedern zeichnet sich im allgemeinen durch einen großen gemeinsamen Nenner aus (gleiche Interessenlage, gleiche Erfahrung), durch breite Solidarität und Identifikation; es gibt aber auch eine gewisse Einseitigkeit (z.B. selbst im psychologischen Bereich: durch gleichartige schichtspezifische Sozialisationsdefizite). Positiv an derartigen Gruppen ist die Eindeutigkeit der Zielrichtung, die es auch im allgemeinen nur in derlei Gruppen gibt, und der starke Zusammenhalt zur Durchsetzung von Interessen.

\*\*\*

## **Innen- und Außenzwecke von Gruppen**

Nach allen gegenwärtigen Erkenntnissen ist Kennzeichen einer stabilen Gruppe das Vorhandensein von Zielen, die die Gruppe selbst (innerer Zwecke) und ihre Aufgaben für die Umwelt (äußerer Zweck) betreffen. Wichtig: wird eine dieser Dimensionen vernachlässigt, verkümmert oder zerfällt die Gruppe.

Innenzweck heißt: man tut etwas für sich selbst (Kennenlernen, Wohlfühlen, Spaß, Unterhaltung, Bildung, Freundschaft etc.), baut Hemmfaktoren für solidarisches Verhalten ab (also Konkurrenz, Bevormundung, Ich-Schwächen, labiles Selbstwertgefühl, Misstrauen, Abkapselungen, Schuldgefühle etc.), sucht neue Geselligkeits- und Lebensformen (individuelle und kollektive Emanzipation, Emotionalität, Wohnkultur etc.); bei Überbetonung dieser Dimensionen bestehen Gefahren: vor allem die der sozialen Abkapselung (introvertierte Gruppe, Rückzug in die Privatheit).

Außenzweck heißt: man wird nach außen aktiv, man handelt über die Gruppe hinaus für andere; dieses öffentliche Handeln ist notwendig.

## **Gruppenleiter-Grundtypen**

Es wird z.B. unterschieden zwischen den sogenannten gruppeneigenen Leitern: d.h., er ist Mitglied einer Gruppe von Gleichen, unterscheidet sich nicht wesentlich von den anderen (er ist in gewisser Weise ein typisches Mitglied seiner Gruppe, vertritt gelegentlich die Gruppe, und die Gruppe fühlt sich durch ihn vertreten).

Daneben gibt es den eingesetzten Leiter (sogenannter Institutionsführer): er wird von einer Institution, von einem Gremium, von außen eingesetzt, ist diesem Gremium und ähnlichem gegenüber verantwortlich.

Unter diesen Institutionsleitern unterscheidet man zwei Typen: den sogenannten Machtführer und den Einflussführer.

Der Machtführer versucht, sich diese Gruppe unterzuordnen; der Einflussführer arbeitet mit der Gruppe zusammen, stellt sich mit seinem Wissen und seinen Einflussmöglichkeiten der Gruppe zur Verfügung, stärkt damit nicht nur seine Rolle, sondern die Gruppe (negativ wird dabei gern empfunden, dass er so die Gruppe im Interesse der ihn einsetzenden Gruppe beeinflusst).

Der Institutionsleiter steht häufig in einem Rollenkonflikt zwischen Eigeninteressen der Organisation, Institution etc. und den Bedürfnissen der Gruppe. Meist sieht er dabei seine Aufgabe darin, beschwichtigend in die Gruppenaktivität einzugreifen. Der Einflussleiter versteht sich nicht so sehr als Institutionsvertreter, er ist relativ unabhängig, seine Mitarbeit fußt sichtbar auf freiem Entschluss, er wird von der Gruppe akzeptiert, kann aber auch abgelehnt werden. Seine Mittel sind: Argumente, Überzeugung, Ideen, Kritik. Er hat nicht die Gruppe an sich zu binden, sondern Vertrauen sollen die Gruppenmitglieder in ihre eigene Kraft gewinnen. Seine Rolle ist weniger leitender, als vielmehr stimulierender Art: er hat der Gruppe ihren eigenen Weg zu ermöglichen.

\*\*\*

## **Die schweigende Gruppe**

Nach Schulz von Thun gibt es sieben Schweigeanlässe und entsprechende hinter ihnen stehende seelische Dynamik:

1. meditatives Schweigen
2. Schweigen wegen innerer Unklarheit
3. Schweigen wegen überhöhten Anspruchs an den eigenen Wortbeitrag
4. Schweigen wegen innerer Blockiertheit
5. Schweigen wegen vermeintlich unpassender Beiträge
6. Schweigen als Intimitätsschutz
7. Schweigen als passiver Widerstand

## Gesprächsregeln und Feed-back-Regeln

Vor systematischer Gruppenarbeit werden verbindliche Absprachen getroffen; diese können z.B. folgendermaßen aussehen:

### Gesprächsregeln:

- Es spricht jeweils eine Person, die anderen hören zu, es sei denn die Gruppe beschließt, sich zur Arbeit in Kleingruppen aufzuteilen.
- Die Teilnehmer verständigen sich nonverbal, wer das Wort hat. Es gibt niemanden, der Wortmeldungen aufruft, es sei denn die Gruppe bestimmt jemanden dazu.
- Inhalte, die die notwendigen Aushandlungsprozesse der Gruppe wie z. B. die Bildung von Kleingruppen und die Reihenfolge der Gruppenarbeits-Präsentationen betreffen, werden nur innerhalb der Gruppenarbeitszeiten angesprochen.
- Im informellen Gespräch außerhalb der Arbeitszeiten getroffene Vereinbarungen haben keine Gültigkeit, es sei denn sie werden vom Plenum bestätigt.
- Diese Gesprächsregeln dienen der Transparenz des Gruppenprozesses und sollen verhindern, dass einzelne ohne ihr Wissen von Entscheidungsprozessen in der Gruppe ausgeschlossen werden.

**Das Feedback** soll etwas beschreiben, nicht den anderen bewerten oder interpretieren. Es darf allerdings eigene Eindrücke und Wirkungen des anderen auf eigene Erlebensweisen ausdrücken.

- Feedback drückt also immer subjektiv Wahrgenommenes aus.
- Feedback soll konkret sein und nicht verallgemeinern.
- Feedback soll sich auf etwas beziehen, das veränderbar ist.
- Feedback soll gegenseitiges Verstehen sicherstellen.
- Klärende Rückfragen sind sinnvoll: „Ich habe das so verstanden, meinst du das so?“
- Feedback soll auch positive Kommunikation hervorheben, also nicht nur am Kritisierenswerten ansetzen.

Aufgezwungene und unerwünschte Rückmeldungen erzeugen oft neue Probleme auf der Beziehungsebene, so z. B. Feedbacks im Streit. Allerdings können unerbetene Feedbacks, wenn sie Störungen ansprechen, klärend sein.

*Weiteres aus dem Bereich Gruppendynamik-Gruppenarbeit-Gruppentherapie im Praxisbeispiele-Studienbrief.*